NR. 11/12 1914

Die weissen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

JULI/AUGUST

INHALT:

Ludwig Rubiner, Homer und Monte Christo / Walther Krug, Zur Chronik der Zeit / Adolph Mittler, Antigone. Trachinierinnen / Mechtild Lichnowsky, Vier Gedichte / Max Scheler, Der Bourgeois und die religiösen Mächte / Kasimir Edschmid, Fifis herbstliche Passion / Emile Verhaeren, Die lichten Stunden / Max Dauthendey, Himalajafinsternis / F. A. Schmid Noerr, Der Abgrund / Max Brod, Die neue Zeitschrift / Alphons Paquet, Es ist Zeit / Otto Schneider, Die junge Diebin / Rudolf Fuchs, Drei Gedichte / Ludwig Strauß, Vier Oden / Hermann Levy, Gedichte / Gustav Meyrink, Der Golem

Feststellungen: Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie auf der Mathildenhöhe / Weiberwirtschaft von Max Brod / Das Werk des Charles Louis Philippe / Sir Galahad: Minos / Um dieses alles Gedichte von Arno Nadel / F. M. Dostojewskis Briefe / Gegen schlechtes Deutsch / Der Werkbund in Köln 1914 / Kunstausstellungen / Alphons Paquet, Erzählungen an Bord

LEIPZIG / VERLAG DER WEISSEN BÜCHER

DIE WEISSEN BLÄTTER

11./12. HEFT 1. JAHRGANG JULI/AUGUST 1914

INHALT:

	Seite
Ludwig Rubiner, Homer und Monte Christo	1143
Walther Krug, Zur Chronik der Zeit	1157
Adolph Mittler, Antigone / Trachinierinnen	1164
Mechtild Lichnowsky, Vier Gedichte	1168
Max Scheler, Der Bourgeois und die religiösen Mächte	1171
Kasimir Edschmid, Fifis herbstliche Passion	1192
Emile Verhaeren, Die lichten Stunden	1205
Max Dauthendey, Himalajafinsternis	1209
F. A. Schmid Noerr, Der Abgrund	1226
Max Brod, Die neue Zeitschrift	1227
Alphons Paquet, Es ist Zeit	1231
Otto Schneider, Die junge Diebin	1242
Rudolf Fuchs, Drei Gedichte	1244
Ludwig Strauß, Vier Oden	1247
Hermann Levy, Gedichte	1251
Gustav Meyrink, Der Golem	1253
Feststellungen	1345

Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie auf der Mathildenhöhe / Weiberwirtschaft von Max Brod / Das Werk des Charles Louis Philippe / Sir Galahad: Minos / Um dieses alles. Gedichte von Arno Nadel / F. M. Dostojewskis Briefe / Gegen schlechtes Deutsch / Der Werkbund in Köln 1914 / Kunstausstellungen / Alphons Paquet, Erzählungen an Bord

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann die Redaktion keine Garantie übernehmen.

Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Einzelne Hefte M 2.—, vierteljährlich M 5.—, halbjährlich M 10.—, jährlich M 18.— Bei allen Buchhandlungen erhältlich.

COPYRIGHT 1914 BY VERLAG DER WEISSEN BÜCHER · LEIPZIG

DIE WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

ERSTER JAHRGANG

NR. 11/12 JULI/AUGUST 1914

HOMER UND MONTE CHRISTO

WIR wissen alle vom Wunder. Wir sind seit unserer frühesten Zeit vorbereitet.

Jungen liegen nachts wach, durch die Türen hört man die Gesellschaft bei den Eltern. Man kann im Halbdunkel neben dem Bett gerade noch das Kreisen der Zeichnung auf der Tapete sehen. Die Blätter winden sich auf dem Grünlichen auseinander, als wenn man auf einer Leiter hochkletterte. Nach einigen Märschen der Augen tritt aus der Wand auf der nächsten Blume ein kleines blaues Feuer, rund wie eine Erbse, ein strahlender Kern. Darum her dampft es feurig hoch, die Flammen schlagen auf und nieder, über die ganze Wand hin um die Kinder. Sie sind ganz ruhig und neugierig, was geschehen wird. In dem Feuerkreis steht ein kleiner Mann mit dem langen weißen Bart auf, die Flammen gehen weg und laufen nur noch flach über die Wand hin. Die Jungen richten sich im Bett auf, der alte Mann beugt den Kopf und teilt einiges mit. Was er mitteilt, weiß der Junge schon, es ist aber angenehm und kräftigend, das alles bestätigt zu bekommen. Die Mutter kommt ins Zimmer, und ist erschreckt, daß der Junge im Bett aufrecht sitzt und die Linien in seinen Händen ansieht. Die Linien hören erst langsam auf, sich zu verschlingen. Die Mutter ist beunruhigt und sorgt, daß er schlafe. Der alte Mann aus dem blauen Feuerlicht ist manchmal in späteren Nächten wieder da.

Man muß zunächst diese Schöpfung der Kindheit, die fast jeder Mensch sich macht, hinnehmen ohne Ablenkung durch eine Erklärung oder das Sonderliche einer nur physiologischen Deutung.

Viele Jahre später, mitten unter den Leuten der belebtesten Groß-

stadtstraße, wird der Junge sich plötzlich eine Lichtsekunde lang an seine Zusammenkunft mit dem Feuersmann erinnern. Oder, er geht einmal, des Spätnachmittags eines Sommers, vorbei an der rohen Ziegelmauer eines Amtsgartens, vor ihm, vielleicht mit müden Schultern, ein Berufsmensch, den er vom Rücken erkennt. Da ist die Kindertapete in Flammen. Er weiß sofort, was dieser Rechtsanwalt menschlich auszusprechen hätte. Er überschaut dieses Mannes Mitleben auf der Erde.

Jeder Mensch kennt die Augenblicke, wo hinein in Gewühl und gewöhnliche Dinge ein Aufscheinen fällt. Wir werden durchschüttelt, es ist ein Moment, der uns plötzlich auf eine Spitze stellt, wir übersehen alle unsere bisherigen Handlungen und die der anderen Menschen. Das Wunder. Jeder Mensch kennt das Wunder. Keiner wagt an das Wunder zu glauben, aber jeder weiß davon, am Ende ahnungslos, daß er weiß.

Von einem Buch, das nicht durch Ergebnisse der exakten Forschungen dem unmittelbaren Nutzen des Denkens zu dienen hat, erwarten wir immer das Wunder. Eine höhere Existenz. Unsere höhere Existenz, aufgezeichnet über den Knotenpunkten unseres Lebens, die durch weite Zwischenräume voneinander getrennt sind, zusammengehalten werden, gegeneinander gehalten werden. Wir erwarten, daß ihre Zusammenpressung ihnen ihre bestimmte Bedeutung gibt, Bedeutung, die sie untereinander enthüllen: jeder Lebensmoment drängt handelnd auf den andern ein.

Wir wissen: wir sind früher einmal erregt in den dunklen, eckigen Kellergängen unseres Hauses herumgestrichen, wir sind die Treppen prasselnd herauf ans Licht gerannt, wie ein Schiff, das breit auf die Helle des Meeres geht, ein Schiff und ein Meer, die wir erst viel später zu sehen bekommen werden. Wir sind viele Treppenwindungen atemlos einen Turm hinaufgestiegen, oben war es kleiner als sonst, auf dieser Spitze wurde alles klein, das Licht kam von weiter her. Die Erde wurde groß. Wir lagen am Meer, die Zeit war langsamer geworden, könnte man mitten auf dem Meer sein, wo nichts mehr zu sehen war, dann war man sicher ein Stück von den Dingen, die nach unsichtbaren Einwirkungen, merkwürdig in der Form,

manchmal an den Strand geworfen wurden. — Oder die staubigen, winkeligen Bodenräume, in die graues, scharfes Licht aus seltenen Luken fällt, — von da auf die Dächer: über die ganze Stadt hinsteigen.

In jedem Menschen läuft immer die Sicherheit, daß dieses alles einmal sehr ernst mit unserm Leben verbunden sein kann. Es ist nicht nur, daß wir geboren wurden und aus der Höhle des Leibes in die Helle drangen, und daß das Geschlechtliche wieder in dunkle Höhlen dringt, oft schon künstlich den immensen dunklen Höhlenleib der Nacht schaffend. Aber wir wissen, daß man in Kellern verloren geht, daß man von Türmen abstürzt, auf dem Meer versinkt, auf Böden von Feuer erstickt wird. Das können Gefängnisse, Schlachten, Fluchten, Belagerungen sein. Geldabhängigkeit bricht über uns herein, Vermögen zerfließen und werden gewonnen. Frauen weigern sich uns und werfen sich uns besinnungslos an den Hals. Menschen um uns werden erschossen, zerschlagen, oder sie zertrampeln die andern. Sicher ist, dieses Hinabsteigen, Hinaufklimmen, Hinausschwimmen, das uns immer unerklärlich gebannt hat, wird auf einmal zu Ungeheurem in unserm Leben, zu Tod oder Rettung, in dem Moment, da sich unsere Umwelt ändert. Der Raum auf dieser Erde, in dem wir uns zu bewegen haben, der Raum, in dem unsere Mitmenschen sich bewegen, die Drehung und Bewegung der Räume umeinander, die Kämpfe aus unseren Anstrengungen, Räume zu verschieben, die immer vergebene Hoffnung, Räume zu durchdringen, unser Zusammengeschmiedetwerden, unsere Rückstöße: Körperlich wahrnehmbar wird uns dies alles nur durch unsere Beziehungen zum Licht. Das Licht und der Tag, das Fehlen des Lichts, das Feuer. Unser Denken ans Licht, unsere Vorstellungen vom Licht, unsere Einbildungen. Alle Akte unseres Willens sind auf der Raumwelt dieser Erde unlöslich verbunden mit dem Licht. Wie etwas aus dem Dunkeln kommt und ins Dunkle zurückgeht, das Formwerden im Licht — hier sind die unmittelbarsten Zeichen zum Aufschluß von unserm Willen über andere und anderer Willen über uns.

Diese Zeichen suchen wir, ohne darauf zu achten, überall. Wir erwarten sie als Substanz jeden Buches, das Wesentliches von Menschen sagt.

Die Höhepunkte unseres Lebens, alle Momente, die uns außer uns oder in uns versetzen, die großen Aufstiege und Zusammenbrüche, treten nur als Vorgänge unter Menschen auf. ‹Wir können sie uns nie anders als durch Raumveränderungen vorstellen, und das heißt: daß auch jenes Außer-Uns-Geraten nicht ein Losgelöstes von uns wird, sondern daß wir von der Dauer des Ichs wissen, da wir das Ich stets irgendwie als Raum wiedererkennen.› Vorgänge unter Menschen, Beziehungen zwischen Menschen: Willensäußerungen.

Es ist noch etwas anderes möglich, die Vorstellung von der vollkommenen Auflösung unseres Ichs. Wir können uns als Raum verneinen, wir können uns passiv machen, uns »entwollen«. Dann müßte die höchste Stufe dieses Vorganges, das Eintreten in außer uns liegende Bewußtseinszustände sein, wir müßten uns in die Situationen von ganz außermenschlichen Dingen einfühlen können — und dies oft gebrauchte Wort »ein-fühlen« zeigt sich hier, von menschlicher Art genommen, als ganz undeutlich. In Tiere, Bäume, in Unorganisches, Steine. — Aber das ist nicht die pantheistische Vorstellung von der berühmten Belebung der ganzen Natur ‹aller geistigen Feiglinge›, sondern etwas viel präziseres. Es gälte dabei, die Zustandsform des Dinges zu erfassen: wie — nicht ein Baum — sondern der bestimmte, gewachsene Baum in der Welt für sich besteht. Oder das Steinsein eines Steines. Hindernisse gäbe es nicht, das müßte so weit gehen, ein bestimmter Stuhl, ein bestimmtes Glas in ihnen selbst sein zu können. ‹Als Kunst im ganzen Schrifttum aller Zeiten nur einmal durchaus grundsätzlich versucht, von Rilke, mit dem Gedicht »Die Säule«.› Diese ganze ungeheure Welt der passiven Strömung, des aufenthaltlosen, hindernislosen, willenlos gemachten Ichs, des bewußt unfrei gemachten Ichs ist das Gebiet des Lyrischen. Das Lyrische ist ja nicht auf die Versform des Gedichts beschränkt, es kann in einer Abhandlung, in einem Roman, in einem Bühnenwerk da sein ‹was seit Nietzsche auch Tagesbrauch wurde›. Aber sein Sinn ist immer: ein Ich, abhängig gemacht von außermenschlichen Dingen, von Dingen, die der Wille nicht mehr regiert. Von Dingen. ‹Und das Lyrische des Liebesdichters liegt auch nie in den Willenslinien des Liebenden und der Geliebten, sondern in der Dar-

stellung von Veränderungen, die in der »Natur« um sie vorzugehen scheinen, von der Erde bis zu Kleiderfalten, Haarduft, Glanz der Haut.〉

Drüben die andere Welt der menschlichen Darstellung, das Gebiet der Willentlichmachung, der Eingrenzung, der Ein-Räumung des Ichs — da wo es sich um das Gegeneinander und Nebeneinander und Miteinander der Menschen handelt — diese Welt des Erdenlebens müßte man, im letzten Gegensatz zur lyrischen, die politische nennen. So hat das Politische seinen grundsätzlichsten Sinn: Aufnahme des Verhaltens der Menschen zueinander. Hier geht es um Menschen.

Aber das Politische in der Kunst kann sich nur in Taten äußern. Das Werk, dessen Substanz es ist, muß ein Werk der Handlungen sein.

Der Routinier verwechselt Handlung mit Vorgang. Ebenso wie der Geschäftige Arbeit mit Tätigkeit verwechselt. Aber Handeln ist etwas klares und unzweideutiges, eine Veränderung, die durch den Willen erwirkt wird. Die wirkliche Dichtung hat immer nur mit dem menschlichen Willen zu tun, dessen äußeren Anschein sie gibt. 〈Sie kann auch vollkommen da sein, indem sie bewußt den Willen scheinbar fehlen läßt, das heißt in Wahrheit ihn verschoben auf Gebiete des Außer-Ich zeigt. Hauptmanns »Emanuel Quint«.〉

Langeweile ist ein sehr bemerkenswertes Phänomen: wenn ein Buch uns seitenlang in sorgfältigem Fleiß Gewitter, Meereswogen, Waldrauschen, modernes oder älteres Alpenglühen zeigt, dann merken wir ganz genau, daß wir es mit Schriftstellertätigkeit zu tun haben, mit Beschreibertätigkeit. Dichtung hat nichts mit Beschreibung zu schaffen. Wie wahr das ist: Die Kosmogonien des Altertums können die Natur nur in Personifikationen darstellen. Die Naturschilderer der neuen Zeit anthropomorphisieren die Natur; bei ihnen »handelt« die Natur, die Natur »bedrängt« den Menschen, »wehrt sich« gegen den Menschen, der Wald »wacht auf«, der Turm »springt in die Höhe« — grobschlächtige Vorstellungen, die aber auf demselben Plan stehen mit Intimitäten des Solipsismus: jemand sieht in einem Florentiner Hügel das Knie seiner Geliebten. — Dies sind Auswege. 〈Dichtung ist nicht Erkenntnistheorie.〉 Verschwommenheiten, bei denen nur das Temperament des Autors — als des in

so einem Fall einzigen wirklich Handelnden — den psychophysischen Dilettantismus ein wenig kaschieren kann. Man nennt diese Vorstellungsart mit Recht auch nicht dichterisch, es gibt eine sehr gute Bezeichnung für sie, die das Surrogative ausdrückt, »poetisch«.

Der Dichter hat es nur mit dem Handeln des Menschen zu tun. Die Natur ist die große, vorhandene Passivität der Welt, das Material, in dem die Subjekte des Dichters arbeiten, das sie kneten, schneiden, verschieben, umwandeln: verändern. Ändern. Der menschliche Wille geht auf Änderung der Welt. Jeder menschliche Wille. So müssen die Willenslinien immer zusammentreffen. Ihr Objekt, die Manifestation der Welt, die geändert werden soll, ist ein Stück Raum, dessen Lage man wechseln will. Und die Politik des Staatslebens ist nur ein Sonderfall aus dem ungeheuren Gebiet der Willensäußerungen in der Welt: des Politischen.

Die Bühnendichtung zeigt den Weg der Willensduelle an einem Ding, das seinen Besitzer wechselt. Der Besitzwechsel ist immer ein Ausdruck für die Übermacht des einen, aber der Gegenstand hat auch eine innere Beziehung zu dem Menschen, unter denen er seine Lage ändert. Ein ganz klarer Fall, in dem ein Requisit zum Symbol wird, ist Goldonis »Fächer«. Indes der Bühnenroutinier und der Dilettant beläßt alle Dingobjekte, die den Knotungspunkt der menschlichen Willen veranschaulichen sollen — Kronen, Schmuck, Dolch, Geld — bei ihrer rohen Materialwirkung als Requisit. Am deutlichsten in den häufigen Dilettantenschlüssen mit Gift, das Gift, ein bloßes Objekt des menschlichen Willens, ist da nicht das »politische«, also veranschaulichende Ding, sondern etwas angeblich real Wirkendes, diese Zumutung ist immer so lächerlich. Dagegen der Dichter läßt selbst das am stärksten materialmäßig Wirkende, das Geld, zur Veranschaulichung des Willenskampfes »politisch« werden, Molières »Geizhals«. Das wirkliche Können des Dichters formt an der Sublimierung der Dingsymbole: Shakespeare gibt das Ringen zweier Wesen an Macbeths Monolog von einem Dolch, der nicht einmal existiert. Sophokles, wohl in der Bühnenwirkung am stärksten, verleiht dem Objektsymbol des Kampfes die allerkühnste und beziehungsvollste Einfachheit: In der »Antigone« ein Leichnam!

Aber das Raumsymbol der erzählenden Dichtung und des Romans ist anderer Art. Es ist unmittelbar. Es ist jene Ausmessung der Umgebung, die das handelnde Subjekt durch sein Wirken selbst wählt und begrenzt. Im Drama gehört ja die unmittelbare räumliche Umgebung des Handelnden nicht wahrhaft zum eigentlichen Wesen der Handlung, der Wald, die Straße, das Zimmer der Bühne. Im Roman ist aber der eigentliche Bewegungsraum des Handelnden unendlich sinnvoll. Die dunkle Grotte, in der Odysseus die Schatten der Unterwelt beschwört, in die er hinabsteigt, aus der er glückselig wieder ans Tageslicht heraufkommt ‹es würde gewiß eine unabsehbare Gefühlslücke da sein, wenn ihm hier nicht seine Mutter erschiene, keineswegs aus sentimentalen oder sogenannten psychoanalytischen Gründen›. Oder der unermeßlich reiche und lichte Phäakenpalast. Die felsige Insel Robinsons, die Bergspitze, auf der er Signalfeuer anzündet und seine Höhle. Lederstrumpfs Urwald und der breite Flußlauf des Mississippi. Bis zum Roman der populärsten Wirkung: das unterirdische Gefängnis des Grafen von Monte Christo und seine strahlende Schatzkammer.

Dies alles sind nicht Milieuangelegenheiten oder etwa soziologischer Natur, noch weniger dekorative Dinge, Kulissen. Sondern es sind die plastischen Darstellungen des Umfangs, in dem der Wille des Handelnden sich erproben muß. Der Sinn und die Kraft des epischen Raumsymbols gehen bis zu Dostojewski, der doch den epischen Gang der Erzählung scheinbar kompliziert, indem er ihn aus Gesprächen und Betrachtungen entstehen läßt. In den »Brüdern Karamasow« das Kloster des Mönchs Sossima, das erst voller Heiligkeit und Wundertum ist und später ein Ort des teuflischsten Leichengestanks, dies ist eine Versinnlichung von mächtigster Einfachheit für den Umfang — und die vielfache Art — der Willenskatastrophen bei den Karamasows. Es ist typisch, daß die schöpfungslose Literatur der Unfähigen, Verirrten und Unsicheren ‹die das Energiewesen Dostojewskis nicht verstanden und das technische Gewebe von außen nachzumachen suchten›, beispielsweise die sogenannte psychologische Literatur, nie ein aktives Raumsymbol hervorgebracht hat, ihre Szenen spielen sich allzu oft in Restaurants und Cafés ab, die stets als »gleichgültig« für den Handelnden bezeichnet werden.

Dies bedeutet, daß die Orte solcher Schilderungen nicht auf der Ausdehnung von Willensverknotungen liegen. Sie sind nicht Raum geworden: sie sind nicht geschaffen.

Die Konzentrierung der Handlung, die die Schreibart jeder wirklichen erzählenden Dichtung auszeichnet, ist erst eine Folge der Erschaffung eines Raumes für die Handlung. Innerhalb des gedichteten Raumes ist jeder Vorgang körperlich, und erfüllt sein eigenes Raumvolumen. Aber jede dieser Körperlichkeiten ist ein Sammelplatz von Energien, die immerfort einen Austausch anstreben: Wahrnehmung des Lesers von der »Fülle der Handlung«. Bei den höchsten Werken der, im Sinne der Aktivität, politischen Dichtung, jenen, die gar nichts mehr von Description haben, sondern alle Körperlichkeit zur Darstellung von Willensintensität machen: Wahrnehmung des Lesers von der »Dichtigkeit des Ausdrucks«. Die Odyssee ist ein Abenteuerroman, der Monte Christo des alten Dumas ist es auch. Zwischen diesen ungeheuren Abständen von Dichtung und Unterhaltung stehen Werke Daniel Defoes, Dostojewskis Raskolnikow und die Karamasows, Caleb Williams, der vorkapitalistische Proletarier-Roman des Anarchisten William Godwin, von Cervantes der Don Quixote, Coopers Lederstrumpf. Ganz ungleichartige Bücher. Gemeinsam haben diese Werke die Aktivität der Vorgänge, die Handlung. Oder, vom Grundeindruck des Lesers aus gesprochen: die Spannung.

Von allen Wirkungen des Romans scheint die Spannung die wertloseste zu sein. Der Routinier, der über nichts mehr verfügt, kann immer noch Spannung machen. Die Spannung hält die alten Räuber-, Ritter- und Geisterbücher, die modernen Dienstmädchenromane, die populären Kriminalgeschichten zusammen. Die Spannung scheint am wenigsten vom Leser zu fordern und am wenigsten vom Autor. Aber in Werken von so reiner Kraft wie denen Defoes und Dostojewskis herrscht ungeheuerste Spannung. Und wenn man die Odyssee in einem einheitlichen Sinn vollkommen überschaut, als der Erklärung nicht bedürftiges Erzählungswerk — wie es erst heute wieder die Tatsache von Rudolf Alexander Schröders Übersetzung fordern darf — so steht man überall vor einer Zusammenfassung von Ereignissen, die als höchste Spannung wirkt. In allen diesen Fällen ist Spannung nicht etwas verschiedenes, sondern überall der-

selbe Vorgang im Leser: stärkste Erwartung einer Folge, deren Kommen man zugleich sicher voraussieht. In allen Romanen der Aktivität, den reinen Dichtungen und den bunten Groschenheften, ist die Spannung gleicher Art. Denn Spannung ist überall dasselbe Gebilde, ein Gebilde, das aus der Einheitlichkeit eines Ausdrucksmittels und eines Sachinhaltes besteht. Der Inhalt der Spannung ist stets eine Elementarerschütterung des menschlichen Willens, ihr Ausdrucksmittel ist die Zusammenfassung in unmittelbar ausgesprochenen Resultaten. In unmittelbaren Feststellungen wird ausgedrückt, wie Odysseus, nach dem Schiffbruch an den Mast geklammert, sich rettet, wie Robinson auf seiner Insel menschliche Fußspuren findet, wie der Mörder Raskolnikow vor dem Untersuchungsrichter steht. Diese Feststellungen können sehr ausgedehnt sein, sie sind es nur, um den Raum für ein Subjekt zu schaffen: um eine Gestalt vollkommen zu einer Figur nur aus ihren eigenen Willensdimensionen zu machen. Sie sind nie deskriptiv, das bedeutet, sie geben nie einer Gestalt die Möglichkeit, ihre Umrisse aufzulösen und in der Umwelt zu verströmen. Das Ausdrucksmittel durch das Resultat wirkt auf die Gestalt kondensierend, zu deutsch: dichtend. Das Ausdrucksmittel stellt das Maß des in der Gestalt angesammelten Willens dar. Es stellt das dar am Inhalt der Elementarerschütterung des Willens. Das menschliche Elementarereignis für die Grunderschütterung des Willens gibt dem Willen erst die Möglichkeit, zu wirken. Odysseus, der als Bettler verkleidet sein muß, um gegen die Übermacht der Feinde sich in sein Haus zu schleichen, der Graf von Monte Christo, der sich statt eines toten Gefangenen vom Turm ins Meer werfen läßt, um zu fliehen: hier sind Katastrophen an der äußersten Grenze des menschlichen Willens. Solche Katastrophen können gar nicht anders als durch Feststellung von Tatsachen, also der Form des Willentlichen, ausgedrückt sein. Wären sie es anders, wären sie in die Erklärung und Auseinandersetzung der Deskription — also des Abhängigmachens von der Umwelt — eingebettet, so hätte man nicht Höhepunkte, sondern Endpunkte. Abschlüsse. Das widerspricht dem ganzen Energiematerial solcher Vorgänge. Es ist eine Energieansammlung, die nicht in sich selbst zur Ruhe kommen kann, sie ist auch nur möglich durch andere Energieaufspeicherungen außer ihr.

Intensität fordert Aktivität. Im Wesen der Spannung taucht so von einer ganz anderen Seite der Begriff des Politischen wieder auf.

Die Grunderschütterungen des Willens spielen stets um unseren Tod herum, sie stehen unserem Denken sehr nahe. Es steht auch dem Autor sehr nahe, sich ihrer zu bedienen. Daher ist die Spannung wirklich die niederste Wirkung des Erzählers, nämlich die allgemeinste. Aber die Tatsache der Spannung selbst sagt nichts über den Wert des Werkes, in dem sie wirkt. Fast umgekehrt: die an sich wertlose, das heißt außerhalb eines Maßes stehende Spannung ist selbst erst das Maß, der Wagebalken für unsere Entscheidung über den Wert des Werks. Denn wir nehmen unfehlbar wahr, ob die Spannung nur eine Folge von Vorgängen ist, ein lineares Gebilde, das bloß durch flächig für sich selbst bestehende Ereignissummen hindurchgleitet. Oder ob sie die Rhythmusarchitektur ist, die zusammenschießt aus den Energiestrahlen der Bewegungskämpfe von geschaffenen Räumen des Willens. Die Erscheinung einer Schöpfung.

Die Literatur, die von Zeitgedanken abhängt, die Literatur geht immer wieder im zeitlichen Wechsel zweier entgegengesetzten Bahnen. Entweder der sogenannten Phantasie oder der sogenannten Tiefe. Die Literaturphantasie ist eine Darstellungsart, die in der Fläche bleibt, sie vervielfacht ihre Vorgänge · sie erfindet nicht, sondern erdenkt. Sie zeigt nicht Folgen sondern Konsequenzen. Sie zeigt Willenshandlungen ohne Ausmaß des Willens. Sie gibt Gestalten ohne ihren Raum. Der Gegensatz, die Literaturtiefe, gibt einen Raum ohne seine Gestalten. Das eine ist eine zeitliche Überschätzung des Denkens, das andere eine Überschätzung der Anschauung. Die Literaturphantasie ist logisch, die Literaturtiefe psychologisch. Beide, unschöpferisch, hängen in ihrer Gültigkeit unablässig vom Zeitmoment ihrer Entstehung ab. Hauptvertreter: der alte Dumas, die Phantasie. Flaubert, die Tiefe. Wir stehen gegenwärtig noch in der Mode der Anschaulichkeit, also hohe Schätzung von Flaubert.

Aber die großen Schöpfungen, es sind wenige, die über Jahrhunderte zusammengehören, sind ganz anderer Natur. Sie gehören nicht zur Literatur. Das ist eine bestimmte Qualität ‹doch auch nicht einer jener oft verbittert hingeredet mürrischen Vorwürfe gegen die

Literatur›. Die Literatur ist immer von dem Material der Logik oder der Psychologie. Das sind die Werke der Schöpfung nicht. Es ist wiederum gerecht, daß die Literatur Verdacht gegen die »Schöpfungen« hat, sie innerlich nicht zu sich rechnet, und wenn sie sie schon verbreiten muß, dann gern »bearbeitet«, das heißt, sie möglichst nach der gerade herrschenden Denkform maskiert. Die Literatur ist für sich selbst da. Die Schöpfung nicht.

Die Schöpfung ist ein Krater für die Aufrüttelung durch den Geist. Diese mächtigen politischen Romane dienen der Darstellung einer geistigen Idee. Schärfer begrenzt: der Idee des Geistigen. Die Odyssee, Robinson Crusoe, Gulliver, Tausend und eine Nacht, Karamasow sind da, um die Erschütterung des menschlichen Willens durch ein Geschehen über den Körpern, das unabhängig von allem Material der Welt ist, körperlich werden zu lassen. Diese Dichtungen finden ihren Ausdruck nie in Auseinandersetzungen und Erklärungen, sondern in Feststellungen und Resultaten. Darum, weil sie von einem Absoluten wissen. Was diese Werke über Jahrhunderte aneinander bindet, ist ihre selbstverständliche Voraussetzung: ein freier Wille des Menschen, der durch alle seine Handlungen vor einem unendlich übergeordneten, aktiven Sinn außerhalb der Vorstellungsmöglichkeit Rechenschaft ablegt. Die Dokumentation des absoluten Geistigen erzwingt eine unmittelbare Aneinanderdrängung der Handlungen, jeder Ruhepunkt durch die Beschreibung ‹Bequemlichkeit der Deskription› wäre auch nur vor der Tatsache Gottes eine furchtbare Leere, es wäre eine Tatenlosigkeit auf der Welt, Verleugnung, ja Verstellung. Auf der Welt lebt man, um in jeder Minute seine Herkunft vom Geist in Taten darzustellen, und das Material der Welt ist dazu da, um unsern Willen zu zwingen, im Durchbrechen des Raumwiderstandes, unter Flammenkatastrophen, jeden Augenblick des Lebens immer wieder von neuem als den ersten Tag unserer Geburt vom Geist aufscheinen zu lassen. Der Abenteuerroman gibt das Leben der Menschen in den Katastrophen der Gewißheit vom Geist. Seine Kunst ist nie ein für sich laufender Kreis, nie etwa die Nutzung des persönlichen Privilegs einer Offenbarung. Nie ein Luxus. Nie wertvoll. Sondern selbst wertend. Sie ist dazu da um die menschlichen Handlungen auf ihre Ausfüllung der Willensmöglichkeit zu

werten. ‹Und daher kommt das starke Mutgefühl, das den Leser des Abenteuerromans immer umgibt.› Die Dokumentation des Geistigen erzwingt die Lückenlosigkeit der Erscheinungen des Willens. Die Konzentration der Handlung. Und erst die unerfüllten ‹Kultur-› Nachahmer meinen gewöhnlich, Kunst bestehe abseits von der Mitteilung des menschlichen Zwecks, und Konzentration sei ein Vorgang aus sich selbst.

Dieser politische Roman der Dichter stellt, als wertendes, undeterministisches Werk, immer ungeheuerliche Forderungen auf. Daß diese Forderungen nicht leer phantastisch erscheinen, ist wieder erst durch die Intensität der Willenstätigkeit möglich, innerhalb deren diese Forderungen als Willensangelegenheiten verflochten sind. Dostojewski fordert Ungeheures vom menschlichen Herzen, der Robinson vom moralischen Bewußtsein, Gulliver vom gesellschaftlichen, Godwins Caleb vom rechtlichen, die Odyssee von der menschlichen Treue. Cervantes fordert Utopisches von der Verwirklichungsmacht der menschlichen Vorstellungskraft, und er ist auch wirklich der erste Romantiker, insofern er innnerhalb seines eigenen Werkes Skeptiker an seinen eigenen Forderungen ist: Literatur taucht hier auf.

Die Literatur vertritt immer ihre Gesellschaft. Die Schöpfung vertritt nichts. Ein Ventil vertritt nicht seine Dampfmaschine. Die Schöpfung ist ein Ventil dieser Welt für die Aktivität des Geistes. Das Geistige geht unmittelbar durch sie hindurch, und darum ist sie unmittelbar aktiv. Die Literatur beschreibt die Katastrophe, die Schöpfung ist ein Teil der Katastrophe selbst. Die Literatur schildert die Aufrüttelung, die Schöpfung macht die Aufrüttelung mit.

Die Schöpfung ist unabhängig von ihrer Gesellschaft und von jeder Gesellschaft. Sie hat mit Kultur nichts zu schaffen ‹die Literatur alles›. Denn die Gesellschaft ist ihr nur ein bestimmtes Trägheitssymptom des menschlichen Willens, wie ihr auch jedes andere Material sich als Trägheitssymptom darstellt. Die Schöpfung ist dazu da, im Brennen des Geistes die Trägheit zu vernichten. Die Intensität der Schöpfung ist wirklich der Gesellschaft feindlich, aber das ist so zu verstehen, daß sie eine unendlich viel größere Rolle für die Gesell-

schaft spielt, als die Gesellschaft für sie. Gesellschaftsdichtung oder soziologische Dichtung gibt es ebenso wenig wie logische oder psychologische. Nicht etwa nur, weil dies ein Übergang in die Wissenschaften wäre; diese Antwort zeigt allein das äußere Bild des wahren Grundes. Sondern weil der Geist eine andere Welt ist als das Material. Das Licht von der Sonne kann zwar durch ein Prisma gebrochen werden, aber nur das Licht ändert die Umgebung des Prismas, und das Prisma wirkt nicht auf die lichthervorbringende Sonne zurück.

Die Schöpfung des politischen Romans flammt durch das Material der Gesellschaft hindurch, und bleibt Geistiges; die Gesellschaft und die Umwelt ändert sich, wird von einer Aufwühlung in die andere getrieben. Der Sinn aller Katastrophen im Abenteuerroman ist: Den Menschen immer wieder, durch Zerstörung aller Trägheitslieblichkeit der Umwelt, unmittelbar in die fürchterliche Helligkeit des Geistes zu stellen, von der er stammt. Den menschlichen Willen immer von neuem als auf dieser Welt sichtbar fortsetzenden Strahl des Geistigen zu weisen.

Die Substanz des aktiven Romans, der wahre Stoff und Vorwurf seiner Dichtung, das sind jene Urelemente des Fühlens zwischen dem Feuer und der Nacht, der Helle und dem Tod, die wir seit unserer Kindheit kennen, und die uns stets an unsere geistige Herkunft erinnern. An denen der menschliche Wille sich zu verkörpern hat. Alles, was unsere räumliche Existenz ändert. Man weiß erst, wie sicher die Aktivität des Geistigen, unabhängig von den Gelegenheitsänderungen des Materialen ist, wenn man feststellt, daß schon die rohe, nur erwähnende Aufzeichnung der Elementarsituationen des menschlichen Lebens auf uns wirkt, bis hinein selbst in die dichtungslose, weitmaschigste Verbreitungsliteratur. Die Spannung ist eine der Erscheinungsformen des Geistigen, so wie die Farbe eine Erscheinungsform des Lichts ist, und die Farbe wirkt auf uns bestimmend auch noch aus einem billigen Öldruckbild.

Diese immerwährende, katastrophenrührende Aktivität des Geistigen: das Politische, macht die Dichtung des Abenteuerromans zu einem revolutionären Werk. Die Forderungen die er stellt, seine

Arbeit, die herrschend unberührte Änderung, Umschiebung, Knetung — Umstürzung — des Materialen, der Gesellschaft, machen ihn zur Stimme des Aufstandes. Er lehrt nicht, er wirkt durch unmittelbare Wirkung. Er hat keine »Tendenz«, er hat nur die eine Richtung aufs Geistige. Er analysiert nicht, er stellt fest. Er kritisiert nicht, er zerstört direkt. Er zerstört immer wieder mit seinen Katastrophen die angeebbten Gewohnheiten, die den Menschen zu einem Wesen seiner Umgebung verschwemmen. Er zerstört: Um den menschlichen Willen für den Geist frei zu machen.

Ludwig Rubiner.

ZUR CHRONIK DER ZEIT

WENN wir ehrlich sind, so müssen wir schon sagen: Die Paragraphen bestehen zu Recht. Die Menschen sind nun einmal Exhibitionisten und die Bescheidenen, die sich in schwarze Röckchen kleiden, tun's ja nur, um sich in aller Bescheidenheit zu exhibieren. Die Gesellschaft, deren Interesse die Ordnung ist, hat die schwereren Fälle mit Strafe belegt. Gegen die leichteren hat sie die Einrichtung der Mode. Wie kann man sich da wundern, daß ein ernsthafter Mensch ernsthaft redet?

Der Mode haftet freilich Komisches an. Sie ist eine Uniformierung, und Uniformierte erinnern allzu leicht irgendwie an Puppen. Wir müssen aber doch bedenken, daß die Gesellschaft diese Komik will. Sie will sich schützen. Ohne die Mode liefe jeder nach eigenem Gutdünken herum. Das gäbe, närrisch wie die Menschen nun einmal sind, eine wahre Maskerade, einen höllischen Karneval. Jeder lebte auf seine Art und suchte nun nicht etwa, wie neuere Idealisten meinen, seiner »Eigenart Ausdruck zu geben«, sondern sich so toll zu maskieren, wie es ihm seine Narrheit einbliese. Die Gesellschaft aber, die ruhig leben will, hat das Interesse, daß dieser ewige Karneval verhütet werde.

Da sie nun einmal die Narrheit der Mode in Kauf nimmt, kann es ihr nicht gleichgültig sein, wer diese Narrheit macht, und sie wünscht, sie selbst zu machen. Nun verfolgten wir in den letzten Jahren, wie mehr und mehr ihr das mißlang und endlich die Mode nicht mehr von dieser Gesellschaft, die sich auch gern die Welt nennt, gemacht wurde, sondern von einer andern Welt, die nicht die Gesellschaft ist. Es ereignete sich — interessant, dies zu überdenken — nicht nur, daß die Mode den Damen einer andern Welt zufiel, sondern auch, daß die Gesellschaft nun einfach nachmacht, was diese

vormachte, ja daß schließlich unsere zurückhaltendsten und umhegtesten Damen sich nicht anders kleideten als jene Damen, denen die Straße gehört. Das war kein kleiner Umschwung. Denn als die Mode den Händen der Mondänen überantwortet war, begann sie, neue Bedürfnisse befriedigend, dem Geschlecht zu dienen. Und was nun unsere deutschen Frauen, über die man etwa bei Stendhal nachlesen möge, um eine Entwicklung von hundert Jahren sich zu vergegenwärtigen, eifrig mitmachten, das waren, gerade herausgesagt, Pariser Hurenmoden. Bei der Pariserin ein Spiel, wurden sie bei der Deutschen, wie ihre Art nun einmal ist, zum Ernst, was sehr unbequem war. Denn es war unbequem, wenn jede Dame wünscht, daß man ihren Busen und ihre Waden ihrem Gesicht ganz ohne Federlesen vorziehe. Die vierkantigen Arme und dicken Beine schienen auch nicht immer angenehm zu sein. Und zeigten sich die Gliedmaßen freundlicher, so war doch dringend darum zu bitten, daß die Inhaberin sich dieser Formen bemächtige, anstatt sie wie ein fremdes Stück zur Schau zu stellen, wie die Deutsche es tat. Die deutsche Frau, pariserisch amerikanisiert, das erinnerte an die Sentimentalität gewisser Dirnen, die der Teufel holen möge. Die Sinnlichkeit der Deutschen, an die Oberfläche getrieben und zur Schau getragen und exhibitioniert: das war widerwärtig.

Um so widerwärtiger, als wir wußten, daß irgendwie noch ganz anders empfunden wurde. Die Unschuld der Deutschen . . ., jedoch man gestatte mir zu schweigen. In diesem Frühjahr wurden allerorten Anstalten getroffen, die neuesten Pariser Modells ‹nebst Tänzen› gegen angemessenes Trinkgeld in persisch dekorierten Räumen vorzuführen. Die Lebhaftigkeit des Publikums hierbei erinnerte an die Premièren des Parsifal vom letzten Januar. Die Vorführungen selbst wagten in jedem Ding das Äußerste. Die Damen der Gesellschaft aber betrachteten unter den Augen der Herren der Gesellschaft solches Äußerste mit einem Blick oder — was dasselbe ist — mit einem gespielten Blick, der den letzten Rest von dem, was die Dame über die Halbdame erhebt, zynisch dahinzugeben schien. Es muß einmal hier niedergeschrieben werden, daß seitdem sich in Deutschland keine Damen mehr finden. Wenigstens hat es so den Anschein. Wenigstens gaben sich die Frauen so. ‹Ich weiß ja nicht, wie sie in

ihren vier Wänden denken.) Man schimpfte eine Zeitlang über die Künstler, die die Modelle von der Gasse holten. Nun haben sich — so zieht die Kunst die Menschen nach — die Damen diesen Modellen anbequemt.

Wenn wir aber den Gründen solcher Möglichkeiten nachgehen, wird sich da nicht ohne weiteres uns der Zuwachs an Sinnlichkeit darbieten, den wir in unserer Zeit festzustellen berechtigt sind? Der sinnlich engagierte Mensch ist zu leicht enttäuscht. Er fällt von Lust in Unlust. Er hat kein Gleichgewicht und verfehlt die Aufgabe seines Lebens. Was Wunder, daß er auch Geschmack und Befehl verliert? Die Gesellschaft, die auf die Sitte gegründet ist und in der Sitte ihre Kraft hat, droht ohnmächtig zu werden, so oft die Sitte sich lockert. Das Gebiet der Demimonde wird offen, sie nimmt sich ihre Kraft heraus und die Gesellschaft, ohne Wut zum Widerstand, hat ihre Mode verdient. Die geschlitzten Röcke sind diesmal wirklich das, was man »im Zeichen der Zeit« nennt.

Solcher Zug zur Sinnlichkeit und ihrer Darstellung wiederholt sich überall. Es ist eine von den bekannten Heucheleien, daß heute alles verboten und unmöglich sei. Ich meine, was heute an Ausstellungen, Vorführungen und Theaterstücken möglich ist, ist niemals noch in Deutschland öffentlich möglich gewesen, die verrufenen Hoftheater eingerechnet. Denn möglich ist nicht nur das natürlich Sinnliche in völliger Ausgezogenheit — es ist ein Jammer, wie immer wieder die Dichter ihre besten Gedanken erotisch verderben —, sondern auch seine Perversion. Wie wäre sonst der Salomerausch zu erklären gewesen, der keine Dame ruhen ließ, bis sie das Haupt des Täufers in ihrem Boudoir hängen hatte? Steigen wir einige Stufen tiefer, so finden wir immer noch jene vor zehn Jahren schon gekannten Jünglinge, die nach Perversion schmachten. Die Ideale — indem ich mich in die Gefahr begebe, humorlos zu erscheinen — stehen deutlich hier in Superlativen als: äußerste Ichsucht bei totaler Hemmungslosigkeit, Verachtung der Gefühle, Verdächtigung des Idealismus als Heuchelei (Ideal der Ideallosigkeit), Offenbarung jeden Wunsches bis zur völligen Schamlosigkeit. Das Handeln aber erschöpft sich in solch läppischen und ekelhaften Dingen, daß wir sie nicht nennen können. Ihr Ort ist die »Natur« und darin, daß Natur nur eine Art Lokal

ist, liegt die ganze Stellung dieser Herren zur Natur beschlossen. Verantwortung gibt es nicht, die Frage darnach ist falsch, wo es ungemütlich wird, reist man einfach ab. Der natürliche Schluß aber auf andere ist dieser, daß sie Lumpen sind. Lächerlich und kindisch, keine Sadisten in ihnen zu sehen! Die Päderasten und Sodomiten, das ist die Regel!

So ungefähr also sehen die aus, die die »Intellektuellen« spielen. Wenn etwas sie rechtfertigen kann, so ist es, daß sie selbst sehr langweilig sind. Anders die, die mit »Kraft« sich gürten. Es fiel mir das Heft einer Zeitschrift in die Hände, worin die Details einer erkrankten Sinnlichkeit samt den zugehörigen Heilsalben peinlich und roh beschrieben waren. Hier wurde die Wollust einer Impotenz offenbar, die nur der Kot noch reizen konnte. Der Kot, war das die Kraft der Herren?

Man sage nun nicht, es seien ja nur unreife Burschen, die so denken und reden. Denn solche Burschen laufen keine eigenen Wege. Sie haben nur gute Witterung und gehen der Spur nach. Die Spur muß also doch wohl da sein, diese Spur von Tieren und vertierten Menschen, während man gehofft hatte, solchem Barbar- und Atavismus längst entronnen zu sein. Haben wir nicht eine Spur davon in dem gewaltsamen und krankhaften Emportreiben unserer Industrie, in der Überfüllung aller Berufsarten, die Komfort und Ehren versprechen, in dieser ganzen grauslichen Jagd nach Geld, die den Gott des Reichtums zum Wappentier der Deutschen gemacht hat, oder doch machen möchte? Der Bürger gekleidet als Edelmann, der Bauer als Bürger, niemand mehr seiend, sondern nur scheinend, was er werden möchte: was bedeutet das alles? Und wer an diesen Spuren noch zweifelt und nicht erkennen mag, was die letzten Jahre aus uns gemacht haben, der betrachte sich den großen Steinhaufen, genannt Berlin, dem keine Hauptstadt der Erde an Steinernem gleichkommt. Warum ist er gesucht und bereist von aller Welt, von Franzosen und Engländern, von Spaniern und Italienern, von Amerikanern und Australiern, ja von Asiaten, soweit sie in diesen lächerlichen Dingen ‹könnte man sagen› in Betracht kommen? Warum müssen sie alle diesen »Jahrmarkt der Welt« gesehen haben? Weil hier aller Welt Schaubuden und Zirkusse aufgeschlagen sind, weil

hier ihr Schund glitzert und ihr Lärm durch die Nacht tönt, weil hier die Sensationen so gehäuft sind, daß sie wie Bescheidenheiten wirken, weil hier das Leben von einem währenden Kitzel lebt und die aufgepeitschte Künstlichkeit entgeistigten Fleisches sich in Natur zurückverwandelt. Berlin, das steinerne Herz der Reiche dieser Sinnenwelt, der Gott aller entthronten Menschen: ist es das, worauf wir stolz sind?

Mitten in dieser Not scheint es mir — wieder klingt es fast komisch — mehr zu sein, als nur ein Akt natürlicher Klugheit, wenn die Gesellschaft sich auf einmal besinnt, wie von neuem wenigstens auf die — Mode Einfluß zu gewinnen sei. Nicht weil alle Mode aus Paris kommt, geschieht es dieses Mal wieder in Paris. Solcher Leichtgläubigkeit wollen wir uns nicht schuldig machen. Denn noch andere Erscheinungen sind da sichtbar geworden und auch die Affaire Caillaux dürfte nur ein Mittel mehr unter vielen sein, um Teile dieses Volkes zur Einsicht zu bringen. Das Nächstliegende ist freilich erst einmal die Erkenntnis, daß Unordnung ein Grundübel ist und daß Mischungen Verwirrungen bringen, daß die Mischung von Halbwelt und Welt die Welt verwirrt, daß die Mischung von Finanz und Politik die Politik verwirrt, daß die Mischung von Politik und Justiz die Justiz verwirrt. Aber das ist doch nur das Nächstliegende und Äußere. In Wahrheit und im Letzten zielt das alles auf eine große moralische Wandlung, keine äußere Ordnung will man schaffen, sondern eine Ordnung von innen heraus, mit den Kräften des Blutes. Man will sich regenerieren.

Das ist Frankreich. Aber wir? Leben wir immer noch von dem Herzen Berlin und seiner toten Pumpstation? Vielleicht, denn wenn wir uns auch einiger bürgerlicher Belebungs- oder wie man sagt, Veredelungsversuche schuldig machen, so glaube man doch nicht, daß Wander- und andere Vögel schon den Frühling bringen. Oder Münchner Künstler, die, um das Kino für die Kunst zu retten — der Deutsche muß ja jede Seele für die Kunst retten — neben die Kunstwerke das Leben der Künstler und daneben noch eine »begleitende« Musik stellen, also, um Stimmung zu machen, Musik machen, um Sachen zu machen, Personen machen, um Moral zu machen, Sachen machen. Freilich wird solches in bester Absicht ge-

macht. Aber das ist es ja gerade. Auf solche Ideen sollten die besten Absichten nicht geraten. Das sollten sie den Finanzmännern überlassen. Daß aber die besten Absichten auf solche Ideen kommen, beweist, daß sie noch nicht spüren, was wirklich auf dem Spiele steht, sondern in selbstgefälligen Pedanterien sich noch erschöpfen.

Oder: ist von dem lächerlichen Zustand unseres Parteiwesens die Rede, welche Parteien, jeder moralischen Verpflichtung sich entschlagend, ihre Kräfte in Streit um Personen ausgeben, da weiß man sich schnell zu trösten, indem man vom Fiasko der Sozialisten wie von etwas Ausgemachten spricht. Nun gut, ist es ausgemacht, wozu anders verhilft uns das, als daß die Entsozialisierten zu einer andern Partei überlaufen? Oder man tröstet sich mit der »Umlagerung der Parteien«, mit ihrer Abschleifung. Nun gut, sie werden sich solange abschleifen, bis nichts mehr da ist. Was soll dann aber mit der breiigen Masse geschehen, die übrig bleibt?

Man könnte noch vielerlei Beispiele dafür anführen, daß auch bei uns etwas geschieht, indem eigentlich nichts geschieht. Sollte da ein Krieg am Ende uns zur rechten Erkenntnis führen? Als der Balkankrieg ausbrach, war die Jagd nach dem Geld, die Lust und das Lachen — nicht das freie, helle Lachen, sondern das trocken-heiße Lachen des Begehrenden — in Deutschland so sehr ausgeartet, daß eine Krisis, ein Fall, diesem Hochmut bevorstand. Der Krieg soll uns davor bewahrt haben. Hat uns diese Lage aber irgendwie beunruhigt oder gar zur Besinnung gebracht? In einem kleinen Zwischenakt, während andere sich die Köpfe blutig schlugen, haben wir uns ein wenig ausgeruht, um gleich in alter Geilheit uns wieder aufzurichten. Denn lange schon wieder unternehmen und jagen wir nach Geld und geben eben dieses Geld für gemeine Dinge aus, wie wenn kein Krieg gewesen wäre. Ist es also ein Krieg, der uns sehend machen soll? Vielleicht ein eigener Krieg? Warum aber dann erhebt sich dieses junge Frankreich aus dem Sumpf des alten heraus, ohne daß ein Krieg oder sonst jemand ihm dazu verhülfe? Sollte es vielleicht sein, weil das Äußere sich ihm versagt, indem Eisen und Kohle schwinden, die Unternehmungen also nachlassen müssen und so das Innere frei werden kann, sofern es noch vorhanden und nicht veräußert oder versteint ist? Dann wäre auch für uns wieder Hoffnung,

sobald wir den Kitzel des unmittelbaren Wirkenwollens in der Welt, den Kitzel des Industrialismus und Imperialismus verwunden hätten. Es bedürfte also für das Erste nur der Geduld und hernach des Willens. Wir müßten schließlich uns nur getrauen und es würde eines Tags uns ähnlich gehen, wie den Zeitungen in diesen Tagen, da sie von einer »glänzenden Rechtfertigung« des Christentums in China zu berichten wußten, bei manchem damit den Effekt des Komischen bewirkend, weil man sich sagte, die Christen müßten sich doch wenig zutrauen, wenn sie selbst von ihren Erfolgen nur staunend berichteten.

Walther Krug.

SOPHOKLES / ANTIGONE

CHOR

Vieles Gewaltige lebt,
doch nichts, das den Menschen an Kraft übertrifft,
der zieht in gefährlichen Stürmen,
durch Wogen, die drohend sich türmen,
indem er die weiten Meere durchschifft.
Gaia, die ewig ist und nie Ermüdung fühlt,
auch sie bezwingt er. Und sein Roß durchwühlt
die Erde, drein sein Pflug sich gräbt.
Die am Himmel schweben in träumendem Flug,
der Vögel flüchtig Geschlecht,
das starke Getier in Berg und Wald
tötet er listig vom Hinterhalt,
fängt durch kunstvolles Netzgeflecht
der Fische meerdurcheilenden Zug,
der verschlagene Mensch! Und, reich an Erfindung,
zähmt er das Roß durch Zaum und Bindung
und den zottigen Bergstier, den nichts noch bezwungen.
Und was Verstand und Geist erdenkt,
weiß er zu sagen in geläuf'gen Zungen
und hat erlernt, wie man die Städte lenkt.
Er weiß sich Rat in allen Dingen,
muß ratlos selbst der Zukunft nicht begegnen,
nur mit dem Tod zu kämpfen, will ihm nicht gelingen;
wohl aber glückt es schon dem sehr Verwegnen,
dem Todeskeim das Opfer abzuringen,
durch Künste, die wir voll Erstaunen segnen,
dem Grabgeweihten Rettung noch zu bringen.

Und er, der so begabt ist, über Hoffen,
— ihm stehn zwei Ziele, stehn zwei Wege offen, —
neigt sich zum Guten und Bösen gleich:
Ergeben allen Göttern seines Landes
und eingedenk des schwurgeschlossnen Bandes
ist Zierde er und Segen Stadt und Reich.
Doch gilt er nichts dem Bürger und dem Lande,
wenn er voll Übermut zu schlimmer Schande,
zu zorn'ger Frechheit sich und zur Empörung hält.
Fern sei der Frevler meinem Herde,
auf daß ich nicht ein Gleichgesinnter werde,
und meinem Rate sei er nicht gesellt!

Adolph Mittler (Wien).

SOPHOKLES / TRACHINIERINNEN

CHOR

Du, den schwindend die schimmernde Nacht gebiert,
Zum Schlafe bettet, wenn sie neu ersteht,
Helios, Helios, höre auf mich!
Sag' mir, wo Herakles die Welt durchirrt,
Du leuchtender, den mein Gebet erfleht, —
ob er am Grunde tiefen Meeres liegt,
ob er zu Land verborgne Wege geht,
weissage und sprich,
Du, dessen Auge jedes Auge besiegt!

Ich erfuhr, wie von sehnendem Schmerz erfaßt
die kampferstrittene Braut ohn' Ende weint
ängstlich in zitternd verhaltener Qual,
und nimmer ledig wird der dumpfen Last,
weil jeder Tag ihr neu zu drohen scheint. —
Und einsam auf dem Lager ohne Ruh,
schwermütig, ihrem Gatten nicht vereint,
dem fernen Gemahl,
harrt sie unselig dem Verhängnis zu. —

Wie du die ungestümen Wogen
in weiten Fluten wild sich drängen siehst,
wie von erzürnter Kraft gezogen,
endlos der Schwall sich weiter fort ergießt,
so will der Sturm auch Thebens Sproß umbranden
und schickt ihm Not und donnerschweres Wetter;
allein er wird im Leben wieder landen,
ihm ist an Gott ein steter, naher Retter
und führt ihn heil zurück aus Hades Banden. —

Ich will als Helfer vor dir stehen,
drum hör' mein warnend liebevolles Wort:
Die Hoffnung sollst du nicht verschmähen,
sie ist des Lebens unerschöpfter Hort.
Der Schicksalsspruch des herrlichen Kroniden
tat keinem Menschen lautres Glück erweisen
und keinem Leben gab er ewgen Frieden.
Veränderlich sind Lust und Leid beschieden
und wechseln ewig wie der Sterne Kreisen. —

Denn immer kann auch nicht die Nacht
und immer nicht des Glückes Glänzen währen,
mit lichtem, dunklem Los sind wir bedacht
und leben im Genießen und Entbehren. —
Du mußt mit ganzem Herz die Hoffnung halten,
mit aller Liebe, aller Macht! — — —
Denn Glück und Güte ist des Gottes Walten. —

Adolph Mittler (Wien).

VIER GEDICHTE

SCHWEIGEN

Im Schweigen schläft die Seele fiebernd ein,
Derweil im Reden sie sich fröstelnd spannt.
Worte betrügen gern mit grellem Schein,
Das Ding bleibt heiliger wenn ungenannt.

Ein Traum, zu höherem Leben steigend,
Der sich im Meer der Wirklichkeiten wähnt,
Der, wie die Sonne sich zur Erde neigend
Und, rastend, an des Himmels Eingang lehnt.

Ein solcher Traum kann seine Sprache finden
Nur in der Fuge und im Schlußakkord.
Auf Saiten, die mit Gott die Welt verbinden
Im Schweigen der Musik ein tönend Wort.

DEM HERRN

Dein Freund bin ich gewesen
Dein kleiner Hund,
Hab' stets an dir gelesen
Einsamkeits Stund.

Wollt gerne sie dir schenken,
Die dir gehört,
Wüßt jeden abzulenken,
Der sie dir stört.

Sich geben ist das Höchste,
Das Schwerste nicht . . .
Drum dein sei andrer Augen
Ersehntes Licht.

Laß, Freund, mich für dich werben!
Ich bin die Kraft,
Die Liebe und das Sterben,
Das für dich schafft.

LEBENSMUT

Kahlgefegte Spätherbstlinde,
Nackter Baum zum Himmel greifend,
Deine Not wirkt so ergreifend,
Daß ich hier mich selber finde,
Selber schmerzlich reifend.

Nein, ich wollte nicht mich suchen,
Nur die helle Himmelskälte,
Die an deinem Schwarz zerschellte,
Muß ich nun der Schönheit fluchen,
Die mir dich entstellte?

Da — es schwillt ein rosa Dunstball
Hinter deines Stamms Gezweige.
Höre du mich — Wolke — zeige
Mir den Weg aus jenem Wirrsal,
Eh' ich — schwach — mich neige.

Linde! Sieh: Dein Herz will springen
Und es zucken jüngste Triebe,
Da ein Vöglein uns zuliebe,
Hoch in dir beginnt zu singen.
Wollte Gott es bliebe.

»Selber hexen löst den Zauber«,
Meinst du, Lieblingsvogel Meise?
Schwer beinah' schaukelst du leise
Dich auf Zweigen, drahtig, sauber,
Lösend Schweigens Kreise.

Und so will auch ich mit Halmen
Schwingen, mit Herbstwinden Lüfte
Bauschen, mischend Frühlingsdüfte
Von den Tannen zu den Palmen
Weil ein Gott mich prüfte.

AN ECH'N ATON

Schlafe wieder, offenäugig Atem hauchend,
König, mit den kurz gespannten Brauen,
Daß wir, ganz in deinem Auge untertauchend
Unserer Seele wahres Heim erschauen.

König! nun laß halb die schrägen Lider fallen
Auf gerade Augen träge Spaltung . . .
Daß wir, selig, dir ergebene Vasallen
Trunken sei'n an deines Hauptes Haltung.

Laß dein Auge, König, tief nach innen gehen,
Was dein Herz erstrebt hat und gelitten
Liegt darin . . . Die Lippen aber zärtlich flehen
Um Erfüllung sonnenglüh'nder Bitten.

Wenn wir wagen, der erstarrten Welt zu zeigen
Was uns zwingt zu himmlisch frohem Bund:
Königsknabe! Unbescheiden sollst du schweigen,
Öffnen nicht zur Gegenwehr den Mund.

Ungebrochen Eins, dein Leben und dein Träumen,
Makellos sind sie, obgleich allwissend . . .
Freude kommt! Wir wollen, König, nichts versäumen,
Raumlos, stumm, die Sonnenzeit genießend.

Mechtild Lichnowsky.

DER BOURGEOIS UND DIE RELIGIÖSEN MÄCHTE

IN der Abwägung der Bedeutung, welche den religiös sittlichen Mächten für die Genesis des Kapitalismus einzuräumen ist, besteht zwischen den Resultaten Max Webers und W. Sombarts ein zwiefacher Widerspruch. Weber sieht in einer spontanen Veränderung des religiösen Erlebens — aus seinen inneren Notwendigkeiten heraus — und des ihm entsprechenden neuen sittlichen Lebensideals eine der stärksten Wurzeln des kapitalistischen Geistes. Sombart hingegen faßt die sittlich-religiösen Mächte, denen er an erster Stelle eine Begünstigung des Kapitalismus zuschreibt — nämlich den Morallehren und der ihnen gemäßen Beichtpraxis des Thomas von Aquino und seiner Schule, — nur als abgeleitete und rückwirksame Ursachen für die Gestaltung dieses Geistes auf. Zum allmählichen Siege dieser rationalistischen ‹Eigenart und Eigenwert des Weltlichen gegenüber dem Überweltlichen, Vernunft und Naturbereich gegen Offenbarungs- und Gnadenbereich, stark hervorhebenden› Richtung der Hochscholastik über den augustinischen Geist der älteren Kirche sieht er also bereits eine Folgeerscheinung davon, daß der schon vorhandene und siegreiche biologische Bourgeoistyp auch innerhalb der christlichen Religion und Kirche sich sein ideologisches Analogon schuf. Nur eine sekundäre Rechtfertigung des kapitalistischen Bürgergeistes vor dem Forum der die traditionellen christlichen Ideale verwaltenden Kirche und eben hierdurch eine Rückbefestigung dieses Geistes ist Sombart in letzter Linie das Lehrsystem der Hochscholastik. Nicht aber ist eine religiöse Lebenswendung wie bei Weber die autochthone Quelle oder eine der Quellen des Bürgergeistes selbst. Darin besteht der formale Gegensatz zwischen beiden Forschern: dort ist die Veränderung der religiösen Gottes-, Selbst- und Welt-

anschauung die unabhängige, hier die abhängige Variable des Gesamtprozesses. Daneben aber besteht der materielle Gegensatz, daß M. Weber im neuen protestantischen Lebens- und Lehrsystem, an erster Stelle in seiner calvinistischen Formung, eine der Ursprungsstellen des grenzenlosen Arbeitsstrebens ‹Endloses Arbeiten »zur Ehre Gottes« und zur »Bewährung« der inneren Gewißheit der Erwählung durch diese grenzenlose Arbeit — ohne sittliches Recht auf Genuß des Erworbenen› behauptet und — was psychologisch noch wichtiger ist — den grenzenlosen Erwerbstrieb als eine bloße Folgeerscheinung des primär grenzenlos gewordenen Arbeitstriebes und seiner sittlich-religiösen Heiligung als asketisch gewertete »Pflicht« betrachtet, wogegen Sombart den Erwerbstrieb als ursprünglicher, als den neuen Arbeitstrieb ansieht und, die erste relative Rechtfertigung eines von der Richtung auf die Heilsgüter unabhängigen, rein weltlichen Erwerbsstrebens im thomistischen Lehrsystem gegeben findet. In den protestantischen Lehr- und Lebenssystemen aber, deren Kern sich ihm ‹nach deren Wirkung in die Breite, sicher sehr einseitig› als bloße zeitweise Wiederbelebung der schroff supranaturalen Richtung, der Welt-, Besitz-, Erwerbs- und Lebensverachtung und -entwertung des »ursprünglichen« Christentums darstellt, erblickt Sombart nur eine momentane, aber schließlich welthistorisch unwirksame Reaktion gegen die Entfaltung des kapitalistischen Geistes.

In dem Gegensatz der beiden ausgezeichneten Forscher, soweit es sich um das Verhältnis von Katholizismus und Protestantismus überhaupt zum kapitalistischen Geiste dreht, scheint mir das letzte Recht durchaus bei Max Weber zu liegen — wie sehr auch der äußere Anschein Sombart recht geben mag. Sombart hätte aus den Quellen der protestantischen Schrifttümer noch weit mehr Stellen finden können, als er angeführt hat, in denen Erwerbs- und Besitzstreben, und die hierzu geeignet machenden Tüchtigkeiten als bloße Hemmungen der echten Heilsgewinnung der individuellen Seele die verächtlichste Beurteilung finden, er hätte auch noch weit mehr Stellen aus der thomistischen Literatur geben können, in der das vernunft- und ‹indirekt› gottgewollte Recht solchen Strebens mit den zu ihm gehörigen Tüchtigkeiten ‹Klugheit, die »Königin der Tugenden«, Mäßigkeit, Sparsamkeit› behauptet wird. Die Darstellung, die Sombart — im einzelnen — von

dem Geiste der thomistischen Ethik in ihrem Verhältnis zum Wirtschaftsleben gibt ‹die Anregung zu seinen Studien ging von der Schrift Franz Kellers »Unternehmung und Mehrwert«, 1912, Schriften der Goerresgesellschaft 12 aus›, hat uns von seiner These nicht zu überzeugen vermocht — so dankenswert das hierzu neu beigebrachte Quellenmaterial auch ist. Schon dadurch wird seine Darstellung schief und einseitig, daß er die rationale Gesetzesethik im Thomismus aus dem organischen Ganzen dieser großen systematischen Aussprache des spätmittelalterlichen christlich-sittlichen Bewußtseins heraus- und von der Ethik der religiös-sittlichen Heilsordnung schroff ablöst — ja gar noch behauptet, daß der »wesentliche Bestandteil« der thomistischen Lehre, die augustinische Idee der Gottesliebe als dem absoluten und höchsten, schlechthin einfachen sittlichen Endzweck eine praktische Bedeutung für die Gestaltung des Wirtschaftsethos überhaupt nicht besitze. Gerade die organische Ganzheit und die lebendig empfundene Kontinuität der beiden Teile dieser Ethik, der natürlich-rationalen und der spezifisch christlichen Gnaden- und Erlösungslehre ist aber das spezifisch Katholische und Thomistische an dieser Ethik. Für jedes Handlungs- und Lebensgebiet haben denn auch beide Teile zu gelten und es liegt nicht im Geiste des Thomas Aquino, etwa das gesamte Wirtschafts- und politische Leben ausschließlich der natürlichen rationalen Ethik zuzuweisen. Auch das sog. »sittliche Naturgesetz« ist für Thomas nur die in der Vernunft des Menschen sich vernehmlich machende Stimme der einheitlichen »lex divina«. Ist im Laufe des durch den franziskanischen Nominatismus und Voluntarismus eingeleiteten Zerfalls des Ideensystems der Hochscholastik, dessen Vertreter ‹Duns Scotus, W. v. Occam› prinzipiell den Willen und den Zweck in Gott wie Mensch über die Idee des Vernunftgesetzes stellen, ist solche dualistische Gebietsteilung zwischen dem, was der Vernunft und dem Offenbarungsgesetze unterliegt, zustande gekommen, wie sie Sombart schon hier voraussetzt? Noch weniger aber dürfte gelten, daß die rationale Gesetzesethik eine höhere, allgemein praktische Bedeutung besitze als die Liebes- und Gnadenethik. Nach Sombart könnte es erscheinen, als seien dem Bürger und Kaufmann jener Zeit von Kindesbeinen an moralische Lehrbücher in die Hand gegeben worden, die diese rationalen Teile

der thomistischen Ethik enthielten. Faktisch aber waren die Lehren des Thomas zunächst nur für den gelehrten Teil des Klerus bestimmt und konnten erst vornehmlich durch die Beichtpraxis hindurch eine erweiterte Wirkung erhalten. Daß aber gerade in dieser Praxis das »natürliche« Sitten- und Tugendsystem des Thomas gewaltig vor dem spezifisch-christlichen Lehrgehalt zurücktrat, darüber lassen uns die Spuren, die wir von dieser besitzen, nicht den geringsten Zweifel. Auch materiell hat sich die herrschende Beichtpraxis der Zeit nicht den subtilen Ausdeutungen z. B. des kanonischen Zinsverbotes angeschlossen, die spätere Thomisten wie Cajetanus, Antonius von Florenz, Bernardus von Siena ihm gaben. Ihre eigentliche Stoßkraft erhielt die »rationale Ethik« erst durch ihre Ablösung von dem christlichen Ethos der Gnade und Liebe, wie sie sich erst spät durch den Sozinianismus und die vordringende Theologie der Aufklärung vollzog.

Daß in der Erziehung, soweit sie durch Priester geleitet war, gleichwohl die natürliche Vernunft- und Gesetzesethik eine gewaltige Rolle spielte, ist allerdings sicher. Aber daß ihr Sinn und Geist in dieser Richtung geradezu die Lösung der Preisaufgabe war: »Wie erziehe ich den triebhaften und genußfrohen Seigneur einerseits, den stumpfsinnigen und schlappen Handwerker andererseits zum kapitalistischen Unternehmer«, — wie Sombart sagt — dazu scheint uns Sombart nicht im entferntesten stichhaltige Gründe beigebracht zu haben. Die Ausführungen Franz Kellers, von dem Sombart ausging, sind nur ein typisches Zeugnis von der Art und Weise, wie ein gewisser soi disant »fortschrittlicher« Zentrumskatholizismus sich das Bild eines der größten kirchlichen Schriftsteller zurechtlegt, um den Vorwurf der sogenannten »Rückständigkeit« des Katholizismus — gemessen an den Idealen des modernen liberalen Bourgeois natürlich — zu widerlegen. Das hierzu beliebte Verfahren besteht darin, daß man überall die religiösen und mystischen Teile des thomistischen Gottes- und Weltbildes wegschneidet oder zurückdrängt, um nur das zurückzubehalten, was den drei typischen Hauptgestalten des heutigen deutschen Katholizismus, dem Politiker, Genossenschaftler und dem Schulmeister passen mag; daß man prinzipiell nebensächliche Teile der moralischen Casuistik zu den zentralen Ideen des thomistischen

Lehrsystems emporbauscht oder vor solchen Einzelheiten seinen Geist völlig vergißt. Hätte Sombart in die Werkstätte seines Gewährsmannes etwas tiefer hineingeblickt, so wäre er kaum seinen Suggestionen verfallen.

Schon zwei durchgängige Züge der Ethik des Thomas müssen sie vor dem Charakter eines »Erziehungsbuches für kapitalistische Unternehmer« unbedingt bewahren: Ihr streng intellektualistischer, kontemplativer und darin antiker Charakter, und ihre organische, auf dem aristotelischen Formbegriff beruhende Auffassung aller menschlichen Gesellschaft als einer im wesentlichen stabilen Ordnung von in Ständen geordneten Menschen und menschlichen Betätigungsweisen. Schon daß hier alle und jede »Willenstätigkeit« im Dienste der Kontemplation Gottes und der Liebe zu Gott steht und das Endziel aller menschlichen Unruhe in ein ruhevolles Beschauen der göttlichen Majestät — nicht wie für fast alle Modernen ⟨Leibniz, Lessing, Faust-Goethe, Kant usw.⟩ in eine Art des »unendlichen Strebens«, der unendlichen Vervollkommnung verlegt ist, muß den irdischen Unternehmungen jenen blutigen Ernst und jene absolute Gewichtigkeit nehmen, die sie für den kapitalistischen Menschen in allen seinen Spielarten besitzen. Die »dianoetischen« Tugenden — darunter auch die klare Erkenntnisfähigkeit des Guten und Rechten selbst — bleiben den »praktischen« auch bei Thomas übergeordnet. So erscheint auch die ganze Gesellschaft von einer priesterlichen intellektualen Aristokratie beherrscht. Dazu gehört es — ganz jenseits einzelner Lehrsätze — zur Struktur der Weltanschauung, aus der dieses Lehrsystem als eines der möglichen hervorging, daß alles und jegliches menschliche Arbeitsstreben in einer festen, formalen und im Kerne stabilen Ordnung des Universums und der Natur seine absolute Grenze findet — einer Formordnung, die auch die Gesellschaft und ihre Gliederung mitumfaßt und die nicht — wie bei allen modernen Philosophen — erst durch Kräfte und Tätigkeiten des menschlichen Geistes hervorgebracht gilt. Auch Ehe, Familie, Stand und Beruf sind solche gottgeordneten, unveränderlichen Formen, durch welche die sich immer neu erzeugenden Generationen von Individuen nur wie durch die Tore eines streng architektonisch gefügten Gebäudes der menschlichen Gesellschaft hin-

durchschreiten — sie nur in ihren positiv rechtlichen Fassungen zuweilen verschieden maskierend. Wenn Sombart den Kardinal Cajetanus anführt, der in seinem Kommentar zu Thomas die Auffassung zurückweist, ein rusticus müsse immer rusticus, ein artifex immer artifex, ein civis immer civis bleiben und der gegen solche Interpretation des Thomas bemerkt, es sollte »Jeder rechtmäßig über seinen Stand in dem Maße hinauswachsen, als er Tugenden und Kräfte« hierzu besäße, so ist diese Interpretation nicht nur streng thomistisch und gar nicht eine large Erweiterung der thomistischen Lehre — sondern sie entspricht auch in ihrem Kerne ganz der traditionellen Lehre der großen griechischen Philosophie*). Und gerade diese Interpretation ist das äußerste Gegenteil der kapitalistischen Gesellschaftsauffassung. Wären die Standesunterschiede nur positiv geschichtliche Tatsachen und wären sie nicht vielmehr nach Thomas inadäquate Abbilder einer natürlichen und göttlichen Ordnung in den Naturen, Tugenden und Kräften des Menschen selbst, gäbe es nach ihm nicht einen rusticus, artifex, civis usw. »von Natur aus«, gerade dann hätte jedes Individuum ein unendliches Feld seiner Werdensmöglichkeit vor sich. Dann und nur dann wäre die erste Voraussetzung für den kapitalistischen Geist gegeben. Denn eben dann gäbe es für das Konkurrenzstreben, für das »Emporkommen« keine andere Grenze als diejenige, die in den momentanen historischen Machtverhältnissen gelegen ist, die selbstverständlich niemals einen Anspruch auf Dauer besitzen können.

Gegenüber dieser inneren Struktur des Thomismus, der das äußerste Gegenteil des kapitalistischen Systems darstellt, besagen die von Sombart angeführten Einzelheiten aus der thomistischen Moral- und Tugendlehre nur wenig. Auch sie gewinnen erst in diesem Ganzen ihren Sinn. Es geht nicht an, den Begriffen des Thomas von Aquino, auch wenn sie dieselben Worte und Namen haben wie die sittlichen Be-

*) So beruhen nach Platon die Stände darauf, daß die Seelen der Menschen in ihrer Praeexistenz die Ideenwelt in verschiedener Art und Adaequation geschaut haben; so wurden — nach Platon — die Einen je nach der Fülle, die sie schauten, Weise, Könige, Soldaten, Gewerbetreibende. Aristoteles aber lehrt, daß es von »Natur aus« Herren und Sklaven gäbe, daß dieser Unterschied aber keineswegs mit dem positiv rechtlichen zusammenfalle. Ein positiv rechtlicher »Sklave« kann z. B. sehr wohl ein »natürlicher« Herr sein.

griffe unseres Zeitalters, diese letzteren zu substituieren. Gewiß will auch Thomas eine »Rationalisierung des Lebens« und dies im Gegensatz zu manchen Reformatoren, von denen einige, wie z. B. Luther, allen Rationalismus — die »Hure Vernunft« — schroff abweisen. Gewiß will er eine »Zurückdämmung der erotischen Triebe«. Aber weder ist die Art dieser »Rationalisierung« dieselbe, welche zum homo kapitalisticus führt, noch will er diese Rationalisierung zum Zwecke der Förderung des neuen Wirtschaftsmenschen (was übrigens auch Sombart zugibt). Es geht nicht an — wie es jetzt nicht nur bei Sombart Mode wird — den »rationalen« Menschentypus ohne weiteres gleich zu setzen dem »Zweckmenschentypus«, ja dem »utilistischen Typus«, — die edle griechische »Ratio« der gemeinen »Intelligenz«. Der »Rationalismus« des kapitalistischen Typus hat mit dem griechischen ethischen Rationalismus des Aristoteles, dem der Tugendbegriff des Thomas entnommen ist — sowie alle Grundbegriffe seines Systems — nur den Namen gemein. Die »Rationalisierung des Lebens«, die Thomas mit seinem Tugend- und Erziehungssystem anstrebt, zielt an erster Stelle auf eine innere Ordnung und Harmonie der Seele und ihrer Kräfte hin, und dies zu dem Ziele, sie zu einem reinen und klaren Gefäß für die Aufnahme der Offenbarungswahrheiten und eines übernatürlichen Gnadenlebens zu machen. Die Vernunft und die »Lebensrationalisierung« wird gerade darum hochgehalten, um auch in das weltliche Leben des Alltags den Strom der in den kirchlichen Gnadenmitteln strömenden Gnaden und Erlösungskräfte einfluten zu lassen und es so mit diesem zu durchsäuern. Auf diese Durchsäuerung — damit auch auf moralische Kasuistik — verzichtet später der Protestantismus prinzipiell und wird damit antirationalistisch. Und gerade dadurch emanzipiert und säkularisiert er die »Weltlichkeit« und überläßt sie ihren eigenen gottfremden Gesetzen! Und damit erst entsteht jene spezifisch moderne »Rationalisierung« des Lebens, die eigentlich nur Technisierung ist. Jetzt sind Affekte, Passionen, Sinnlichkeit nicht mehr zu ordnen, einzuschränken um das Glück des ritterlichen Sieges willen, welchen das Vernunftwesen Mensch im Kampfe mit ungeordneter Begierde freudig feiert — ganz unabhängig von der Erreichung äußerer Zwecke und Vorteile, welche ein solches Leben verheißt — sondern darum, weil sie sich gegen-

über der Verfolgung langer kontinuierlicher äußerer Mittel und Zweckreihen als störend und hemmend erweisen. Das moderne rationalistische Tugendsystem entspringt überall der Idee der Kraftersparnis im Gebrauche der Zeit und der Lebenskräfte um guter Geschäfte willen, nicht der Idee des freien, freudigen, ritterlichen Opfers eines Niedrigeren für ein Höheres — gleichgültig für welchen äußeren Zweck! Hier ist auch die geschäftliche Solidarität, die bürgerliche Wohlanständigkeit nur ein letzter äußerer Abglanz und eine Gewähr einer inneren rationalen Harmonie der Seele, dort wachsen auch die scheinbar rein sittlichen Wertprädikate des inneren Menschen aus dem Bedürfnis der besonderen Berufstätigkeit und aus dem sozialen Kreditwert der betreffenden Eigenschaften heraus. Die »Tugend« des Thomas ist ein innerer »Habitus« der Person, die Tugend des kapitalistischen Menschen ist Disposition zu gewissen Handlungen. Wenn die Scholastiker die Arbeit schützen und den Müßiggang (»otiositas«), die sie von otium, Muße (und erst recht von allem gottgeweihtem Leben, z. B. der Mönche, scharf unterscheiden, otium, als deren bloße Negation, »neg-otium«, ihre römischen Lehrer nur das Geschäft verstanden) streng verbieten, so ist es nicht an erster Stelle die Nutzwerte schaffende Kraft der Arbeit. die sie preisen, sondern die in ihr gelegene geregelte Tätigkeit, die über vielerlei Anfechtungen hinwegsetzt, ihre den inneren Menschen stählende und ordnende Kraft. Eben weil der Müßiggang der Anfang aller »Laster« ist, nicht weil nichts Nützliches bei ihm herauskommt, wird er verworfen, nicht, — weil »Zeit Geld« ist. Auch in dem Zusammenhang, den Sombart zwischen der christlichen »Zurückdämmung der erotischen Triebe« und der Seelenstruktur des modernen Wirtschaftsmenschen sehen will, sehe ich noch eminent schwierige Probleme. Keinesfalls kann man sagen, »Thomas habe erkannt, daß die bürgerlichen Tugenden nur gedeihen können, wo das Liebesleben des Menschen eine Einschränkung erfahren hat«. Denn daß Thomas' Stellungnahme zum Erotischen von diesem Gesichtspunkt her diktiert war, — davon kann doch keinesfalls die Rede sein. Zwischen der erotischen Askese des modernen Wirtschaftsmenschen und derjenigen des Thomas ist ein Wesensunterschied — soweit hier überhaupt etwas Generelles über den gerade hierin so vielfärbigen modernen

kapitalistischen Typus zu sagen ist. Wie dem kapitalistischen Typus die christliche Keuschheitsidee, die Idee des freien Opfers der Geschlechtslust zur Befreiung des Geistes für die Kontemplation einer göttlich-himmlischen Sphäre völlig fremd ist, so fremd ist auch dem Thomismus eine Zurückdämmung der erotischen Leidenschaften als bloßer Störenfried eines rationellen wirtschaftlichen Handelns. Wenn Thomas von einem Zusammenhang von Verschwendung und Hingabe an die sexuellen Triebe spricht, so denkt er hier kaum an einen psychoenergetischen Zusammenhang dieser Impulse ‹der überdies auch sachlich mehr als fraglich ist›, sondern eben nur daran, daß sexuelle Motive ein häufiges Motiv der Verschwendung seien. Völlig ferne aber liegt es ihm, die Keuschheit als bloßes Mittel zu stetiger wirtschaftlicher Arbeit zu empfehlen. Vor allem aber hat die »Zurückdämmung« der erotischen Triebe in der christlichen und Bürgermoral einen völlig verschiedenen Sinn. Innerhalb der kapitalistischen Bewegung finden wir nirgends einen systematischen Kampf gegen die Richtung der inneren, seelischen Energien, die zum Geschlechtsgenuß drängen und eine gleichzeitige Ableitung dieser Leidenschaften — bei Erhaltung ihrer Kraft — in die eine große konzentrierte Passion, welche seit dem hl. Bernhard die katholische Frömmigkeit kennzeichnet: die Liebe zu Christus und die Nachfolge seiner in seinem »armen Leben«. Auch der Protestantismus bricht — wie A. Ritschl zeigte — überall mit dem Nachfolgeideal, ja stellt Jesus als sittliches Vorbild und sittlichen Gesetzgeber bewußt völlig zurück gegenüber seiner Eigenschaft als Erlöser und Opferlamm für die sündige Menschheit. Auch er verwertet nicht mehr die erotischen Energien für das Himmlische. Ja, er sperrt es so einseitig ab von allem religiösen Heilsweg, daß ihm Liebe und Solidarität in keiner Form mehr — auch nicht als pure Menschenliebe — als Bedingung zur Seligkeit gilt und auch die Ehe — so sehr sie gegen das mönchische Leben empfohlen wird — ihren sakramentalen Charakter verliert. Auch sie ist nur Zugeständnis an die unüberwindbare Sündigkeit ‹Konkupiszenz› des Menschen. Ihre innere allgemeingültige Rechtfertigung — auch für den Priester und homo religiosus — stützt sich allein auf die nach Luther unaustilgbare radikale Sündhaftigkeit des fleischlichen Menschen, nicht aber auf eine positive Heiligung.

Die erotische Askese des kapitalistischen Menschen aber beginnt erstlich von außen — d. h. beim sinnlichen Geschlechtsgenuß selbst, nicht bei den seelischen Energieen, die zu ihm hinleiten und in die er normalerweise als Ausdruck hineinverflochten ist. Hier wird nicht die erotische Leidenschaft in eine religiöse Liebesenergie umgewandelt und so »nach oben« gerichtet, sondern sie behält ihre natürliche Richtung bei, nur ihre sinnliche Realisierung wird ihr soweit versagt, als sie die Kontinuität eines rationellen wirtschaftlichen Handelns durchbrechen könnte oder nicht selbst wieder in die Richtung eines geschäftlichen Interesses ‹Geldheirat› geleitet wird. Je mehr aber im Verlaufe der kapitalistischen Entwickelung der moderne Wirtschaftsmensch sich von aller religiösen Geistesrichtung entbindet, desto schärfer wird die Abgrenzung zweier erotischer Grundtypen: Des mehr oder weniger begüterten wirtschaftlichen Konsumententypus, bei dem die, ja nur mehr durch Arbeits- und Geschäftsrücksichten ethisch begrenzte Erotik des neuen Bürgertyps, sich nach Wegfall dieser ihrer Hemmungen in mehr oder weniger libertinistischer Form betätigt, und des Produzenten- und Unternehmertypus, in dem die Arbeitsenergie und der geschäftliche Ehrgeiz das Erotische teils niederhält, teils die in ihm enthaltene psychische Energie selbst in ein grenzenloses Gewinnstreben verwandelt. In diesen beiden typischen Formen aber ist die, hier nicht — wie im Katholizismus — innerlich verwandelte und vergeistigte, sexuelle Begierde gerade eine Haupttriebkraft der kapitalistischen Entwickelung. Sombart hat in seinem Buche »Luxus und Kapitalismus« selbst sehr klar gezeigt, wie der Bedarf jener Frauenschicht, die vor dem ersten dieser beiden Typen selbst mehr oder weniger zur »Ware« wird, die gewerbliche und industrielle Entwickelung befeuert hat, und wie die moderne Großstadt als Konsumentenstadt besonders für diese Art »Luxus« entstanden ist. Dem ersten dieser Typen mag auch der religiös entleerte Priestertypus und Mönch der Renaissance ‹Avignon› vorgearbeitet haben. Der zweite aber, der kapitalistisch asketische Unternehmertypus, hat mit der katholischen Askese sicher keinerlei Kontinuität. Großes Gewicht legt Sombart weiter darauf, daß die thomistische Moral mit dem frühchristlichen Armutsideal breche, wogegen der Protestantismus, selbst in seiner kalvinistisch-englisch-puritanischen

Form zwar prinzipiell den thomistischen Satz der Unabhängigkeit des Reichseins und Armseins für die Erreichung des religiösen Heiles teile, aber eher die Armut vorzöge. ‹Siehe die von ihm zitierten Stellen von Thomas und Baxter, Seite 316 und 325.› Nun muß aber zunächst festgestellt werden, daß, abgesehen von der Zeit der chiliastischen Hoffnungen der ersten Gemeinden auf die demnächstige Wiederkunft Christi, die christliche Moral ein Armutsideal in dem Sinne, daß Armut schlechthin als besser gegolten hätte als Reichtum, überhaupt nicht gekannt hat. Auch von den Vätern weicht Thomas hier durchaus nicht in dem Maße ab, als Sombart meint. Was allein als religiös-ethischer Wert galt, war der freie Akt des Abtuns, der Hingabe eines vorhandenen Reichtums, die »freiwillige Armut« — ein Akt, der sowohl vorhandenen Reichtum als den positiven Wert des Reichtums voraussetzt. In diesem Sinne folgt Franziskus dem reichen Jüngling des Evangeliums. Denn nur so ist ein »Opfer« und ein freies Opfer möglich. Dieses Armutsideal aber als Weg zur vollen Freiheit und Souveränität des Geistes, zur Liebe und Kontemplation Gottes, hielt auch Thomas von Aquino genau wie die Väter zum mindesten für die »Berufenen«, den »Räten« der Kirche Folgenden, also zunächst für alle Mönche fest, wogegen es der Protestantismus mit seiner Verwerfung der zwei ethischen Stufen der Laien und Religiösen und der »Verdienste« prinzipiell preisgab und die »Bewährung« in Werken der durch Glaube und Gnade nunmehr allein bestimmten »Rechtfertigung« ausschließlich in die weltliche Berufstätigkeit verlegte. Ja, schärfer gesagt, war es der neue weltliche Arbeitstrieb des jungen Bürgertums, das überall hinter den Reformatoren steht, das erst zu solchen religiös-dogmatischen Formulierungen führte, die wie die »Rechtfertigung nur durch den Glauben«, aber auch Calvins Gnadenwahl und Zwinglis alltätige Offenbarung erlaubten, alle »unfruchtbaren«, d. h. bloß dem Dienste Gottes geweihten Werke, und damit auch dem gesamten kirchlichen Kult-Mechanismus auszuschalten. Treffend hebt W. Dilthey hervor: »Der Mönch oder Priester der katholischen Kirche wollte Gottes Werk tun und Christus in sich nachleben, dies aber unter Loslösung von den gewöhnlichen Geschäften der Welt. Luthers germanische Aktivität fand sich abgestoßen von jedem Werke ohne wirkende Kraft, von

jeder Arbeit ohne Leistung. In der Welttätigkeit selbst, im Berufsleben erfaßte er den von Gott gegebenen Spielraum für die im Glauben enthaltene Kraft«. ⟨Siehe: Das natürliche System der Geisteswissenschaften, Werke II, Seite 215.⟩

Dieser großen Tatsache gegenüber besagen aber die zitierten Sätze des Thomas von Aquino sehr wenig. Nicht nur wurden ⟨man denke nur an Spanien⟩ durch das Armutsideal des Mönchstums dem Wirtschaftsleben und durch sein Keuschhheitsideal der die kapitalistische Entwickelung antreibenden Bevölkerungsvermehrung ein gewaltiges Maß von Kräften entzogen, sondern — was viel wichtiger ist — auch auf die nichtmönchische Bevölkerung wirkte schon das Dasein dieses im Mönchstum inkorporierten Ideals, das im Franziskanertum und den anderen Bettelorden auch mit dem Volksleben in fortwährende innigste Berührung trat, als eine starke Beschwichtigung und Ermäßigung des Erwerbstriebes ein, und ließ den, mit materiellen Erwerbstätigkeiten betrauten Menschentypus — schon durch seine bloße Existenz als Ideal — nie zu jenem naiven Gefühl der unbedingten Berechtigung seiner Erwerbsarbeit und seines Erwerbsstrebens kommen, geschweige zu jenem Gefühl einer unendlichen, nie voll erfüllbaren Pflicht zu Arbeit und Erwerb, wie unter dem Protestantismus. Wenn, abgesehen von dieser Tatsache, Thomas — für die Nichtreligiösen — nur den guten oder richtigen Gebrauch, sowohl des Reichtums als der Armut lehrt und den habitus der Seele, der ihm entspricht, als »liberalitus« bezeichnet, so scheint mir auch hier Sombart dem Gedankengang des Thomas einen nicht entsprechenden Sinn beizulegen. Dies tritt auch darin hervor, daß er »liberalitus« mit »Wirtschaftlichkeit« übersetzen will, ja eine »Vorstufe der santa messerizzia« in ihr finden will, daß er in den thomistischen Lehren weiter eine Empfehlung der bürgerlichen Einnahmewirtschaft und eine Vermehrung der seigneuralen Ausgabewirtschaft sieht. Der wahre Sinn der »liberalitas« ist aber — so wenig sie, wie Sombart richtig sagt, »Freigebigkeit« ist, — ein ganz anderer als ihr Sombart zuschreibt. Nicht im entferntesten meint liberalitas »Sparsamkeit« oder »Wirtschaftlichkeit« als die Fähigkeit, sich Wirtschaftswerte oder Geld aufzusparen, mehr Einnehmen als Ausgeben, auch nicht Ökonomie im relativen Sinne des Wortes

»sparen« von »billig und gut kaufen«, sondern innere Freiheit gegenüber dem Unterschied von Arm und Reich und den darauf beruhenden Genußmöglichkeiten, und daraus folgend ein solches Sicheinrichten mit seinem Besitze — sei er groß, sei er klein — daß Verschwendung und Geiz, die eben das Gemeinsame der unfreien Liebe zum Materiellen haben ‹dort mehr zu den durch das Geld erreichbaren Genüssen, hier mehr zum Gelde selbst›, vermieden werden. Faktisch ist die Liberalitas nichts anderes als die zur freiwilligen »Armut« im Sinne des Nichtbesitzes ‹im Unterschiede vom Nichtsbesitze› gehörige untere Stufe, die Tugend der »Besitzenden«! Trotzdem ist Sombart zuzugeben, daß unter den normativen Sätzen, welche wir die einflußreichsten katholischen und protestantischen Morallehrer und Prediger aussprechen hören, der Unterschied der Färbung besteht, daß jene mehr die religiös »richtige« Anwendung des Reichtums, diese mehr seine Gefahren für das Heil betonen. Aber wie so häufig in der Geschichte der Moralen, darf man aus solch stets in pädagogischer Einstellung gegebenen Normierung, bei der man stets eine gewisse Menschenschicht und deren faktisches Verhalten im Auge hat, nicht ohne weiteres auf den sittlichen Geist oder — wie ich anderenorts sagte — das »Ethos« derer schließen, die diese Normen erteilen. Bei gleichen ethischen Wertvorzugsgesetzen können die Normen, die man für verschiedene Schichten daraus ableitet, noch sehr verschieden sein. Zu häufig muß man von den Normen sogar ex contrario auf das Ethos schließen. Zur Norm wird nur die Verwirklichung solcher als »richtig« anerkannter Vorzugsgesetze zwischen Verhaltungsweisen erhoben, die man nicht schon durch vorhandene, deutlich sichtbare Kräfte erwartet. Eben da Thomas selbst Mönch ist, der auf allen Besitz verzichtet hat, und innerhalb des Spielraums seiner Wirksamkeit eher eine zu große Gleichgültigkeit gegen Besitz und Reichtum sieht und erwartet, sucht er in seinem echt scholastischen Bestreben, die Lebensgüter abzustufen, das relative Recht des Reichtums hervorzuheben. Der Mönch zeigt immer gerne, er sei nicht nur Mönch, er könne auch das weltliche Leben voll verstehen und würdigen. Jene protestantischen Lehrer dagegen rechnen bereits mit dem starken Erwerbstrieb derer, an die sie sich wenden, sie stehen mitten im Leben und suchen eher zu

bremsen als zu befeuern. Diese grundverschiedene Einstellung allein dürfte jene verschiedene Färbung veranlassen. Das größere »Interesse« und die größere »Sympathie« der Scholastiker mit dem jungen bürgerlichen Wirtschaftsleben ihrer Zeit gegenüber den Protestanten, hat aber eine noch weit tiefere Wurzel als die eben genannte. Sie liegt in einem allgemeinen Wesenszug der katholischen und protestantischen Auffassung von Religion und Moral, von Evangelium und Gesetz. Der katholische Moralist will bis auf den heutigen Tag das gesamte weltliche Leben bis ins konkreteste hinein unter religiös-sittliche Normen beugen, die im letzten Grunde aus der lex divina fließen und denen zu gehorchen ihm keine geringere Bedingung für Heil und Seligkeit ist, als der Glaube an Christus, seine Gnade und Erlösung. Darin liegt zugleich der Anspruch der Kirche beschlossen, das gesamte Leben der Kultur, einschließlich des Wirtschaftslebens, sittlich und religiös zu leiten und nichts von der gesamten menschlichen Werktätigkeit als »indifferent« für die Erreichung der höchsten Lebensziele anzusehen. Indem der gesamte Protestantismus ⟨hier einig⟩ das »Gesetz«, nicht nur die sog. Iudicilia- und Cerimonialgesetze, sondern auch Sittengesetz und Dekalog für »endlich« und »irdisch« erklärt und es nur um des »weltlichen Friedens willen« ⟨Luther⟩ als verpflichtend, nicht aber als religiös und zur Rechtfertigung und Seligkeit verbindlich ansieht, verzichtet er auch prinzipiell auf jede Art von sittlich-religiöser Leitung des Wirtschaftslebens. »Das Gesetz bleibe außer dem Himmel, d. i. es bleibe außerhalb des Herzens und Gewissens. Dagegen bleibe auch die Freiheit des Evangelii außer der Welt, das ist außer dem Leibe und seinen Gliedern«. ⟨Luther, Ausl. d. Br. a. d. Galater.⟩ Eine Stelle für zahllos viele! Dieser Unterschied ist aber unendlich wichtiger als die besonderen, weit auseinandergehenden Meinungen und Gesinnungen, die einzelne Reformatoren und einzelne Scholastiker über den Sinn, den Wert und die Ziele der wirtschaftlichen Arbeit besaßen. Die protestantische dualistische Scheidung und Analogisierung der Gegensätze Leib—Geist, Gesetz—Evangelium, Welt—Himmel, Obrigkeit—Christus enthält mit dem prinzipiellen Verzicht auf organische Durchdringung der »Welt« mit dem »Göttlichen«, der Heiligung und Vergeistigung auch der Leibessphäre des Menschen, auch den weiteren

Verzicht, in irgendeiner Form den Erwerbstrieb religiös-sittlich zu begrenzen. Darum das geringere »Interesse« der protestantischen Theologen und Sittenlehrer für das Wirtschaftsleben, darum ‹in den ersten Zeiten› das Fehlen einer ausgedehnten moralischen Kasuistik! Daß Luthers wirtschaftsethischer und -politischer Gesichtskreis ganz mittelalterlich handwerksgebunden ist, wogegen Calvin seinen aktiven, regimentalen, organisierenden Willen von vornherein auf die großen Ziele des jungen Genfer Kapitalismus wirft und die neuerweckte moralische Energie der von Ewigkeit her Auserwählten und zur Herrschaft berufenen Gemeinde gerade in dieser Richtung entbindet, besagt gegenüber dieser großen Umordnung von Religion und Wirtschaft so wenig, wie die zarten Sympathien jener Scholastiker für den aufkeimenden Erwerbsgeist des Bürgertums. Auf die prinzipielle Emanzipation des Geistes des Wirtschaftslebens überhaupt von irgendwelcher Inspiration einer spirituellen religiös-sittlichen Autorität und aller priesterlichen Leitung — darauf kommt es als einer der ersten Vorbedingungen der Entstehung des neuen kapitalistischen Geistes an! Auch bei Sombart finde ich einen Zug jener verführerischen F. Burckhard-Nietzscheschen Perspektive, die im Katholizismus vor und bis zur Renaissance eine sukzessiv sich steigernde Verweltlichung und Entchristlichung des Lebens sieht, die — sich selbst überlassen — zur Ausschaltung der christlichen Werte aus Europa geführt hätte, die aber durch den neuen protestantischen Supranaturalismus und die Idee der »Rückkehr« zu altchristlichen Verhältnissen unterbrochen worden sei. Der »Kapitalismus« erscheint dann als bloßes Glied dieser Verweltlichung. Diese Auffassung aber ist grundirrig. Sie übersieht vor den verweltlichten Zuständen der Außenseite des römisch-italienischen Klerus und dessen Ausstrahlungen — die im Grunde nur zur Geschichte Italiens gehören — die Festigkeit und Kontinuität des inneren Lebens der Kirche als Weltinstitut, sie übersieht das Vorhandensein der reformfähigen Kräfte gegen diese Mißstände innerhalb der Kirche aus der durch Augustin, Bernhard, Franziskus beseelten Frömmigkeitsform heraus, und sie verkennt vor allem, daß die »Reformation« nur in der subjektiven Intention der sie leitenden religiösen Persönlichkeiten eine »Wiederherstellung« des Urchristlichen war, daß sie aber faktisch — insbesondere in ihrer

Ausbreitung und Machtgewinnung — von völlig anderen Kräften bewegt war und darum auch einen ganz neuen religiös-sittlichen Zustand Europas erzeugte. Obgleich die Reformation sich in großen religiösen Persönlichkeiten aussprach, ist sie — wie in ausgezeichneter Weise Dilthey*) zeigte — nicht aus autochthonen religiösen Erlebnissen geboren. Es gibt keines der dogmatischen Prinzipien des Protestantismus, das nicht im Rahmen der Kirche vor der Reformation Unterkommen gefunden hat und auch weiterhin gefunden hätte. Das Formalprinzip der Schrift als einziger Quelle der Erkenntnis hatten bereits spätere Franziskaner, wie Duns Scotus, das Materialprinzip Luthers, die Justificatio »nur durch den Glauben« war in der Kirche Deutschlands und Italiens vor der Reformation bei Augustin, Bernhard, Franziskus und anderen weithin verbreitet, die Gnadenwahllehre hatte Augustin. Erst nach vollzogener Reformation und Kirchentrennung erhielten diese dogmatischen Sätze als Kennzeichen der Abgefallenen den scharf heretischen Charakter, den sie seitdem für die Katholiken besitzen**). Was die Reformation herbeiführte waren vielmehr die vereinigten Mächte des europäischen Individualismus, wie er sich auch in Renaissance und Humanismus kundtat, des germanischen Geistes, der sich dem römischen Imperiumgedanken, wie er in der Kirche fortlebte, nun völlig entwand und vor allem der Geist des gegen die aristokratisch-kontemplative Lebensform gewandten Arbeitsdurstigen, die gemüts- und willensmäßigen Eigenschaften des Menschen als dessen »Wesen« erlebenden jungen Bürgertums — verbunden mit den partikularen, gegen die Einheit des Kaisertums gerichteten fürstlichen Gewalten. Das religiöse Erlebnis und seine dogmatische Formulierung, seine biblische und philosophische Rechtfertigung aber formten sich in den leitenden Personen unwillkürlich so, daß es diese dreifachen Emanzipationskräfte vor dem christlichen Gewissen auch als gerechtfertigt und die faktische Emanzipation als pflichtmäßig geboten erscheinen ließ. Und erst als Brechstangen gegen den kirchlichen Priester und Kultmechanismus, der nun wie ein teuflisches Netz der Absperrung der individuellen menschlichen

*) Siehe den Abschnitt »Das Wesen der reformatorischen Religiosität« a. a. O.

**) So daß in manchen Jesuitenniederlassungen z. B. selbst die Lektüre Augustins verboten war.

Seele vor ihrem Gott erschien, erhielten auch die neuen dogmatischen Lehren ihre Bedeutung und ihre brennende Leidenschaft. Die Umgießung des kultischen Werkgeistes, als der praktischen Seite von Kontemplation und Anbetung in den weltlich-praktischen Werkgeist der Berufs- und Erwerbsarbeit — das ist der Kern allen Streites um die Bedeutung der guten Werke. Und eben darum findet das Paradoxe statt, daß der gesteigerte Supranaturalismus der protestantischen Frömmigkeit, d. h. die restlose, unvermittelte Hingabe der individuellen Seele an Gottes Gnade, die Leugnung des »freien Willens« usw., die Wucht der Willensenergie gar nicht mehr nach »oben«, sondern nach »unten« auf die grenzenlose Arbeit an der Materie spannen musste, ja erst grenzenlose Willensmächte zur Formung und Ordnung der Materie entwickelte, die in dem griechischen, katholischen Lehr- und Lebenssystem, in dem der Mensch im Universum wie im Himmel zunächst Reiche wohlgeordneter intelligibler Substanzen kontemplierte, ganz unmöglich und unnötig waren[*]. Es ist daher nicht richtig, wenn Sombart meint, die religiöse Vertiefung durch den Protestantismus hätte wie jede solche Vertiefung eine Indifferenz gegen wirtschaftliche Dinge erzeugen müssen oder gar es müsse der »Kapitalismus« um so mehr Anhänger finden, je mehr der Blick des Menschen auf die Freuden dieser Erde gerichtet sei. Sombart übersieht hier, daß die genetische Abfolgeordnung in der Entstehung der Triebstruktur des kapitalistischen Menschen nicht war: 1. neue Weltfreude und neuer unbegrenzter Genußtrieb, 2. neuer, d. h. unbegrenzter Erwerbstrieb, 3. neuer, d. h. unbegrenzter Arbeitstrieb, sondern daß gerade die umgekehrte Ordnung der Abfolge der Wirklichkeit entspricht! Der neue, religiös-sittlich nicht mehr begrenzte Arbeitstrieb, geboren aus der Wendung der Willens- und Tätigkeitsenergie auf die Materie und seiner Abwendung von Gott, gerechtfertigt aber aus Schriftprinzip, sola fides und den neuen Gnadenlehren, ist es, der zu grenzenlosem Erwerben — dann sekundär zu grenzenlosem Erwerbstrieb, endlich und spät zu neuem Genießen und neuem Genußtrieb führt. Und gerade die neue supranaturalistische

[*]) Treffend hebt W. Dilthey a. a. O. die Wichtigkeit des Satzes aus Melanchthons Dogmatik hervor: »Denn Christus erkennen, heißt seine Wohltaten erkennen, nicht über seine beiden Naturen oder den Hergang der Menschwerdung spekulieren«.

religiöse Entwertung der Welt hebt die Weltliebe und die kontemplative Stellung zu ihr auf und macht sie zu einem bloßen nüchternen »Widerstand« für eine jetzt unbegrenzte Arbeitsenergie. Eine in sich wertvolle »Freude« auslösende Welt bestaunt und bewundert man, nur die entwertete Welt kann grenzenlose Arbeitsenergie entwickeln!

Ohne diese Richtungsumkehr der Willensenergie, welche der Protestantismus hervorbrachte, dürften nun aber auch die einzelnen sittlichen Begriffe und Ermahnungen nicht voll zu verstehen sein, welche einerseits die kirchlichen Thomisten, die puritanischen und später methodistischen Prediger andererseits ihren Gläubigen erteilen. Die rationelle systematische Selbstkontrolle innerhalb des Calvinismus und Methodismus z. B., welche M. Weber treffend als so fruchtbar für die Erzeugung des kapitalistischen Unternehmungsgeistes hervorhebt, hat schon darum eine ganz andere Bedeutung als bei Thomas, weil das Ziel der durch sie entbundenen Energie nicht mehr die sittlich-religiöse Heiligung und Beseeligung ist, sondern nur die Bewährung eines schon vorhandenen Gnadenstandes in der Arbeit und im Beruf. Aber auch abgesehen hiervon ist sie von jener grundverschieden. Was bei der katholisch-thomistischen Grundvorstellung des Verhältnisses von Leib und vernünftiger Seele — daß sie zusammen ein Wesen und nicht zwei Wesen ausmachen — nicht anders zu erwarten ist, fehlt hier mit dem neuen, auf dualistischen Vorstellungen gegründetem prinzipiellen Mißtrauen von Mensch zu Mensch und jener seelisch-religiösen Inselhaftigkeit jedes Individuums auch das prinzipielle Mißtrauen in die leibliche Trieborganisation, die im Puritanertum die Vernunft geradezu zu einem Spionage- und Polizeisystem gegen alle natürlichen Regungen machen mußte. Der vom Geist der puritanischen englischen Revolution genährte Thomas Hobbes spricht geradezu von den »Konspirationen der Triebe«, welche die Vernunft auszuspionieren habe. Erst das auch in aller protestantischen Dogmatik aufs äußerste gesteigerte Mißtrauen gegen den natürlichen Menschen ‹als »völlig verderbt« durch den Sündenfall› konnte mit der Beseitigung der Vorstellung einer inneren Teleologie schon im natürlichen Triebleben, die die Vernunft nur zu den höchsten Zielen hinzuleiten hatte, die neue Aufgabe zeitigen,

daß der Mensch kraft seines gnadengeborenen Willens seine hier als ganz »chaotisch« geltenden Triebbündel zu etwas überhaupt Sinnvollem erst künstlich zu gestalten habe. Die Thomistische Selbstkontrolle ist — innerhalb des Weltlebens — eine gelegentliche, sie funktioniert von Fall zu Fall, da also, wo die innere Teleologie der Triebe aussetzt. Sie ist nicht »systematische«, nach innen gewandte Askesis mit dem Ziele, einen neuen künstlichen Menschen überhaupt erst hervorzubringen. Das in den puritanischen Ländern ausgebildete äußere Spionagesystem gegen Unzucht, Trunk, Laster, Luxus aller Art — ohne Beispiel in den katholischen Ländern — entspricht nur als Folge diesem neuen Verhältnis von Vernunft und Trieb, das auch Kant — hierin seinen puritanischen Traditionen folgend — noch zur Grundlage seiner Ethik macht. Nicht um eine »Wiederbelebung« thomistischer Grundsätze — wie Sombart sagt —, sondern um ein ganz Neues handelt es sich hier, auch wahrlich nicht um eine nur andere »dogmatische Begründung« desselben moralischen Verhaltens, sondern um ein grundverschiedenes Sicherleben selbst. Hier ist äußere Natur wie innere Natur des Trieblebens gleichsehr ein durch den gnadengestählten Bewährungswillen erst zu ordnendes Chaos, nicht ein selbstwertiges, selbst schon vernunft- und zweckbewegtes Ganzes. Der äußere Technizismus der Produktion in den angelsächsischen Ländern — wie ihn Franz Bacon zuerst großartig intendierte — steht in innigster Geisteskontinuität mit diesem inneren Technizismus der Triebregelung. Gewiß, die Namen Fleiß, Betriebsamkeit, Mäßigkeit, Sparsamkeit, Keuschheit sind dieselben wie in der Tugendlehre des Thomas. Aber, was damit gemeint ist, ist himmelweit verschieden, so verschieden wie die beiden Menschentypen und ihre geistigen Grundintentionen. Nach diesen Intentionen, nicht nach zufälligen Nebenwirkungen muß aber auch das kanonische Zinsverbot in seinem Verhältnis zum Kapitalismus verstanden werden. Zunächst ist hier weder der Inhalt des Verbotes, noch seine Begründung, noch seine zweckgeleitete Interpretation durch Thomas und seine Schule das Wichtigste. Wichtiger als all dies ist vielmehr der, in ihm exemplifizierte Anspruch einer spirituellen Autorität, dem Wirtschaftsleben Gesetze vorzuschreiben, und die prinzipielle Beseitigung dieses Anspruchs — mit dem ganzen ius canonicum —

durch den Protestantismus. Hiervon abgesehen ist es gewiß richtig, daß die Interpretationen des Verbotes durch Thomas, noch mehr durch Antonius von Florenz und Bernardus von Siena, auf die Sombart hinzuweisen das Verdienst hat, die fruchtbaren Kapitalanlagen im Gegensatz zu Komsumtivkredit und Wucher begünstigten. Daß die Genannten aber diese Interpretation, das Verbot gelte nicht, wenn der Geldgeber Gewinn und Verlust des Unternehmers mittragen wolle, also schließlich doch im Grunde »stiller Geschäftsteilhaber« sei — nicht aus den nächstliegenden Gründen, die ihnen ihr Begriff des »gerechten Tausches« an die Hand gab, sollten gegeben haben, sondern daß sie damit den Zweck möglichster Beförderung des wirtschaftlichen Unternehmungsgeistes systematisch verfolgt hätten, dafür sehe ich keinen Beweis. Die Ausbildung des Kapitalbegriffes bei Bernardus von Siena »Geld habe als Kapital nicht einfach den Charakter des Geldes oder einer Sache, sondern darüber hinaus eine schöpferische Eigenschaft, die wir eben Kapital nennen« ‹nach Sombart, S. 320›, zeigt nur, daß Bernardus nicht konsequent war. Denn sonst hätte er folgern müssen, daß jeglicher Produktivkredit mit Zinsen als solcher »Kapital«kredit erlaubt sei, nicht nur jener, wo der Geldgeber auch am Verlust des Unternehmens voll teilnehme. Diese »Einschränkung« — wie Sombart diese Hauptsache nennt — setzt doch den »Unternehmungsgeist«, der nach Sombart durch die Interpretation im Geldempfänger gefördert werden soll, im Geldgeber auch bereits im gleichen Maße voraus und führt für Antoninus zu dem Widerspruch, daß pures Kapital trotz seiner »schöpferischen Eigenschaft« keine Zinsen abwerfen dürfe. Gerade weil die Scholastiker — hier ganz einig mit den Vätern — jedes arbeitslose Einkommen prinzipiell verwerfen und gleichzeitig alle wirtschaftlichen Werte — wieder mit den Vätern — an »Arbeit« und »Kosten« gebunden denken, zeigen sie, daß es ihnen nie und nirgends auf die Vergrößerung des Gesamtproduktes der Volkswirtschaft oder eine Förderung des Wirtschaftslebens« an sich ankam, — die durch Erlaubnis fest verzinslicher Kapitalanlagen reicher Nobili bei tätigen Unternehmern doch weit größer gewesen wäre, — als darauf, daß alles Einkommen wahrhaft ver—dient werde und die Arbeit wegen ihrer sittlichen Bedeutung, nicht wegen ihres Nutzerfolges zu schätzen sei.

Die ganz andere Frage, ob diese religiösen und kirchlichen Neuformen erst spontan aus sich heraus den kapitalistischen Geist erzeugt haben oder doch zu den primären Ursachen seines Ursprungs gehören ‹mehr behauptet auch Weber nicht›, möchte ich gleichwohl im Prinzip verneinen. Sehen wir von den ganz unvorhersehbaren leitenden Persönlichkeiten ab: Aufnahmefähigkeit und Verbreitung dieser Lehren waren zweifellos durch den eben zur Herrschaft gelangenden Vitaltypus des »Bourgeois« vorbereitet und bedingt. Nicht der Protestantismus — auch nicht der Calvinismus hat den Bourgeoisgeist erzeugt, sondern der Bourgeoisgeist durchbrach im Calvinismus auch innerhalb der religiösen und kirchlichen Sphäre die Schranken, die ihm die katholische Kirche, die ihm auch Thomas von Aquino gesetzt hatte. Doch dies gehört auf ein anderes Blatt!

Max Scheler.

FIFIS HERBSTLICHE PASSION

EINE NOVELLE

DIE Straßen mit den tagmüden, grauen Trottoirs wurden gesprengt und die schweifhaften, breiten Güsse, die den säenden und starken Gesten der Männer entflogen, legten sich klatschend und eigenwillig auf den Boden. Es wurde Abend. Die Weiden und Eschen der Gärten schwebten scheu und flimmernd vor der ungeheuren Ruhe des opalenen und tiefgelben Himmels. Und wie das Wasser das Irisierende aus der Luft sog, schritten die Menschen über die Straßen wie über Bilder von Signac oder Croß: Eine Viertelstunde brannte die Stadt in einer stillen Glut von gelbem Getupf.

Brandfeuer rannen in dünnen Strähnen dann in die Stadt und mischten sich Glockengeläut und dem grausamen Drang einer fressenden Dämmerung. Wie Schlünde tagelang entfeuerter Kanonen brachen die Schloßfenster über die auslöschenden Häuserquadrate, feierlich, hart und alt, eine Zeit noch hinaus.

Dann sprangen die Laternenreihen die Straßen hinunter und erreichten, leichtes Geknatter der Zündung zurücklassend, den Platz, der mit rasender Wucht an tausend Ecken, Schnüren und Windungen von Licht geborsten und aufgerammt war und über den ein tiefdunkler, sterndurchlochter Hersthimmel schräg und kühl heraufwuchs.

Fifi erschien auf dem Podium.

Von den Schießbuden klang schon das Hämmern der Treffer, die Spielorgel setzte ein. Aber aus dem rechten Ausgang der Baracke trat ein herkulischer Mann, winkte ungeduldig mit der Achsel, die Orgel schwieg. Fifi setzte die Spitze des rechten Fußes nach hinten auf, stellte die Arme wie Henkel auf die Hüften und wartete. Der

Große fing an zu schreien. Seine Arme ruderten durch die Luft, sie umschrieben die gewagtesten Figuren, hemmten sich gegenseitig und warfen sich in gelungenem Überschwall auf das Publikum, weit geöffnet, hinaus. Ein verknickter Hut saß ihm auf dem Kopf. An den Griffstellen glänzte er. Der Rock war zerdrückt und hing um den Körper, dessen Fleisch schwammig und unangenehm schien. Es ist zu betonen, daß die Figur herkulisch war, um die Augen zu verstehen, die, wenn die Brust und die Gebärde sich herausspreizten und mit pompösen Auftakten in die Höhe stiegen, klein und feig dies alles wieder leugneten und ängstlich wie Wassertropfen von einer öligen Fläche an dem angesammelten Publikum abliefen. Sein Mund rief heisere Worte hinunter. Er schrie. Er warf geifernde Reden den Leuten ins Gesicht. »Seht«, rief er, »auf Fifis Tanz. Kommt herein, alle,« und er winkte, »nur Erwachsene dürfen kommen: Plastische Darstellungen . . . pikante Szenen« . . . . . ‹es war, als zerdrücke er etwas Klebriges im Munde›. Der König von Griechenland haben uns beehrt in Wien. Höchste Herrschaften drückten ihre Bewunderung« . . . . . und so sehr lief eine Welle von Ekel von seinen Sätzen und dem wissenden Winken seiner plumpen Hände aus, daß zwei forsche Unteroffiziere sich brüsk wandten und gingen. Über der Baracke stand rot auf blau: Pariser Relief!

Der Alte hob die Hand, die Orgel schlug an und vor dem in einem Teil aus dem Strudel wieder zusammengeschlossenen Publikum trat Fifi in ihren Tanz ein.

Zwei junge Leute waren inzwischen gegenüber eingetreten in »die Schönheiten des Orient«. Vor der Bude standen zwei Palmen und ein dickes Weib, alt, voll Vergangenheit, mit bösen weißen Augen. Sie war die Frau des Athleten; Orient und Paris lagen gleich zwei Rachen auf den beiden Seiten der Meßstraße und bissen sich Opfer heraus. Doch ging der Orient besser und Paris sank von Stadt zu Stadt. Fifi hatte feine Fesseln, aber Lizzy, genannt Luise, hatte Hüften wie ein Dynamo. Und an ihren Zoten gingen die beiden Männer vorbei, schauten durch runde Gläser eine Photographie von Dschiseh und traten, indem sie einen Teppich zurückstießen, bei Lydia ein, der Dame ohne Unterleib, die, in grünem Samt, in einem Sesselstuhl saß und rote entzündete Augen hatte.

Der eine der Herren zog seine Handschuhe an und nach dieser symbolischen Handlung traten sie rasch den Rückzug an. In Jena hätten sie Ringkämpfe aufgeführt mit den Studenten, rief ihnen Lizzy nach, genannt Luise.

Gleich einer unangenehmen Luftschicht fiel dies hinter sie zurück und sie traten hinaus in das Erregte des Platzes, in dem die breiten, musikbeladenen Karusselle schwammen und sich überrasten und Geglitzer von Spiegeln, Lichtschnüren und bunten Mädchen vorüberdrehten und auf dem ein Meer von Menschen schiebend, erregt und drückend sich schaukelte, über denen Schüsse knallten, Schreie hin- und herzuckten und laute Glocken dunkel aufzitterten.

Da wandte sich Franz plötzlich herum und zog den anderen mit. Sie brachen durch den Strom und indem sein Gesicht sich erhellte, zeigte Franz auf Fifi und sagte: »Die leichten Bogen dieser Beine sind entzückend schön . . . . .« Sein Gesicht hatte eine vollendete Güte, die das kühne und auffallende dieses Profils in einen seltsamen Adel steigerte.

Und wie er dies sprach, die Lippen nur wenig bewegend, fielen Fifis Blicke plötzlich auf seine Augen und die Blicke hingen sich ineinander, bis die Orgel mit einem aufflammenden Stoß plötzlich schwieg. Der Herkulische trommelte rasselnd auf einem Schild, Fifi war zurückgetreten, er winkte zum Eintritt, aber nur ein Einziger folgte, die Menge schob weiter.

Und Franz und sein Freund wurden weiter gedrückt, als sie sich der Strömung übergaben, vorbei an dem grünbemalten Gerüst, in dem Menschenfresser hausten. Drei Cow-boys mit roten Blusen, kokett, über die eine ganze Prärie unbändig eine halbe Woche lang eitel brüllendes Gelächter wäre, schossen zeitweise Revolver prahlerisch in die Luft. Ein echter Mexikaner hielt eine Harpune hoch mit rotblänkerndem Fleisch. Überall lief der Witz, daß die Menschenfresser — Krokodile seien, und weil das Volk voraus wußte, daß es geleimt würde, zog man in Scharen hinein.

Dann kam die große Bude mit den »Fliegenden Menschen«, zwei Mädchen in blauen Trikots mit Silberschnüren: die eine blond und mit dem Anfang der sich wölbenden Formen, die eine sonderbare Sinnlichkeit aussprühten und die andere mit ziselierten, knabenhaften

Gliedern, schwarz, das Gesicht Toulouse Lautrecs Durchschnittsmodell ‹breit, gemein, verworfen› mit einem unheimlichen Gerank von Feinheit, Seele und Keuschsein darüber. An der Galerie entlang stand die Familie, sechs Menschen, und bliesen Blechinstrumente, und die Mädchen oben wiegten in das Derbe, Kommune der Straßenwalzer das Gezitter ihres Tanzes. Ihre Bude war ganz voll. Immer!

Und als Franz dem Strom entkam und wieder zurückeilte, sah er, wie Fifi mit einem Stoß herausgedrückt, aus der leeren Baracke taumelte, rasch sich faßte und anfing zu tanzen, mühselig, müd und fein und beschwingter, als sie Franz erblickte. Nur kleine Truppen blieben stehen, die Masse strömte zu den Fliegenden Menschen. ». . . . . Augenstern . . . .« rollte es von unten herauf.

Es war spät geworden. Die Orgel schloß. Fifi verbeugte sich. Der Athlet rief den Beginn der Vorstellung aus. »Soeben Beginn . .« rief er und schnalzte. Aber niemand stieg auf. Er schrie. Niemand. Da ging er, von der Leere beschämt, verlegen einmal über das Podium, verschwand ins Innere, lauerte bis die Gruppe sich ganz verlaufen hatte und trat wieder vor. Fifi schlich wieder heraus. Wie eine große Spinne hing der Herkulische auf seinem Podium. Franz stand beiseite, beobachtend, den Kopf schief aufgelegt. Und wie eine Truppe nahte, fing der oben an, Schlüpfriges zu reden, ein Wink, die Orgel: Fifi . . . . .

Die Leute hielten, schoben ab. es wurde später, das Gesicht des Alten rötete sich, er suchte die Uhr. Immer wieder verschwand Fifi, immer begann der Spektakel, rascher, hastiger wandelte Szene auf Szene: das Greifen und Locken nach spärlichen Passanten, das Weitergehen, das Versinken Fifis und die bleierne Schwere ihres Tanzes, angezündet manchmal und heftiger im Erblicken von Franz. Dann ward es zehn Uhr. Polizei drängte mit Seilen vor, die Pfeife des Dampfwerkes heulte, die Menge lief ab.

Über den leeren Platz, durch einen schmalen Gang, den Schutzleute freihielten, und um den Gruppen Neugieriger standen, kamen nun die Artisten, zum Teil mit Mänteln, die sie über das Bunte und den Flitter gehängt hatten und die so zwischen den Angestellten, den lichtlosen Buden und mit ihren andersgewordenen Gebärden plötzlich desillusionierend und doch noch von dem erregenden

Arom ihrer Gewerblichkeit umwittert, in die Straße hineinströmten. Zuerst kamen großspurig und in der starken Lüge der hohen bespornten Lederschuhe sich wiegend, die Cowboys aus Dresden und Garmisch.

Ihre Sombreros hingen im Genick. Die Hand stak in der Revolvertasche, so daß Dienstmädchen erschauerten und in Knaben dramatische Perspektiven sich loslösten.

Hinter der bewußten Brutalität der Ringkämpfertruppe mit dem haarlosen Bär schritt die Besatzung der Schießbunde links ganz hinten. Sie hatten alle halblange Röcke an und Kleider, welche schöne und zierliche kleine Blumenmuster trugen, im pfingstlichen Stil mancher Bauernkattune, und wie sie, zu Zweien links und rechts der ebenso gekleideten und schön aufrechten Mutter eingehängt, die Köpfe gebeugt, zierlich zu ihrem Wagen trippelten, erschienen sie wie eine Porzellangruppe aus einer kleinen, bürgerlich-graziösen, deutschen Manufaktur.

Dann: Leere . . . . und Fifi . . . . Schmal, doch köstlich in einen gelben Gummimantel gehüllt, fröstelnd, den Platz mit Adel ausfüllend, kam sie auf den Ausgang zu. Mit der dünnen linken Hand krampfte sie den Kragen über die Brust vor dem Hals zu wie mit einer weißen Agraffe. Die Lippen waren rot und merkwürdig wie mit feinem Lack auf das bleiche Gesicht aufgetragen. Sie stieß kurz vor der Straße mit den anderen zusammen. Die Alte trug einen Milcheimer. Der Herkulische schlappte unangenehm her, schrie ihr etwas zu, Lydia — ein dickes aufgeschwollenes Tier — ging idiotisch, faul, nebenher, ohne Umhang in grünen Samthosen. Lizzy lachte mit allen Herren. Mit gierigen Augen schloß sich der Mexikaner von den Krokodilen Fifi auf der anderen Seite an, daß sie zwischen ihm und dem Athleten umso reiner erschien.

Schräg auf der Holztreppe, die in den großen gelben Wagen hineinlief, in dem sie wohnten, wandte Fifi den Kopf und sah somnambul verklärt nach der Stelle, an der Franz stand ‹den sie nicht — dies war auffallend und seltsam zugleich — gesehen haben konnte› mit dem Bruchteil eines Lächelns, während der Mexikaner in lüsternem Scherz sie, mit auf ihre Hüften aufgesetzten Händen, ins Innere drängte.

Worauf sie mit schmerzlichem Aufziehen der Achseln reagierte.

Später glitt der Mexikaner aus dem Wagen. Eine Zigarette drehend, mit der Eleganz des Romanen alle Glieder bewegend, schlenderte er zur Artistenschenke. Franz, der noch lange den Wagen umkreiste, sah Licht aus den schmalen Luken dringen und hörte keifende Stimmen das Innere des Raumes hin und her zerreißen. Dann nahten mit schwerem, gleichabgetönten Schritt die Patrouillen.

Es ward spät.

Er ging.

Alle Tage tanzte Fifi. Es war kühler geworden. Ungeheuer gewölbt spannte sich der Himmel. Sinnlose Monde stiegen über die Nächte hin. Franz sah sich aus allen Beziehungen zu Welt, Gesellschaft und Dingen herausgerissen und in die Aura dieses Tanzes mit allen auffassenden Fiebern hineingerissen. Bei den »Fliegenden Menschen« stieg täglich der Kassensturm und die Sensation. Der »Orient« verdiente gut an reiferen Herren. »Paris« brachte es von 8—10 abends manchmal nur auf eine Vorstellung. In den Pausen tanzte Fifi. Der Alte winkte, schrie, ward gieriger, je später die Zeit hinlief. Verkündigte Anfang der Vorstellung, er öffnete die Vorhänge, Fifi tänzelte ins Innere. Niemand kam. Manchmal vielleicht zwei Herren. Und dann packte der Alte Fifi mit seiner Tatze an der Schulter und schleuderte sie hinaus. Die Orgel hob an, Fifi erhob die Füße, hinten der blaue Horizont der Draperien gab ihren Bewegungen Haltung und Relief und die müden Schwingungen ihrer Arme und Beine waren wie das kurze Geflatter einer Libelle, die, in der Luft anhaltend, über einem schönen Gewässer erblitzt. Langsam im Fortschreiten des Abends wurden ihre Gesten müder, von einer schmerzlichen, bleihaften Schwere überhaucht. Franz hörte das Pfeifen ihres Atems. Und wenn sie, leicht gerötet die Wangen, schloß, fiel die Kühle des Herbstes auf ihren Schweiß.

Einige Tage blieb Franz an der Peripherie des Zuschauens von Mitleid und schmerzlicher Bewunderung angefüllt. Manchmal schien es, als müsse der nächste Pas sie stürzen, in sich zusammensinken lassen. Doch sie blieb. Ihm aber widerstrebte es, auf diese leichte Weise an sie heranzukommen, die unter den Augen des klebrigen Athleten oder mit dem Beigeschmack der gewohnten leichterotischen

Anknüpfung sich vollziehen mußte. Er fühlte, daß er Inhalte in sich trüge, die in ihrem Wesen auf dieses Kind abgestimmt seien und die Schwere dieses Bewußtseins nahm ihm den Mut zur Leichtigkeit. Ihre Blicke trafen sich hin und wieder — nicht oft — aber in einem berückenden, außerweltlichen Zusammenhang.

Sie waren schon tief ineinander eingewöhnt, als sie ihre Stimmen noch nicht kannten.

Dann kam jener Abend. Donnerstags.

Es war ein schöner Abend, mit bunter Kühle, sternhart, der Park voll gährendem Geräusch. Er zog sich wie ein Strom durch die Stadt, englisch, überdunkelt und alt im Sommer, winters bereift, immer schön. Die Lichtgurte ganzer Grenzstraßen warfen sich in ihn hinein, schimmerten im kleinen Teich, aber er gab kein Dunkel wieder zurück. Nahm alles auf mit großer, tiefer Selbstverständlichkeit. Stand geborgen, bergend, unberührbar, geschlossener Komplex von Vornehmheit asylhaft wie ein Zentrum, um das die Stadt mit Geleucht rotierte. Donnerstag abends . . . .

Es war schön!

Zwischen sieben und acht, genauer: Eine Uhr im Schloß hakte ein: Fünf Minuten bis halb acht Uhr! Franz ging langsam zur Messe, die acht Uhr begann, die vorher um sieben aufgehört hatte: Zeit, in der die Artisten aßen. Seine Gedanken gingen langsam, gemächlich, nichts erwartend, ohne Tatkraft um das innerlich abgespielte Bild von Fifis Tanz sich bewegend, Erklärungen ersinnend, von einer leisen Sehnsucht aufgelockert und beschwingt gemacht. Da knirschte es, und noch ehe ihm durch sein Geträum das Bewußtsein heftiger Schritte und haschender Bewegungen ins Gedächtnis stieß, hieb mit einem unendlich scharfen Akzent ein Schrei in ihn hinein, warf ihn herum. Er lief über ein Grasrondell, stolperte, stieß an ein Gitter, sprang darüber. Sein Hut war verloren, der Ärmel geschlitzt, seine Brust zitterte. Er stürmte um ein eingezäuntes Denkmal, mußte umkehren, lief in einen dunklen Weg, packte einen Mann am Genick und schmiß ihn zurück, daß sein Körper krachend an die Staketen knallte und an ihnen wie eine dumpfe Masse niedersank. Hinten im Weg leuchtete der rote Knopf einer Zigarette auf, bewegte sich her. Neben ihm selbst stand Fifi, die Arme noch

schräg aufgehoben, die Augen ganz groß in der Form und schalenhaft, in die nun plötzlich ein beinahe bläulich erglänzendes Licht floß. Zwei schimmernde Kreise, standen die Augen in ihrem Gesicht.

Und so die Hände haltend, ungeschickt, doch ganz sich in der Geste erfüllend, tat sie einen unnennbar müden nnd langsamen Schritt auf ihn zu, das Gesicht transparent, mit zwei schimmernden Hostien. In diesem Augenblick lief das Geknatter rasch folgender Schüsse neben ihnen hin und wie sie umschauten, war es nur noch Fifi die sah: sah, wie Franz dem Hingesunkenen den Revolver aus den Fingern riß, ihm den Kolben gegen die Schläfe hämmerte und ganz groß auf sie, die zitternd harrte, zuging.

Doch ehe er sie erreichte, war die Zigarette heraufgekommen, zwischen sie gesprungen und löste die Luftströme los, die zwischen ihnen liefen.

Es war der Mexikaner. Er fragte rasch, schrie es: »Verletzt?« Franz zeigte den Revolver, er deutete auf den Klumpen am Gitter. Der Mexikaner riß sein Gesicht in Falten, fauchte, trat dem Klumpen in den Bauch, schnippte das Bein hoch, daß der Körper herumfiel, senkte seinen Kopf dicht neben den Liegenden und sog heftig an der Zigarette, daß ein roter Kreis auf die Erde fiel, in dem mitten ein asketisches, von vielen Narben und Stichwunden durchbohrtes Gesicht auftauchte.

»Der Fakir«, . . . schäumte der Mexikaner. »Man sollte ihn peitschen«, ... und fing an ihn mit den Füßen zu bearbeiten. Wie Franz ihn hinderte, fiel sein Blick auf Fifi.

Sie war ganz verändert. Ihr Gesicht war wie ein weißer Fels, über den in zuckhaft raschen Stößen rote Wallungen strömten. Blitzhaft wechselten Hell und Rot und drohten, den Hals zu sprengen.

Und während sie wieder auf Franz zuging, als trüge sie alles gegen ihn hin, zitterte ein Klang, rauh, gegenströmend, in ihrer Kehle auf, und wie alle Glieder zu ihm drängten, hielt sie ein Schluchzen zurück, sie warf den Kopf zur Seite, gewaltige Erschütterungen lösten sich aus, und gleich einer Verurteilten ließ sie sich gegen den Mexikaner fallen, der sie verwirrt aufnahm, der nach Franz schaute, wieder auf sie, maßlos erregt und erstaunt schien.

Dann plötzlich, aber mit unverstehender Achselbewegung seinen Mund auf ihren warf und in langem Kusse sie wegzog.

Franz stand noch eine Weile.

Dann drehte er um.

Hinter ihm stand der Fakir. Er bat um seinen Revolver. Er sagte es englisch.

Nichts schien Franz selbstverständlicher, wie diese Folge fremder Laute. Er gab ihm den Revolver.

Der Fakir verbeugte sich, ging. — —

Fifi erhielt Faustschläge, weil sie zu spät kam. Der Herkulische beulte auf sie los und sie erschien unter seinen Händen wie ein feines Tuch Spitzen in der wringenden Faust einer grobknochigen Wäscherin. Sie gab keinen Ton. Sie tanzte den Abend, daß es vier Vorstellungen gab. Sie tanzte, daß ihre Beine glühten wie die wundgespielten Saiten einer schönen Violine, während die Kühle auf ihre Brust drückte, aus der in langen, keuchenden Stößen ihr Atem rang.

Franz kam nicht.

Sie tanzte die Abende des Freitag und Samstag rasend und aufglühend herunter wie Spulen, die ihre Füße abtraten. Es wurde kälter, erbarmungloser drang der Herbst ein. Fifis Mantel trug nun Luise, eigentlich Lizzy, unter dem ihren. Als Fifi danach fragte, schrie der Alte sie nieder. Das dicke Weib mit den weißen bösen Augen keifte, sie solle mehr verdienen und wies mit einer vergleichenden stolzen Gebärde auf den einträglichen Busen der Dame ohne Unterleib.

Sonntag tanzte sie den ganzen Tag.

Das Landvolk strömte in die Stadt, schob sich, in Keile zusammengepreßt, über den Platz, der staubte, den eine am Tag mitleidlose Sonne zusammenbrannte, auf die die Kühle so unmittelbar folgte, wie das Dunkel plötzlich und hastig vorsprang.

Um sieben lief Fifi torkelnd nach dem Park, streichelte das Gitter, an dem sie damals gelehnt, kniete nieder dicht neben der Pfütze, wo Franz gestanden und berührte mit den Lippen den Boden. Dann lief sie weiter, kam durch ein Tor, eilte durch eine Straße und stand wieder auf einem Platz mit stillen Bäumen.

Mitten darin stand ein rundes Kuppelhaus, zu dessen Tür viele Stufen führten, über der Fahnen hingen und in gewaltigen Lettern

das Wort erglühte: »Deo«, das sie wohl nicht begriff, das sie aber sänftete und hineinzog, wo sie Weihwasser nahm und in einer Nische unter einem in vielen Farben erstrahlenden Fenster sich auf das Dunkele der Steinfliese warf und so weinend ein Vaterunser schluchzte, daß von zwei vorüberkommenden Damen eine erregt und voll Neid über diese inbrünstige Stärke, höhnisch auflachte, wie von der schrillen Einfachheit irritiert oder eine ‹schon im Klang der Stimme voraus desavouierte› Überlegenheit heuchelnd und darstellend.

Fifi aber rief aus einem immer wilderen Weinen heraus, böhmisch, das die Leute nicht verstanden, aber an dessen Lauten sie dennoch wie angeseilt hingen, rief mit lauter und klarer Stimme, die aus allen Seiten der Kirche wieder auf sie zurückströmte, ein Gebet.

Der Schweizer war herbeigelaufen. Er wollte der Störung nachgehen, die Weinende, deren heftige Andacht sich über jene der anderen Gläubigen übermäßig und sie gering machend auftürmte, beruhigen, sie hinausweisen... aber er blieb wie gezwungen an einen Pfeiler gelehnt stehen, Staunen und nicht begreifendes Wunderbare über sein wenig gescheites Gesicht gestreut, wie hingewiesen und in diese Position gebannt von dem seltsamen Geläute dieser Stimme.

Aus dem klaren und in langen tönenden Linien verschwebenden Glanz ihrer Sätze aber lief in verströmenden Untertönen ihre Qual. Und ihr Gebet begann mit dem dunklen Schmerz ihres Zimmers im gelben Wagen, das ganz ausgefüllt ward von dem breiten Bett, in dem sie zu dritt schlafen mußten: Sie und Lydia und Lizzy, genannt Luise. Und wo ihr Körper hinausgestoßen liege auf die äußerste Kante, wo wenig Decke sei. Aber das alles sei wenig und tief im Herzen sehr gering gegen die Reden von Lizzy und jenen Abend, an dem der Alte den Teller, voll von heißer Suppe, ihr auf die Brust warf, als sie beten wollte nach einer durchquälten Nacht. Und so in dem Gedanken daran sprangen alle Ventile der Angst und Unterdrückung weit auf und in einem köstlichen und befreienden Erguß strahlte sich ihr verjochtes Leben heraus, wie eine lang im Tiefen der Rohre gehaltene Fontäne sich in einen späten Sommerabend mit starker und doch resignierter Kurve erhebt. Und in ihren Worten glommen die Namen der beiden auf, zwischen denen ihr Leben in den letzten Tagen ein hin- und hergerissenes Spiel war: Franz

und der Mexikaner, den sie Partufa nannte. Und der Klang ihrer Stimme sank etwas zurück in der schmerzlichen Erinnerung der Abende, an denen jener bei ihnen eindrang, begrüßt vom entsetzlichen Gelächter Luises, den tierisch und röter aufblinkenden Augen Lydias und ausgezeichnet durch das indolente Nichtbeachten des Alten, in dessen schmierigen Beutel die Hälfte von dem floß, was die Krokodile einbrachten. Indem sie den Kopf im höchsten Schmerz tiefer senkte, dachte sie an das Gefletsch und den Schaum um den Mund des Partufa, wenn er sich von Lydia und Luise wegwandte zu ihr, die, den Kopf gegen die Wand gedreht, dieses nicht sehen wollte und wie sie kalt blieb und im Gebet sich beruhigend, wenn die anderen Mädchen ‹o über Lizzys Gelächter und schmutzige Reden!› sie bewegen wollten, auch diese Dinge nur anzusehen ... und wie Lydia aus Wut sie eine ganze Nacht hindurch mit Nadeln stach. — Doch ihre Silben mäßigten sich wieder zu einem verklärten Rhythmus, als ihr Gebet an den anderen stieß, den mit dem gütigen Gesicht und den Sonnenaugen und sie dankte Gott tief und herrlich errötend für die Nächte, die er im Traum diese Augen über ihren Schlaf wie hütende Gestirne verteilte und so die Nächte zu einem Berg erhob, den kein Schmerz und keine Demütigung des Tages berennen konnte. Und wieder und immer wieder dankte Fifi dafür, daß der Herr ihn, Franz, den Gütigen in ihre Not sandte, damals, wie der Fakir im Park sie überfiel, um dann wie vor einer Mauer und endlos erregt vor dem Wunder stehen zu bleiben ‹während ihre Stimme fast erlöschte›, wie sie damals plötzlich und wie von einer Macht, die aus ihr selbst heraus allen ihren Wünschen entgegenströmte, sich in den Arm des Mexikaners warf und die kalte Übelkeit seiner Lippen auf den ihren fühlte und den anderen stehen ließ, gleich einer begnadeten Heimat, die man verläßt für immer, und deren letzte Feuer, hoffnungslos für den Ziehenden, langsam am Ufer verbrennen. Und sie sann mit flackernden Worten über den Sinn dieses Ereignisses und die Ursache dessen, was einen Menschen zwingen kann, die höchste, nie erhoffte Sehnsucht, wenn sie erscheint, liegen zu lassen ... nein ... nicht nur dieses: sie zu verschmähen — o vieles mehr — sie zu höhnen und zu begeifern schien, sie zu schmerzen mit einem strengsten Schmerz. Und wie sie sich forschend,

weinend, in Verweiflungen wälzend um diese Fragen wand, erschien es ihr, als ob es eine Angst vielleicht oder ganz gewiß gewesen sei, die sie vor dem plötzlichen Glück überwältigt und ein Unbesonnenes hätte tun lassen, und sie schrie auf, wie sie dieses Entsetzliche — sich selbst in den Armen des Partufa — erblickte. Aber dann kam es ihr, daß es nicht die Angst gewesen sei. Sie erkannte etwas, das einer Schuld ähnelte, in ihrer Brust und glaubte nun betend und es so versichernd, daß es Trotz gewesen sei, nicht Angst, daß es Aufbäumen gewesen sei aus der allzugroßen Tiefe dieses vergangenen Lebens vor der plötzlich viel zu strahlend aufgereckten Perspektive jener höchsten Erfüllungen. Aus diesen hin- und zurückschwankenden Gefühlen brach dann der Haß gegen den Mexikaner hervor und nachdem sie in schrillen und ekstatischen Rufen ihn hervorgestoßen hatte, fiel sie wieder in ein beruhigtes Beten zurück, fühlte, wie diese gläubige Erschöpfung sie umfaßte, welche all diesen Entladungen zu folgen pflegt und lag dann eine Zeitlang ausgestreckt auf den Steinen, bis Menschen ihr zu Hilfe eilten, im Glauben, daß sie ohnmächtig sei. Da sprang sie auf und eilte durch Straßen und Park zur Messe. Sie kam zu spät. Der Alte trat ihr mit dem Fuß in den Bauch.

Aber sie spürte es nicht.

Tanzte, wie sie nie getanzt hatte, groß, vorwurfsvoll, in Tragik und Schmerz vertieft und einem brennenden Feuer zugebracht. So erblickte sie Franz, der heute wieder unter dem Publikum stand.

Sie tanzte schöner, fühlte, wie eine Süße den Leib ihr hinanstieg, alles löste und ihren Augen Glanz gab und Glauben. Sie tanzte nun, um den starren Blick des da unten frei und klar wieder zu machen und all ihr Sinnen stand danach, die Güte dieses Auges neu zu erwecken. Ein berauschender Glaube überfiel sie, daß der noch so sehr Enttäuschte und Erstaunte nun alles begreifen müsse: daß es zuviel gewesen sei für sie damals, daß sie ängstlich, trotzig vor dem Schicksal gewesen sei. All dieses tanzte sie nun. Und sah in seine Pupillen und lauschte auf Wirkung, wie einer an Abenden hinter der Ebene den Mond über dem Strich der Wälder sucht. Sie glaubte nicht mehr, daß alles verloren sei, wieder überbrandete sie die absolute Zuversicht, jener da unten begreife allmählich, was, als

alles zu ihm allein zog, sie auf die andere Seite warf. Sie fühlte, wie jene Schauer des Glücks, das Widerstreben in ihr gezeitigt hatte, weil es sie wie eine Keule überfiel, nun in langsamen Zügen wiederum in sie einzogen.

Sie tanzte sich in einen leuchtenden frommen Glauben hinein, der sie erschimmern machte, aber noch blieb das Gesicht von Franz ‹doch sie sah dies nicht, sah nur die Wandlung, an die sie glaubte› kalt und hart.

Eine erdrückende Luft schob über den Platz, gleich Wellen stießen die Anstürme der Menschen gegen die Wände der Buden. Alle Baracken hatten heut eigene Orchester, die sich ineinanderwirrten. Kinderballons stiegen in die Höhe. Das spitze Geknatter von den Schießbuden, das Gedudel der Karusselle und das Geschrei übertönte das Geblitz der Revolver und das Stampfen und Pfeifen der Maschinen.

Fifis Augen strahlten, bettelten, wurden groß und erzählten alles, was sie wußte noch von der dumpfen Dämmerung einer Wiese, die irgendwo in ihrem Hirn aus der Kinderzeit brütete bis zu der Liebe zu ihm, dem Gütigen. Sie riefen um Verzeihung, wurden stolz in seinem Verstehen, das sie deutlich erstrahlen zu sehen glaubte, und dankten ihm.

Aber er verstand sie nicht.

Ihre Beine bewegten sich immer rascher in gewölbten Bogen, ihre Hände schienen etwas zu glätten, sie tanzte weiter. Ihre Augen wurden immer linder, ihr Gesicht ward durchsichtiger und kleiner, die Beine hatten ein Tempo der größten Extase erreicht, ohne daß sie etwas zu merken schien. Dann fielen sie langsam in einen dumpferen Rhythmus, die Blicke strahlten überirdischer, ein leises Lächeln zog dankend für seine Güte nach seinem immer noch unbewegten Gesicht, in das sie viele Wunder hineinschaute . . . und so tanzend, geklärt und eine merkwürdige Leisheit erregend, die kurz eine Sekunde sich über den Platz verteilte, losch sie, während die Rohre der Dampfmaschine plötzlich lautlos Säulen weißen Dampfes gegen den Himmel stießen und ein großes Haus hinter dem Platz wie grundlos von einer hellen Strahlung mächtig aus dem Dunkel herausgerissen aufflammte . . . losch sie, sich in sich selbst verströmend, tanzend, zusammensinkend, hin wie ein seltsames und gutes Licht.

Kasimir Edschmid.

DIE LICHTEN STUNDEN

(Deutsche Nachdichtung von Paul Zech)

I

Laß nur die Störer klopfen und den Wind,
der Einlaß wünscht, sich ruhig weiterfingern.
Die helle Stunde, die melodisch spinnt,

soll uns kein Lärm von draußen her verringern.
Laß das Gelach vorbei, das doch nur lärmt
wie Plappern bunter Vögel in den Zwingern,

und niemals Frösteln der Gefühle wärmt.
Laß die Geräusche blind vorübersummen.
Die Freude, die von Tanz und Taumel schwärmt,

wird, kaum gejauchzt, schon wesenlos verstummen.

Sieh diese gnadenreiche Stunde: Licht
schwebt durch den Garten wie ein Rosenreigen.
Sieh diese aufgeblühte Stunde: Licht

ergießt sich in die Stille, die wir selig schweigen.
Von dem, was draußen laut vorüberschweift,
mit Mienen, die schon ein Ermüden zeigen,

wird nichts mehr kommen, das uns tiefer noch ergreift.
Ob auch die Nacht schon Schwingen regt zu schweben
und Schattenhaftes schwer zu Schwärze reift,

wir wollen vor dem Ansturm nicht erbeben
und wie ein Mönch, bevor er Büßer firmt,
ihn segnen und in Gläubigkeit erheben

den weißen Kelch der Liebe, die uns schirmt.

II

Zuweilen ist dein Wesen so von Schmelz umschmiegt,
wie Blumenbeete silbern in der Morgenweihe
und wie ein Weg, der durch die Ulmenreihe
gebogen wie ein Schwanenhals sich wiegt.

Und manchmal bist du so voll junger Kraft,
wie eine Brise durch die Luft gewittert
und die den Spiegel eines Weihers knittert
mit Flammenfingern tiefster Leidenschaft.

Und wenn mich deine Hände blumenzart
und duftend streifen, meine ich zu spüren
ein klingendes Berühren und Verführen
von Klee und Gräsern meiner Stirne aufgespart.

Und schneckt der Mittag träge durch das Gras
und durch die Bäume, die schon nicht mehr rauschen,
erwachen Schatten, die auf deine Stimme lauschen
wenn sie melodisch tönt wie Glas, gerührt an Glas.

Dem hellen Tag entsprang kein Stundenkreis,
der nicht durchleuchtet war von deiner Güte.
Doch nun die aufgesprungne Sternenblüte
dich müde macht und diese Welt wie Reif so weiß,

fühlst du nicht, nun sich deine Stirne neigt,
die Augen, die sich innig nach den deinen
zersehnen und die Strahlen, die nach innen scheinen,
noch einmal küssen, ehe sie der Schlaf verschweigt.

III

Nun unsre Blicke wieder sich verschwistern wollen,
muß alles Trübe, das noch in den Augen tränt,
und Rest vom Traum, der spitz aus Liderspalten gähnt,
hinausgelächelt werden und verrollen.

Schon kommt der Morgen rot herauf aus Schluchten
Silber und Goldgewicht auf diese Welt zu wuchten
und Taujuwelen weit hinauszusprühn.
Wir staunen, wie sich durch die Nebelschwaden
ein Flüstern zwängt. Und Glocken, Gläubige zu laden,
sich durch den bronzenen Flor der Fluren mühn.

Die Spiegelseele unsrer schönen Teiche
bestürmt den Wind, daß er von ihr entweiche.
Smaragdener Schmelz verbrüdert Strauch zu Strauch.
Die Sonne aber, höher schon, fegt mit den goldnen Besen
vom Blumenbeet die bösen Schattenwesen
und von den Wiesenflächen feuchten Rauch.

IV

Das Blumenbeet mit großen Purpurglocken,
das uns Symbol des Gartens war, den wir
tief innen hüten, funkelt nun aus weißen Flocken
wie ein gesenkter Silberschild mit goldner Wappenzier.

Mondblaue Schweiger ducken sich und säumen
den Horizont, wo Fernen fahl verschäumen
und Bäume in gespenstig schwarzen Reihn
hinschweben, sich geflissentlich zu paaren
mit ihren Schatten, den breitzottigen Barbaren,
die trunken taumeln wie berauscht von Mohn und Wein.

Der Wind seufzt atemknapp und altersschwach.
Des Frostes Riesensegel aber bauschen
sich blähend auf: durch Wälder hinzurauschen
und um gekreuzte Straßen und den krummgebognen Bach.

Der Tausendfuß der Sterne kriecht schon steiler
und Reifgelüste blitzen stählerner und geiler
von den geschweiften Felderflächen her.

Die Staublawinen scharfer Eisgesplitter
und das vom Mond herabgesandte Glühgewitter
verrauchen in der Tiefe wie ein Lavameer.

Die letzte Stunde tönt sich aus und prophezeit
das donnerdunkle Nahen der Barmherzigkeit
Kleingläubigen, die noch durch Wildnis schweifen,
tiefahnungslos, daß schon die Augen Gottes reifen
und auf die Völker, die sich blind vernichten,
den uferlosen Blick der Gnade richten.

Emile Verhaeren.

HIMALAJAFINSTERNIS

DAS ist der Fluch und zugleich die Wollust des Reisens, daß es dir Orte, die dir vorher in der Unendlichkeit und in der Unerreichbarkeit lagen, endlich und erreichbar macht. Diese Endlichkeit und Erreichbarkeit zieht dir aber geistige Grenzen, die du nie mehr los werden wirst.

Wenn sich deine Seele, ohne daß dein Leib reist, an einen Ort hin versetzt, in dem du nie warst, so kann sie an dem Ort, bald im Sonnenschein, bald im Regen, bald im Winter, bald im Frühling wandern, geisterleicht in einer Geisterlandschaft. Hast du aber den Ort einmal reisend mit deinem Leib erreicht und wirkliche Tage dort verlebt, so bist du dem Gefängnis der Wirklichkeit verfallen. Sobald du dich in späteren Jahren an den bereisten Ort im Geiste zurückversetzt, kommst du nicht über die Grenzen der ehemaligen wirklichen Tage hinaus. Du siehst jenen Ort immer wieder, in ermüdender Wiederkehr, in derselben Tages- oder Jahreszeitstimmung, in der du ihn damals gesehen. Du kannst ihn nicht willkürlich mehr verwandeln. Du bist verdammt, ihn ewig genau so zu sehen, wie er sich dir auf der Reise gezeigt hat. Dies ist der Fluch, der die Seele des Reisenden belastet. Die Flügel der Geistigkeit werden ihm von der Wirklichkeit beschnitten. Der Vielgereiste haftet mehr an der Erde, als der nie Gereiste. Er erscheint mir sterblicher als die übrigen Sterblichen.

Es gibt eine einzige Möglichkeit, den Wirklichkeitsbann des Reisens zu durchbrechen und abzuschütteln. Das geschieht, wenn wir unsterbliche Erlebnisse heimbringen, wenn sich das Schicksal des Reisenden mit Menschenschicksalen fremder Orte so verknüpft, daß der Ort, die Landschaft, das Geschehene ganz an Bedeutung verlieren, ins Nichts sinken, und das am eigenen Schicksal Erfahrene Zeit, Ort und Wirklichkeit überragt.

Solche Erlebnisse sind selten, aber eins, zwei solcher Erlebnisse auf großen Reisen bleiben einem im Blut und Geist haften und überfallen einen zeitweise in der Erinnerung, und solche Erlebnisse können uns modernen Menschen den Schauer, die Ehrfurcht und die Erhebung ersetzen, die die früheren naiven Menschen in Gotteshäusern vor ihren Altären und Göttern empfanden, vor Göttern, die wir Modernen längst zum alten Eisen gelegt haben. —

Ehe ich auf meinen Reisen oben im Himalajagebirge gewesen, konnte ich mir diese höchsten Erdzinken immer nur tief in weißem Schnee und unter ewig eisigblauem Himmel vorstellen, ähnlich den Erinnerungsbildern, die ich vom Montblanc, von den Dolomiten und den Schweizer Alpen mit mir trug. Jetzt aber, nachdem ich vor Jahren am Himalaja war, sehe ich dort im Geiste keine ehernen Gletscher, keinen eisblauen Himmel mehr. Ich sehe dort die Erde grau in grau wandern, denn es war im Februar, als die Nebel aus der indischen Talsohle wie graue Felder heraufstiegen, Nebel in allen Schattierungen, in Schatten und Beleuchtungen wechselnd. Es war, als flögen die Berge, dann wieder versanken sie. In den Sternennächten wirbelten diese Nebel im Mondschein. Der riesige Himalaja schien sich fortzuwälzen. Bald stellten sich die Nebel wie Riesentreppen auf, schlugen sich zum Himmel hinauf und drehten sich um ihre Achsen wie ungeheure Windmühlenflügel. Es blieb kein Oben, kein Unten, kein Links und kein Rechts mehr bestehen, als wäre der Himalaja eine Gedankenwelt geworden, in der sich fluchtartige Bilder und Eindrücke, Wirklichkeit und Unwirklichkeit jagten.

Siebentausend Fuß hoch oben in Darjeeling, dem weltbekannten Erholungsort der englisch-indischen Beamten, Offiziere und reichen Kaufleute, waren im Februar die meisten Villen geschlossen. Sie liegen mit ihren Glaswänden und Glasveranden wie aus Bergkristall aufgebaut an der Berglehne der hohen Gelände von Darjeeling. Dazwischen ziehen sich Teegärten mit niedrigem Teegebüsch hin, denn der Tropenbrodem, der vom großen indischen Reiche am Fuße des Himalaja zu den Höhen von Darjeeling heraufraucht, bringt einen Atem von Fruchtbarkeit über diese Südabhänge des Himalaja. —

Heimgekehrt nach Europa, wäre ich jetzt, wenn ich an den Hima-

laja zurückdenke, ewig dazu verbannt, dort oben in Darjeeling unendlich lautlosen, träufelnden Februarregen zu sehen, der aus den Nebelschwaden niedertroff, und ich müßte immer in die nebelwandernden Berge schauen, die mir nie mehr still stehen würden, wäre mir nicht dort jenes Erlebnis begegnet, das mich zeitlos und weltlos ansieht, nicht gebunden an Tag und Jahreszeiten, sondern nur gebunden an die Allmenschlichkeit, an das Menschenherz, das rund um die Erde, an allen Orten gleich handelnd liebt und leidet, als wäre es ein einziges Herz.

Eines Tages hatten mich die fünf Tibetaner, die meine Riksha schoben, nach dem einzigen tibetanischen Tempel gefahren, der an einem Ende des Bergdorfes Darjeeling, nach langen Fahrten, auf verschlungenen Wegen erreicht wird. Der Tempel war einfach wie ein weißgekalktes Scheunenhaus und unterschied sich fast in nichts von tibetanischen Bauernhäusern. Er lag am senkrechten Abhang von einigen verwilderten Bäumen umstanden, ein wenig einfach und man hätte ihn ebensogut von weitem für einen kleinen Gasthof halten können.

Ich mußte einen nassen Vorgarten durchschreiten und hörte von weitem einen regelmäßig klingenden Ton. Es war der Laut der Gebetsmühlen, die nach jeder Umdrehung ertönen. Unter dem Vordach des Tempelhauses stand eine mannshohe und mannsdicke gelbe Röhre aufgerichtet. Sie war von oben bis unten eng mit Gebeten beschrieben. Ein Tempelknabe in gelber Kutte drehte mit der Hand den gelben Zylinder, der sich auf einem Gestell rund um eine Achse bewegte. Jede Umdrehung des Zylinders galt soviel als das vollständige Ablesen der tausend Gebete, die enggedrängt auf ihn geschrieben waren.

Drinnen im Tempel war es dunkel wie in einem Stall. Hinter dicken Holzgittern standen die geschnitzten Götter, deren alte, gebräunte Vergoldung kaum noch glänzte. Da war kein friedlicher Gott darunter. Alle Götter standen oder hockten in wilden verrenkten Stellungen, als wären sie den verzerrten Nebeln draußen nachgebildet.

Aus unzähligen Ölnäpfchen, voll kleiner Nachtlichte, flimmerten winzige Flämmchen. Wie die Futtertröge der Götter, so standen

sie da vor den Gittern und nährten die speckigen Goldgesichter mit ihrem Ruß und belebten sie mit dem Gewimmel ihrer knisternden Flämmchen.

Nicht an allen Wänden standen Götterbilder. Es waren da Lücken, und dort am berußten und schmutzigen Wandkalk entdeckte ich Photographien, Ansichtspostkarten und Holzschnitte aus illustrierten englischen Zeitungen. Es waren Bilder von englischen, deutschen, französischen, russischen Prinzen und Generälen und Abbildungen von neuerfundenen Maschinen, Bilder, welche von den tibetanischen Priestern heilig gesprochen waren, vielleicht um den Europäern zu schmeicheln, vielleicht auch aus abergläubischer Furcht vor unbekannten fremden Seelenkräften.

Am Fußboden in einer Ecke bemerkte ich geleerte englische Bierflaschen. Ein paar tibetanische Priester mit glattrasierten kahlen Köpfen, in schmutziggelben Kutten, hockten am Boden und rauchten, lehnten mit dem Rücken an der Wand und stierten zur offenen Tür hinaus, zu der ein wenig Tageslicht in den fensterlosen Raum hereinfiel und glasig auf den Augäpfeln der Priester glänzte.

Die knisternden Reihen von Nachtlichtern, die blöden Augen der Priester und hie und da hinter den Gittern ein Götterbauch, an dessen abgenütztem Gold sich die Ölflämmchen spiegelten, der süßliche Tabakrauch aus den Priesterpfeifen und ein noch süßlicherer Geruch von erkaltetem Räucherwerk, die grotesken Papierfetzen aus illustrierten europäischen Zeitschriften, dieser Wirrwarr von zeitlosem Spuk, nnd draußen im Türviereck die ewig im Nebel fortwandernden Himalajaberge, Spuklandschaften, die bald in den Himmel stiegen, bald zur Erde fielen, ein Nebelgekröse, das plötzlich bis zur Tür herankroch und die gelben Ungeheuer der Gebetmühlen, die sich einförmig drehten und in regelmäßigen Zwischenräumen mit einem dünnen Metallton anschlugen — all das sah abenteuerlich aus, einfältig und ungeheuerlich zu gleicher Zeit, da es schon tausend Jahre bestand, und unvergänglich war wie die Götter der Dummheit, die neben den Göttern des Verstandes und des Gefühls ewig die Erde beherrschen.

Aber wie die Abgründe draußen vor der Tempeltür, an deren Rändern das Schwindelgefühl saß, das Menschen, Tiere und Stein-

massen in die Himalajaschluchten reißen konnte, so lag hinter dem Gefühl der dumpfen Dummheit, die in dieser stallartigen Tempelstube hockte, zugleich eine kaltblütige Grausamkeit. Sie blickte beinahme schelmisch aus den stieren Augen der kahlköpfigen tibetanischen Priester und grinste grotesk freundlich aus den lachenden Mäulern der Gesichtsmasken der im Halbdunkel hockenden Götterfiguren.

Meine fünf tibetanischen Wagenschieber, die wie Eskimos in sackartigen Kleidern vermummt steckten und von hünenhaften Kräften waren, fuhren mich dann im Rikschawagen zurück, an fast senkrechten Bergwegen hinauf. Dabei wieherten sie wie Pferdchen, meckerten wie Geisböcke und prusteten wie Walrosse. Zugleich verfolgten meinen Wagen drei tibetanische Riesenweiber, die ihre Schmuckketten aus kleinen blauen Türkisen, Brocken Bergkristall und Stücken ungereinigter Silberbronze, mit rötlichem Carneol verarbeitet, vom Hals und den Armgelenken rissen und mir zum Verkauf vor mein Gesicht hielten. Immer gestikulierend sprangen die Tibetfrauen neben meinen Wagenrädern hin und her, umgeben von einer bellenden Schar wilder Himalajahunde.

Eine der Frauen nahm sich während des Springens die Türkisenohrringe ab, eine andere drehte von ihrer Hand einen plumpen Silberring mit rotem Carneolstein, die dritte zog sich bronzene Haarpfeile aus ihrem ungekämmten, verwilderten und vom Regen nassen Haarknoten. Einige Worte englisch und hundert geschnatterte tibetanische Worte, durchsetzt mit Hundegebell, und begleitet vom Gelächter und Geschnauf meiner schwitzenden Wagenschieber, schallten mir unausgesetzt vor den Ohren.

Endlich kaufte ich dem einen Weib einen Ring ab, und da der Rikschawagen an den Abhangwegen im Fahren keinen Augenblick halten konnte, wurde der bewegte Handel durch Zuwerfen des Ringes und Zurückwerfen des Geldes abgeschlossen.

Zwei der Frauen blieben jetzt zurück. Nur das eine Weib, das immer ihre Haarpfeile verkaufslustig in der Luft schwang, haftete noch an der Seite meines Wagens, vom Gekläff der Hunde umgeben.

Als die Tibetanerin mich kaufunlustig sah, lockte sie mit dem

Augen, so daß die Wagenschieber ihr tibetanische Scherzworte zuriefen, gegen die sie sich eifrig verteidigte. Da mich die Haarpfeile nicht reizten und des Weibes Augen mich nicht überreden konnten, fuhr sie, immer neben dem Wagen herspringend, mit den Händen in die Falten ihres sackgroben Mantelkleides und fand in irgend einer Tasche eine kleine Silberkette, die mir aber ebensowenig gefiel. Zugleich aber, wie sie die Kette in der Luft schüttelte, flog zwischen ihren Fingern durch ein kleines Bronzeamulett, das an einer Darmsaite angebunden gewesen, und flog zu mir in den Wagen auf meinen Schoß.

Mit einem Blick sah ich, daß das Amulett ein echtes kleines Bronze-Götzenbild war, nicht größer als ein Fingerglied. Es stellte in viereckigen, primitiven Formen zwei winzige Menschen dar, einen nackten Mann, an welchem eine nackte Frau emporkletterte.

Ich schloß meine Hand, in die das Amulett gefallen war, griff mit der andern Hand in meine Westentasche, in der ich loses Silbergeld trug, und warf dem Weib ein paar große Silbermünzen zu. Sie sah mich erstaunt an, fing blitzschnell das Geld auf und blieb zurück. Zufällig bog der Wagen um eine Wegecke. Ich konnte jetzt das Weib, das in dem Haufen der bellenden Hunde stillstand, noch einmal von weitem sehen. Sie schüttelte fortwährend den Kopf, als verstünde sie nicht, wie sie zu dem Gelde gekommen sei. Sie hielt die Haarpfeile im Mund zwischen den Zähnen und wickelte die Geldstücke in ein kleines Stückchen gelbes Tuch. Vielleicht war es dasselbe Stückchen Tuch, in welchem vorher die Silberkette und das Amulett eingewickelt gewesen.

Ich vergaß die Begebenheit, denn es ereignete sich jeden Augenblick viel Neues in der mich umgebenden Reisewelt. Ich entsinne mich nur, als ich eine halbe Stunde später im Hotel das Amulett betrachtete, daß mir nicht mehr dieses eine Weib in Erinnerung kam, sondern die zwei anderen, die zurückgeblieben waren, und deren Wangen mit einer roten Masse eingerieben waren. Ich fragte einen der tibetanischen Fellverkäufer, die in der Vorhalle des Hotels bei Pelzwaren kauerten, und die alle englisch sprachen, mit was sich die Weiber hier die Wangen einrieben, so daß sie braunrot würden. Er sagte, daß die Farbe Ochsenblut sei. Aber nur die Witwen

bestreichen sich die Wangen mit Ochsenblut und nur diejenigen Witfrauen, die den Männern zeigen möchten, daß sie wieder heiraten wollen.

Während ich noch sprach, läutete die erste Dinerglocke im Stiegenhaus des Hotels, die Glocke, welche die reisenden Damen und Herren darauf aufmerksam macht, daß es an der Zeit ist, sich für das Mittagessen, das um 7 Uhr serviert wird, umzukleiden. Denn auch hoch oben im Himalaja erscheinen die englischen Herren abends im Frack und Smoking und die Damen in Schleppkleidern, und dekolletiert und coiffiert, als wären sie für eine Galaoper geschmückt.

Ich ging in mein Zimmer, wo eben ein tibetanischer Zimmerbursche das Kaminfeuer angezünder hatte, und der jetzt nebenan, im Baderaum, welcher zum Zimmer gehörte, Wasser in die Badewanne schleppte.

Der Baderaum hatte einen besonderen Eingang durch einen Balkon, der an der Rückseite des Hauses entlang lief. Nachdem das Bad hergerichtet war, murmelte der tibetanische Diener sein »all right, Sir« und verschwand durch die Hintertür des Badezimmers.

Nachdem ich ins Bad gestiegen war und aufrecht im dampfenden Wasser stand und einige Turnübungen ausführte, fühlte ich im Rücken einen eiskalten Luftstrom, als ob jemand die Hintertür des Baderaumes zum Balkon geöffnet habe. Ich rufe auf englisch: »Tür zu!« und mich vor dem eisigen Luftstrom zu schützen, tauche ich im heißen Wasser der Badewanne bis zum Hals unter. Ich bemerke zugleich durch den Dampf, der das Zimmer füllte, den Schatten einer Gestalt und frage: »Wer ist da?«

Nur der Strahl des Kaminfeuers fiel von meinem Schlafzimmer in den Baderaum herein, und ich merkte zu meinem Erstauen, daß die kleine Lampe, welche der Diener in eine Fensternische gestellt hatte, die aber vorher kaum leuchtete, jetzt vollständig ausgegangen war.

Als ich auf meine zweimaligen Zurufe keine Antwort bekam, erhob ich mich wieder aus dem dampfenden Wasser. Im selben Augenblick fühlte ich wieder den Eishauch von der Türe her, die wahrscheinlich wieder hinter dem Dampfnebel geöffnet worden war. Der menschliche Schatten, den ich vorher gesehen hatte, war aber verschwunden.

Mir schien, wenn ich mir die Gestalt vergegenwärtigte, als wäre es eine Frau gewesen, die vorher eingetreten und die jetzt wieder verschwunden war.

Ich tastete in den Dampfnebel, fragte noch ein paarmal, beendete dann mein Bad schneller, als ich es sonst getan hätte, wickelte mich ins Badelaken, machte Licht im Schlafzimmer und leuchtete in den Baderaum, aber fand niemanden. Dann kleidete ich mich an, klingelte und fragte den Diener, ob man jemanden hereingelassen, während ich im Bad war.

Dieser schüttelte den Kopf und wußte von nichts.

Ich vergaß auch diese Begebenheit wieder. Aber nach Mitternacht, als ich mich zu Bette legte, schloß ich vorsichtig alle Türen.

Das Amulett hatte ich genau betrachtet, und nach dem Alter der Darmsaite zu schließen, an die es gebunden war, und die vom Tragen sehr abgenützt war, konnte ich mir vorstellen, daß das Amulett wohl schon mehrere Menschenalter um den Hals verschiedener Personen gehangen und auf der Brust verschiedener Leute geruht haben mußte. Bis diese starke Darmsaite sich abnützen und durchwetzen konnte, mußte manches Menschenleben dahingegangen sein.

Die an die Männergestalt emporkletternde kleine Frauengestalt war von geschwärzter Silberbronze. Der Mann schien aus Eisenbronze zu sein.

Klobig, simpel, primitiv war die nußgroße Figurengruppe zusammengeschweißt, wahrscheinlich in irgend einer Bergschmiede tief im Himalajagebirge, vielleicht in einer tibetanischen Klosterschmiede gearbeitet. in einem jener ungeheuerlichen Klöster, die an unzugänglichen Stellen, an Bergabhängen und Bergseen zerstreut liegen auf der Straße nach Lassa hin, jener Straße, die zu der geheimnisvollsten Klosterstadt der Welt führt.

Ich mußte wieder an das stattliche Tibetweib denken, wie es da mitten im Haufen bellender Hunde gestanden und gedankenvoll mein Geld in das gelbe Tuch gewickelt hatte.

Plötzlich fiel mir ein: nach ihrem verwunderten Gesicht zu schließen, hatte die Frau, als mir das Amulett zuflog, vielleicht gar nicht gewußt, daß sie es mir zugeworfen hatte. Sie hatte eine Silberkette in der Hand geschüttelt, und wenn ich jetzt darüber nachdachte, so

schien es mir, als wäre ihr unbewußt das Amulett aus den Fingern geglitten, denn ihr Gesicht war verblüfft und nachdenklich, als sie meine Silbermünze auffing und einsteckte. Jedenfalls aber hatte ich das Amulett mit meinem Gelde bezahlt, und es war mein. So sagte ich mir und legte mich beruhigt zu Bett. Ich weiß nicht, wieviel Stunden ich geschlafen hatte, als ich durch einen Knall und ein Scherbenklingen geweckt wurde. Ich fuhr auf und hörte ein Geräusch wie von flatternden Flügelschlägen.

Das Kaminfeuer war vollständig niedergebrannt, und der kleine Glutbrocken leuchtete nicht mehr an die Zimmerdecke und nicht mehr an die Wände, von wo aus das klatschende Flügelschlagen kam.

Ich machte Licht und sah ein schwarzes, großes Tier wie eine Eule von Winkel zu Winkel fliegen. Als ich auf einen Stuhl stieg, sah ich, daß es eine große Vampyrfledermaus war. Ich öffnete die Schlafzimmertüre, die nach der Treppe ging, weit, und rief ins Treppenhaus hinunter, indessen ich mich in meinen Mantel wickelte. Drunten am Kaminfeuer saßen immer einige Diener, die die Nachtwache hatten. Dann kam einer von den Männern herauf, riß die Bettdecke von meinem Bett und schlug mit dem Tuch nach dem Tier in die Luft und scheuchte die Riesenfledermaus durchs geöffnete Fenster in die Nacht hinaus.

Im Fenster selbst fanden wir dann eine Ecke der Scheibe eingestoßen. Doch unerklärlich war es mir, wie die weiche und zartknochige Fledermaus es fertig gebracht hatte, die harte Fensterscheibe einzustoßen.

In dieser Nacht schlief ich nicht mehr. Ich ließ das Licht brennen und befahl dem Diener das Kaminfeuer zu schüren. Ich setzte mich dann an den Kamin und las, das heißt, ich wollte lesen, um nicht einzuschlafen. Aber mehrmals mußte ich aufhorchen. Es war mir, als hörte ich Schritte auf dem Balkon, auf welchen das zerbrochene Fenster führte.

Ich sah vom Lesen nicht auf. Ich sagte mir, es wird einer der Diener sein, der sich überzeugen will, ob mein Kaminfeuer noch brennt und der mich nicht zu stören wagt und deshalb auf dem Balkon herumschleicht und hereinsieht.

Nach einer Stunde war mir, als verbreite sich ein durchdringender

Blumengeruch im Zimmer. Ich schloß die Augen, lehnte meinen Kopf im Ledersessel zurück und überlegte, ob die Nachtnebel, die aus den Himalajagärten und aus der indischen Tiefebene heraufstiegen, solch einen betäubenden Blütengeruch mit sich führen können. Durch das zerbrochene Fenster schien der Geruch mit dem Nebelrauch hereinzuziehen, denn ich sah einen feinen, bläulichen Dampf, der vom zerbrochenen Fenster her das Zimmer erfüllte. Ich wollte aufstehen, ein Handtuch oder einen Reiseschal nehmen und die zerbrochene Scheibenecke zustopfen, um den betäubenden Nebel abzuwehren.

Aber es blieb bei dem in meinem Gehirn sich immer wiederholenden Wunsch, aufzustehen. Meine Augen fielen zu. Einige Zeit hielt ich das Buch noch in der Hand fest. Aber das Buch schien immer größer und größer und schwerer und schwerer zu werden. Das Buch wuchs und stand vor mir wie die Wand groß. Und immer, wenn ich mich aufrichten wollte, stand vor mir das aufgerichtete wandgroße Buch. Es war mir, als wohne ich nicht mehr in einem Zimmer. Ich wohnte in einem Buch. Und ich hatte das Gefühl, dieses Riesenbuch könnte zuklappen und mich zwischen seinen Seiten erdrücken. Das Buch roch so süß, wie die Süße aus einem alten Schrank, in welchem getrocknete Blumen und Lavendel liegen. Mit diesem gemischten Gefühl von Süße und drückender Bangigkeit verbrachte ich, wie es mir schien, Jahre, ohne daß sich etwas in meinem Zustand änderte.

Ich wachte durch ein Klopfen auf. Es klopfte irgendwo jemand auf meinen Schädel. Es wurde lange und heftig geklopft. Bald war es mir auch wieder, als klopfe man schon jahrelang. Ich horchte auf. Meine Augen öffneten sich und sahen immer noch Kaminglut. Draußen war es immer noch Nacht. Das Klopfen kam von den verschiedenen Zimmertüren im Korridor. Die Hotelgäste wurden geweckt.

Ich erinnerte mich jetzt, daß unsere Reisegesellschaft, die zehn Damen und Herren, die sich hier in Darjeeling im Hotel zusammengefunden, verabredet hatten, um drei Uhr morgens bei Mondschein aufzubrechen, um auf Paßwegen zu dem »zweitausend Fuß höher gelegenen Tigerhill« zu reiten, wo man den Sonnenaufgang über dem Mont Everest und anderen Riesen des Himalaja erwarten wollte.

Im Zimmer war noch immer der süßliche Dunst. Ich kleidete mich im halb schlaftrunkenen Zustand an. Ein Diener brachte mir dann den Morgentee und sagte, daß die Pferde gesattelt seien und unten an der Veranda warteten.

Als ich ein paar Minuten später aufs Pferd stieg, freute ich mich über die klare Bergluft, über den eiskalten Halbmond, der am Himmel hing, und über den reinen Neuschnee, der gefallen war, und ich hatte bald ganz und gar den Blumendunst vergessen und die letzten Stunden jenes schweren Schlafes, der mehr einem Albdruck als einem gesunden Schlaf ähnlich gewesen.

Auf den schmalen Paßwegen, auf denen die Pferde hintereinander schreiten mußten, schwiegen das Geplauder und Gelächter der Damen und Herren. Es war, als ritten wir nicht auf der Erde, sondern auf Wolken, an Wolkenrändern entlang. Die Mondsichel hatte nicht Kraft genug, die Himalajagründe auszuleuchten. Meere von Finsternis lagen an den Rändern der Paßwege, die nur einige Hufbreiten auf den Berggraten entlang zogen. Bäume, die so alt waren, daß sie kein Blatt mehr trieben und nur wie moosbehangene Skelette ragten, waren von Nebel und Schnee wie von dem Erdboden abgeschnitten und hingen in der Luft wie vom Himmel herab. Einige waren wie hausgroße Skelette ungeheuerlicher Fledermäuse. Diese Gespensterbäume und der jasminweiße Mond auf dem grünlichen Nachtäther erinnerten mich wieder an mein Nachterlebnis. Aber die großen geöffneten unergründlichen Himalajaabgründe, die den Eindruck gaben, als könnte man so tief in die finstere Erde hineinsehen, so tief wie in den Nachthimmel, diese Abgründe, an denen die Pferde zagend und tastend und lautlos im glitschigen Schnee wie balanzierend zwischen Leben und Tod entlang gingen, verschluckten Rückerinnerungen und Gedanken: diese Abgründe wollten mich einschläfern, stärker noch als der Blumengeruch es vorher getan hatte.

Der warme, schweißdampfende Pferderücken, der mich trug und der mich rüttelte, war das einzige Stück Wirklichkeit, das ich noch fühlte, denn der Traumzustand der Gespensterlandschaft wollte sich mit dem Traumzustand meiner noch nicht völlig wachen Gedanken vermischen und mich in die Abgründe ziehen.

Endlich verflüchtigte sich die Nacht, und wir erreichten in der blau-

grauen Dämmerung, die dem Sonnenaufgang vorausgeht, die Höhe des Tigerhill. Tibetanische Diener waren vom Hotel vorausgeschickt worden. Ein großer Holzstoß war angezündet worden, aber das Holz war naß und rauchte mehr als es brannte. Der Schnee war im Umkreis des Feuers weggeschmolzen. Wir versuchten unsere vom Reiten erstarrten Füße beim Feuer zu wärmen, umwanderten stampfend den qualmenden Holzstoß und vertrieben uns die Zeit mit Teetrinken und warteten auf die ersten Zeichen des Sonnenaufganges.

Auf einmal sagte jemand neben mir: »Das ist der Schmetterlingshändler!« Der Genannte war ein Deutsch-Engländer aus Darjeeling, der einen tibetanischen Antiquitätenladen dort hatte und zugleich einen Handel mit Himalajaschmetterlingen trieb, von denen er die schönsten Exemplare auf Bestellung nach Europa sandte.

Wie der Mann auf den Tigerhill gekommen, ob er uns auf einer Nachtreise aus dem Inneren des Gebirges begegnet war, oder ob er die Reisegesellschaft von Darjeeling aus begleitet hatte, wußte ich nicht. Ich dachte nur im selben Moment, wie ich das Wort »Schmetterlingshändler« hörte, an die seltsame Trommel, die ich in seinem Laden zwei Tage vorher gekauft hatte, eine Trommel, angefertigt aus den Hirnschalen zweier Menschen, aus der Hirnschale eines Mannes und aus der eines Weibes. Jede Schalenhöhle war mit einer Membrane überzogen, an der Wölbung aber waren die beiden Gehirnschalen zusammengeschweißt, so daß sie zwei kleine Trommeln bildeten. Schüttelte man diese, so schlug in jeder Schädelhöhle eine kleine, hinter der Membrane eingesperrte Elfenbeinkugel an die Schädelwand und an die Membrane und trommelte unausgesetzt. Der Schmetterlingshändler hatte mir erzählt:

»Ich habe diese Trommel von einem tibetanischen Priester in einem tibetanischen Tempel gekauft. Es sind die Schädelschalen eines treulosen Mannes und eines treulosen Weibes. Diese Trommel wurde täglich zur Gebetstunde angeschlagen, denn die Treulosen sollen, ewig aneinandergekittet, im Tode keine Ruhe haben. Der Priester, der auf dem Leichenstein beim Tempel die Leichen zu zerschneiden und den Vögeln hinzuwerfen hat, hat das Recht, die Schädelschalen zweier, die die Treue gebrochen haben, nach dem Tode zu solchen Trommeln zu verarbeiten.« —

Mit großer Mühe hatte der Schmetterlingshändler die Trommel aus dem Tempel erhalten.

War es die dünne hohe Gebirgsluft, daß meine Ohren jetzt plötzlich aus allen finstern Himalajaabgründen ein Donnern hörten, als seien die Bergschlünde trommelnde Schädelhöhlen von Ungetreuen?

»Hören Sie die Lawinen, die bei Sonnenaufgang sich von den Gletschern lösen und in die Tiefe donnern?« sagte ein Herr neben mir zu einer Dame. Dann war tiefe Stille. Keine Teetasse klapperte, kein Schritt im Schnee knirschte mehr. Die Pferde spitzten die Ohren und schnupperten. Drüben im Nebel, über einem tageweiten Abgrund, erschien der fleischige Arm eines Riesen, die rosige, fleischige Brust einer Frau, Nacken, Schultern, Hüften in gigantischen Dimensionen. Es waren die Umrisse des Mont Everest und des Kantschindschanga, die wie ein nacktes Riesenpaar höher als der Mond im Himmel lagen.

»Die Sonne«, flüsterte eine Dame.

Ich sah über meine Schulter von den Bergen fort und entdeckte eine rote, glühende Lawine, die sich auf Nebelfeldern kaum merklich fortrollte und größer und röter wurde — die Sonne. Wie eine große rote Sündflut gab sie den Gletschern Blut und machte den Schnee zu Fleisch.

Im selben Augenblick, mitten in diesem feierlichsten Augenblick des Sonnenaufgangs, nahm jemand meine Hand, führte meine Finger in meine Westentasche und sagte: wo ist das Amulett, das du gestern kauftest? Sehen die großen fleischfarbenen Gletscher dort nicht aus wie die Männer- und Frauenfiguren deines Amuletts, das du der Tibetfrau gestern abkauftest?

Das Amulett war nicht in meiner Westentasche. Aber das Geld, das ich dafür bezahlt hatte, die drei großen Silberstücke, befanden sich wieder in meiner Westentasche.

Der Gedanke an das Amulett hatte meine Hand in die Westentasche geschoben.

Wer hat jetzt laut aufgelacht? Alle Gesichter sahen sich nach mir um. Es wurde mir unheimlich vor mir selbst. Wie ich meinen Pelzrock geöffnet hatte, um das Amulett zu suchen, stieg mir aus der Kleiderwärme wieder jener geheimnisvolle Blumengeruch entgegen.

Aber jetzt bei der aufgehenden Sonne, in der Schneefrische des Morgens erkannte ich in dem Geruch ein betäubendes tibetanisches Tempelräucherwerk, das, in großen Massen eingeatmet, einschläfert und Visionen verschafft, und dieser Geruch steckte noch von der Nacht vorher in meinen Kleidern.

Auf dem Pferderücken vorhin war mir schon dieser Geruch stark in die Nase gestiegen. Ich selbst war aber noch zu sehr von der Schlafzimmerluft betäubt gewesen, um seinen Ursprung zu erkennen.

Jetzt wandte ich mich mit einem energischen Ruck an den Schmetterlingshändler, um ihn zu fragen: »Glauben Sie, daß es Amulette gibt, die ihren Besitzern so teuer sind, daß sie sie für nichts verkaufen würden? Glauben Sie, daß, wenn ein tibetanisches Weib ein solches Amulett zufällig von sich geschleudert hätte, es alle Listen seiner listigen Natur anwenden würde, um das Amulett wieder zu erhalten? Glauben Sie, daß es durch Hintertüren in die Häuser eindringen würde, und sich nicht scheuen würde ein Fenster einzustoßen, um das Amulett zu erhalten?«

Sie werden mir sagen: »Das zerbrechende Fenster würde jedermann wecken!« Aber ich sage Ihnen: »Man kann zugleich durch das zerbrochene Fenster eine lebende Fledermaus ins Zimmer werfen, die die Aufmerksamkeit auf sich lenkt und nicht den Gedanken aufkommen läßt, daß ein Mensch mit Absicht das Fenster zerschlagen hätte. Betäubt man dann noch durch eine Räucherstange den im Zimmer Anwesenden, so ist es ein leichtes, nachher mit dem Arm durch die zerbrochene Fensterscheibe in das Zimmer zu langen, den Fensterknopf von innen aufzudrücken, durchs geöffnete Fenster vom Balkon hereinzusteigen, das verlorene Amulett zu suchen, zu finden, und wenn eine Kaufsumme dafür hergegeben war, das Geld wieder hinzulegen und das Amulett mitzunehmen?«

Alles dieses wollte ich mit energischem Entschluß den Schmetterlingshändler jetzt fragen. Ich öffnete den Mund. Aber die Worte, die ich sprechen wollte, verwandelten sich in Atemhauch, und ich hörte in meinen Ohren, daß ich sagte: »Wenn Sie wieder einige seltene Exemplare von Himalajaschmetterlingen haben, können Sie mir dieselben an meine Adresse nach Europa senden«. Dabei nahm ich aus meiner Westentasche dasselbe Silbergeld, womit ich gestern

schon das Amulett bezahlt hatte und bezahlte im voraus den Preis für drei Schmetterlinge.

Ich hatte nichts mehr gesprochen. Die Sonne war bald wieder in Nebeln verschwunden, und wir ritten im Tageslicht, das aber mehr dem Mondlicht glich, an den nebelnden Abgründen zurück nach Darjeeling.

Das Amulett fand ich nicht mehr. Es war nicht auf meinem Tisch zu Hause im Hotelzimmer, nicht in meinen Taschen, nicht in meinen Koffern.

Ich erinnerte mich jetzt, daß, als ich gestern abend nach dem Diner durch die Billardsäle zu den Spielzimmern gegangen war, wo die befrackten Herren und die dekolletierten Damen an den grünen Spieltischen vor den lodernden Kaminen saßen, mich einen Augenblick eine Sehnsucht gepackt hatte, fortzukommen aus den europäischen Sälen, die man hier in Asien sogar noch hoch im Himalaja für verwöhnte Millionäre und Milliardäre hingestellt hat.

Ich war dann auf die breite Hotelterrasse hinausgetreten und hatte dem Hexenspiel der rollenden Bergnebel über den Schluchten zugesehen und den Sternen, die über den bewegten Nebeln zu tanzen schienen. Dann fielen ein paar Regentropfen, mit Schneeflocken untermischt, aus fortflüchtenden Nebelwellen, die um den Mond kreiselten.

Als ich wieder ins Hotel zurückgehen wollte, da war mir, als sähe ich ein großes Tier auf allen Vieren unter der Terrassenbrüstung um die Hausecke laufen. Gestern abend hatte ich gedacht es sei ein Hund. Jetzt wußte ich aber, daß es ein Mensch, eine Frauengestalt gewesen, wahrscheinlich die Frau, deren Amulett ich besaß, die während der ganzen Nacht um das Hotel geschlichen war, und die sich mit aller List das Amulett aus meinem Zimmer von meinem Tisch geholt hatte.

Dies bedachte ich jetzt nach der Rückkunft vom Mondscheinritt im Hotel und sehnte mich, mit jemandem darüber zu sprechen. Aber meine europäischen Reisegefährten schienen mir alle zu banal, als daß ich Lust gehabt hätte, sie in die Mystik dieses Nachterlebnisses einzuweihen.

Nachmittags um drei Uhr sollte mein Zug abgehen, der mich zum

Abend wieder hinunter in die Kaffeegärten und Zuckerrohrpflanzungen Indiens bringen würde, und der am nächsten Morgen mit mir in Kalkutta eintreffen sollte.

Auf dem Weg zum Bergbahnhof konnte ich mich nicht enthalten, die Riksha am Laden des Schmetterlingshändlers warten zu lassen. Ich stieg aus. Als ich die Ladentür öffnen will, wird seltsamerweise dieselbe schon von innen aufgemacht und an mir vorbei läuft ein tibetanisches Weib heraus. Ich hätte aber die Frau kaum wiedererkannt, da alle Tibetanerinnen mir untereinander so ähnlich schienen, so wie auch die Neger und Chinesen für den Europäer immer sich ähnlich sehen, hätte die Frau nicht mit einer heftig erschrockenen Bewegung in die Brustfalten ihres Mantelrockes gegriffen, als wolle sie dort etwas beschützen, was ich ihr hätte entreißen können. Mir schien, als ob sie hohläugiger und blasser war als am Tag vorher. Laut mit sich selbst sprechend und mit den Ellenbogen in die Luft fuchtelnd, als müßte sie hundert Hände abwehren, die sich nach ihr streckten, stürzte sie die Bergstraße hinunter, fort, begleitet vom Gelächter der Rikschaschieber, welche das Gebahren der Frau noch sonderbarer fanden als ich.

Im Laden kam ich nicht dazu, dem Schmetterlingshändler vom Amulett zu sprechen, denn ehe ich noch den Mund öffnen konnte, zeigte er mir in einem geschnitzten Kästchen einen aufgespießten, sogenannten Handflächenschmetterling. Jene Frau hatte ihm eben den seltenen Schmetterling verkauft. Er wurde in einem Kästchen aus Kampferholz aufbewahrt, denn der Geruch dieses Holzes schützt die Schmetterlinge gegen zerstörende Witterungseinflüsse. Durch Generationen hindurch kann man einen solchen Schmetterling im Kampferholz bei vollem Glanz erhalten. Auch diese Frau hatte den Schmetterling schon lange als ein Erbstück ihrer Familie besessen. Warum sie ihn jetzt verkaufen wollte, da er doch unbezahlbar war, konnte der Schmetterlingshändler nicht begreifen, denn ein Handflächenschmetterling wird alle hundert Jahre einmal im Gebirge gefunden. Auf seinen Flügeln sind dunkle Linien, deren Zeichnung den Linien in der Handfläche einer Menschenhand gleichen.

»Die Frau«, sagte der Schmetterlingshändler, »muß vielleicht für irgendeine eingebildete Schuld ein Tempelopfer bringen, da sie mit

einem solchen Schmetterling ihren besten Familienschatz verkauft, um Opfergeld zu erlangen«.

Ich erstand den Schmetterling. Und kaum hatte ich ihn in Händen, so wurde mir auch, ohne daß ich fragte, eine Erklärung über meinen Amulettverlust zuteil.

Der Schmetterlingshändler erzählte mir, daß jene Frau eine sogenannte »ewige Witwe« sei, eine von jenen, die ihre Wangen nicht mit Ochsenblut bemalen und nicht mehr das Verlangen haben, einen anderen Mann als den Gestorbenen zu lieben. Um aber auch des Toten sicher zu sein, daß dieser ihr im nächsten Leben treu wird, wie sie ihm treu sein will, trägt eine solche Frau an einer unzerreißbaren Darmsaite ein Amulett an der Brust, welches ein Menschenpaar darstellt. Wenn die Witwe aber dieses Amulett verliert, — denn ein Amulett wird eine Frau nie verkaufen — hat sie damit die Treue des Toten verloren und wird ihren Geliebten im nächsten Leben nicht wiederfinden.

Ein solches Amulett wird niemals verkauft und sollte es verloren gehen, so setzt eine jede tibetanische Frau ihr Leben daran, um das kostbare Amulett der Treue wieder zu erhalten. —

Während dieses Nachmittags, als ich im Zug saß und in die finsteren Abgründe des Himalaja hinunterfuhr, sah ich im Dampf, der aus der Lokomotive kam, der in den Dschungelwäldern und an den Urwaldästen hängen blieb, hunderte Male die Gestalt jener ewigen Witwe, wie sie bald gebückt und geduckt suchte, und wie sie aufgerichtet forttanzte über die Urwaldwipfel, wie sie die Arme an die Brust drückte und nach dem Amulett fühlte, das ihr die Treue und die Liebe ihres Geliebten im nächsten Leben versprach.

Dann als es dunkel wurde, und ich draußen keinen Wald und keinen Dampf mehr sah, betrachtete ich lange bei der trüben Wagenlampe den großen Handflächenschmetterling in dem Kampferkästchen, dessen Linien so verschlungen sind wie die Schicksalslinien in den Handflächen der Menschen und dessen Linien in dunkle Nachträder auslaufen, in unergründliche Finsternisse, ähnlich den Himalajaabgründen, die voll Finsternis und Aberglauben draußen dicht bei den Schienengeleisen der Bergbahn drohten.

Max Dauthendey.

DER ABGRUND

Hochhin am Berg lief der Weg. Und gedankenvoll
Sah ich talüber mitgleitender Berge Zug.
Und indes mir das Herz vor Freude des Wanderns schwoll,
Schwang sich mein Geist auf die Brücke des Lichts, die hinübertrug.

Unvermerkt aber verlief sich mein Pfad. Und er endete,
Wo aus Eichengestrüpp ein Fels in die Tiefe schoß,
Lotrecht sich überjagenden Falls. Und es wendete
Jählings der Mensch sich zurück vor dem Tod, der vorüberfloß.

Feige mein Leib, wie feig du bist! Aber die Seele lacht!
Wieder zum Abgrund führt sie, und noch einmal,
Und noch einmal den Zagenden: Sieh, was dich zittern macht,
Rings die gepriesne Natur, dein geliebtes Tal!

Licht, das dich nährt und die Luft, die du atmen darfst,
Locken dich hin. Es empfängt dich der Wiesengrund,
Drein du dich, sommerberauscht, doch so oft schon warfst.
Nichts umfängt dich, das nicht schon gepriesen dein Mund!

Fürchte dich nicht, mein Irdisches, was dir auch werden mag,
Also sprach meine Seele zu ihrem beseelten Staub:
Siehe, ich werde nun bei dir sein, alle Tag,
Bis ans Ende der Welt.
Du geh hin und glaub.

F. A. Schmid Noerr.

DIE NEUE ZEITSCHRIFT

IM ersten Heft einer neuen Zeitschrift äußert sich Rudolf Hans Bartsch: »Es ist nicht wahr, daß allgemeine Anerkennung das Merkmal der Mittelmäßigkeit sei: sie ist nur stets das Merkmal des Mittelmaßes, des goldenen! Alle gesunden und starken Künstler waren zu Lebzeiten gefeiert, und viele unsterbliche Werke hatten ‚Operettenerfolge'. Wenn einer hart rang, dann nagte irgendeine Krankheit an ihm, die die Gesunden sofort merkten . . . und da hilft kein apartes Seelentum . . . Der Künstler ist der große Schmeichler der Menschheit«.

Würde man von mir verlangen, in Worte zu fassen, was meiner Ansicht nach der Künstler nicht ist und nie sein darf: ich fände keinen präziseren Ausdruck als diesen mit der prächtigen Coda eines »großen Schmeichlers der Menschheit«.

Der Künstler als Schmeichler der Menschheit und die Menschheit als Schmeichlerin des Künstlers, das Ganze in einen warmen Brei von »Gesundheit« gewickelt, — ich will diese menschenunwürdige Vorstellung nicht noch verspotten.

Es wäre auch gar nicht einzusehen, was ein solcher Künstler nach Bartsch'schem Rezept in einer Zeitschrift zu suchen hätte. Zeitschriften als Zusammenrottungen solcher »Schmeichler der Menschheit« hätten doch wenig Sinn. Schmeicheln ist wohl eine Privatsache, die man lieber einzeln abtut, in aller Heimlichkeit, zur Erzielung etwelcher »Operettenerfolge«. Aber vor der Öffentlichkeit, in Reih und Glied mit den Konkurrenten um die Wette schmeicheln? — Die Zeitschrift ist ohnedies nur ein Hotelbett, in dem vor mir und nach mir jeder beliebige Gast liegt. Was könnte den Dichter veranlassen, um gemeinsamer Schmeichelei willen das eigene Buch, in dem er sich für immer häuslich fühlt, mit einem Monatszimmer zu vertauschen.

Und doch tut er es. Weil er eben die allem Schmeicheln entgegengesetzteste Ansicht hegt, weil die großen Dichter seit jeher die wildesten Tadler und Zurechtweiser, die Züchtiger und Erzieher der Menschheit waren.

Gesundheit ist es wohl, was diese Dichter auszeichnet, aber nicht Gesundheit in diesem armen Sinne des Wohlbehagens im Leben, wie es Bartsch meint, sondern Gesundheit als die Kraft zu einem ungeheuren Grausen vor der Menschheit, vor diesem Zerrbilde einer göttlichen Idee, Gesundheit als die Kraft zu einer über das Leben ins Unendliche hinausweisenden Richtung, Gesundheit als Wut und Stärke und Abscheu und Sehnsucht . . . »Wenn einer hart rang, dann nagte irgendeine Krankheit an ihm.« Ja, nämlich die Krankheit, das Eine, Große, das einfach Richtige mit Augen zu sehen, mit Händen zu greifen und zu formen, dieses Eine, welches den alleinigen Sinn alles Lebens ausmacht, mag es nun von keinem oder Hunderttausenden oder Millionen »gesunder« Mittelmaßmenschen anerkannt werden oder nicht.

Und dieses Einzige und Richtige zu sagen, der ganzen Welt gegenüber hinauszuschreien und durchzusetzen: dazu brauchen wir eine Zeitschrift. Denn obwohl dieses Eine, an dem alle wahrhaften Dichter Teil haben, unveränderlich dasselbe bleibt und über das Gewirr der täglich vorbeirauschenden Welt ebensogut wie über die Verschiedenheit dichterischer Individualitäten sich hoch hinaushebt, — es baut doch täglich seinen einzigen Glanz nur aus dem Grundstoff des düster schwelenden Lebens empor, so wie die Kerzenflamme unbeweglich über dem sich verzehrenden Docht und Wachs und aus ihnen hervorleuchtet. Das Einzige und Richtige, das der Dichter der ganzen Welt gegenüber behauptet, trägt auch die Aufgabe in sich, sich an jedem gegenwärtigen, aktuellen Widerstand zu erproben, zu erneuern, durchzusetzen, zu stärken. — Mag nun je nach der Individualität des Dichters dieser täglich neue Wiedererwerb der einzigen, absoluten Höhe in der Stille privater Briefwechsel, in einsamen Überlegungen und Gefühlskämpfen vor sich gehen, jenseits der eigentlichen Kunstwerke, die der Dichter schafft ‹so war es etwa bei Flaubert›, oder mag die ethische Entrüstung, das Chaos, diese notwendige Vorstufe des Werkes schon mit in das Werk, als dessen Postament,

hereingezogen werden ‹so bei Dostojewski›: jedenfalls trägt das Werk selbst Spuren dieses Kampfes, dieser edlen Krankheit, welche im Grunde die einzige Gesundheit und Bestimmung des Menschengeschlechtes zu sein scheint. Und um dieser Gebundenheit des Dichters an das tägliche Dasein willen, welche nicht die Gebundenheit zweier Freunde, sondern die zweier Kämpfer aneinander ist, brauchen wir eine Zeitschrift.

Eine Zeitschrift, die nicht vornehm registrieren oder geistreich glossieren will, sondern eine, die den Willen zur Wirkung, zum unmittelbaren Tun und Eingreifen hat. Der Dichter schleudere seine Gestaltung eines reineren, tugendhafteren oder in seiner Sünde qualvolleren und deshalb der Erlösung zuneigenderen Daseins, schleudere dieses einzig Wirkliche, das es auf Erden gibt, dem sogenannten »wirklichen«, durch sich selbst entstellten Leben in die Stirn! Er tue es, so oft das andrängende Wirrsal ihm diesen tiefsten Ausbruch seiner Leidenschaft entlockt! Er tue es rückhaltslos, in der Hitze des Aufloderns, er benütze das »Monatszimmer« als Sprechraum, als Tribüne, wo er dem täglich sich erneuernden Unsinn des Daseins den täglich sich erneuernden Sinn dichterischer Schöpferkraft entgegenwerfe. Er gestalte täglich und monatlich die erhabene Realität des Einen und Richtigen, damit die armseligen Aktualitäten, Tag und Monat, vor ihr erröten lernen. — In seinen Büchern ist dieser Kampf vielleicht schon zu Ende, ausgekämpft. Die Bücher können Resultate sein. In der Zeitschrift zeige der Dichter, daß er des Sieges täglich neu sich würdig macht.

Man rühmt mit Recht, daß von großen Kunstwerken eine unbegreifliche Stille, ein tiefer Frieden ausgehe. Diese Stille ist aber nicht die Stille des elfenbeinernen Turmes, es ist die Stille einer ungeheuren Flamme, in der das ganze Leben samt irdischem Frieden und elfenbeinernem Turm aufgelodert ist. — Das Arkadien der Dichter ist nicht von der Ruhe menschlichen Behagens erfüllt, sondern von einer überirdischen Ruhe, vor der die lautesten Menschenschreie verstummen, von der Ruhe des ewig Einen und Richtigen.

An dieser Ruhe hat jedes echte Kunstwerk ebenso Teil, wie es an dem vorbeiflutenden Wirrsal der Menschen und Monate Teil hat, aus denen es emporsteigt. — Sternheims Polizist »Busekow«, der heldenhafte

und tempelträumerische Charakter in den Gedichten Werfels, die knabenhaft farbige Schweiz Walsers: sie sind ebensogut Zufälle, Bewegungen und Postulate der Zeit, wie sie mit emporgereckten Häuptern in jene ungeheure Stille hineinragen, aus der auch die Zeit und mit ihr die Zeitschrift alle Bedeutung empfängt. — Wohlverstanden, es gibt natürlich nicht zwei Arten von Kunst, eine für Bücher und eine für die Zeitschrift. Sondern jedes wahrhafte Kunstschaffen hat diese beiden Elemente in sich durchdrungen und verflochten, die Wirrnis und Mannigfaltigkeit des Tages mit der einen großen Ewigkeit. So füge sich das Kunstwerk mit seinem Zufälligen in die Zeitschrift, gebe ihr aber zugleich mit seinem Ewigen das Gesetz, den Willen, die Größe! Und damit tritt das Kunstwerk schwesterlich neben die echte Wissenschaft, verbündet sich mit ihr, ohne sich mit ihr zu mischen. —

Max Brod.

ES IST ZEIT

Das Schiff liegt im Hafen. Buntbemalte Boote schaukeln auf den von Öl und Staub befleckten Wasserplätzen zwischen den Schiffswänden. Heisere Stimmen morgenländischer Leute schweben hin und her zwischen den Schiffen und der von Nachmittagssonne erhellten, von Palmengärten durchschlungenen Stadt. Mitten im Lärm und Gerassel des Hafens liegt wie ein halbgefüllter Eimer der durchlöcherte und verrostete Rumpf des Kriegsschiffes, das vor einigen Monaten hier von der Seeseite her mit Granaten beschossen wurde. Der Krieg ist vorüber wie ein kurzes Hagelwetter; die Herrschaft des handförmigen Namenszuges und des mit Perlen besetzten Turbans ist in ihrem Herbst. Von den Neugierigen, die bei der Beschießung in Scharen auf den Dächern und am Rand des Hafens vor dem Todesengel erschienen, wurden einige bezeichnet, das Schicksal des Schiffes zu teilen. Wie jetzt dieses Schiff aus seiner guten wagrechten Verteiltheit zwischen Luft und Wasser den Halt verlor und durch die Zerstörung seines Auftriebes dem Gurgeln des Wassers anheimfiel, so liegen jetzt diese Menschen, zu ihrem äußersten Erstaunen, zerrissen in der Erde, und das Chaos zermalmt vollends ihre regungslosen Glieder.

Wendet man das Auge dem offenen Meere zu, so sieht man draußen auf der Reede zwei fremde Kriegsschiffe. Eines fährt jetzt ab. Es stößt schwarzen Qualm empor, und der Wind bläst ihn landwärts. Ernstes Geheimnis des Kommens und der plötzlichen Abreise dieser Schiffe. Sie gehorchen den Dingen jenseits des Himmelsrandes. Übrigens liegt ein kleines fremdes Kanonenboot, von unserm großen Dampfschiff aus zu übersehen, mitten im Hafen. Dort ertönt in diesem Augenblick ein Hornsignal. Sechs Soldaten kommen aus einer Luke gestiegen, klettern mit geschulterten Gewehren über das

schmale Deck zur Plattform und grüßen nach dem Meere zu, obgleich von dem davonfahrenden eisenfarbenen Schiff die Flagge nur durch das Glas noch zu erkennen ist. Auch von dem anderen Kriegsschiff draußen kommt ein Signal. Mit seinem dünnen metallenen Gefieder schlägt es die Luft; man wendet gespannt den Blick hinaus und sieht den geflochtenen Turm des Schiffes durchsichtig wie eine Fischreuse zwischen den kurzen Kaminen emporragen. Eine Pinasse entfernt sich von der Hafentreppe. Unter ihrem grauen, ausgefalteten Kutschendach sitzen eng beieinander die großen, blonden Kerle und die beiden Mohren, die zusammen heute Mittag durch die von Händlern und Wasserstreuern belebten Gassen hinausfuhren. Ich sah sie im Nadelwald. Ihre kleinen, weißen Matrosenmützen glichen den Papierhelmen, die wir als Knaben trugen.

Ich gehe nun wieder an Deck hin und her und sehe zur Stadt zurück. Auf jene entfernte Anhöhe war ich hinaufgegangen, und dort unter dem Myrthenbusch hatte ich gesessen, mit dem Blick auf blaue, blühende Bäume. Hinter mir, wie ein Laubengewächs des großen, öffentlichen Gartens, standen die Gebäude der von den Fremden errichteten Hochschule mit hellen, feingeschwungenen Bogen. Auf dem Tennisplatz spielten Studenten. Ein Amerikaner in weitem, blauem Anzug schlenderte vorüber. Hinten aber stand wie eine ungeheure spanische Wand aus dunkelgrünen Stoffen das Libanongebirge; seine Gipfel verbargen sich in Wasserdunst und schneeweißen Wolken. Vor mir zog das Meer wie ein einziges Lanzen- und Säbelklingengefunkel den Blick auf sich, bis endlich das Auge sich gewöhnte und die durchsichtig glitzernden Spritzwellen, die veilchenblauen Streifen in der Ferne und die spiegelglatten Flächen mit ihrer milden Himmelsfarbe unterschied. An dem Vorgebirge zu meinen Füßen brach sich das Meer mit schmalem Schaum.

Wir werden erst nach Sonnenuntergang abfahren. Warum bin ich so früh an Bord zurückgekehrt? Ich steige ungeduldig ins Schiff hinunter und durchwandere die Gänge. Als ich nun durch eine der Luken hinaussehe, leuchtet das Meer wie Feuer; es scheint die blutrote und vergrößerte Sonnenscheibe in langsamen Rucken in sich aufzunehmen. Nun ist sie fort! In diesem Augenblick dröhnt ein Kanonenschuß. Und nochmals emporgeschreckt, vernimmt man Trom-

peten aus der Ferne. Nochmals ist das benachbarte kleine Kanonenboot der Schauplatz eines Geisterdienstes. Die sechs Mann mit ihren Gewehren steigen wieder aus der Luke, marschieren hintereinander aufs Achterdeck und grüßen das Tuch, das ein Matrose langsam vom Flaggenstock herniederholt. Im nächsten Augenblick glühen die elektrischen Lichter des Bootes auf. Es wird rasch dunkel. Bald gräbt sich ihr Schein mit tiefgoldenen Kringeln in das Wasser. Die Stadt, an die Dämmerung hingegeben, rafft sich verklärt in Lichtern wieder empor. Man hört nun das Knurren der Ankerketten. Der zweite Offizier erscheint an Deck.

Jenseits der Scheitelhöhe des Meeres geht der Weg nach Suez vorüber. Es ist ganz natürlich, daß die Abendländer, die das Meer beherrschen, sich auch seitwärts dieser Straße, die nach Indien führt, zu schaffen machen. Sie setzten an diese Küste ihre Nachtlichter, die jetzt in einer kleinen Gruppe weiß und scharf erstrahlen. Einige Fischerboote verlassen scheu das Ufer. Ihre Segelstangen sind noch leer; ein kleines gerudertes Boot zieht sie zum Hafenausgang. So wiederholen sie ein Bild der Wüste, dem Eselchen folgen im Zug die hintereinandergebundenen Kamele. Jetzt endlich klingen alle Saiten unseres Schiffes nacheinander: die Schellenzeichen, die männlichen Stimmen, das Zirpen und der Bauchbaß der Maschine, das Klimpern der Ketten und das Zuschlagen der Deckeltüren. Und indem ich von diesem Musikstück befriedigt längsdeck auf und ab marschiere, stellt das Gefühl sich ein, als ginge ich abwechselnd auf den Zehen und auf den Fersen, — und dann auch das beruhigende Schweben.

Heute ist kein Mondschein. Hier am Schiffsgeländer an der dunkeln Stelle stand gestern die Irländerin. Wo mag sie sein, während wir davonfahren? Sie war, wie der Offizier mir sagte, seit Alexandrien an Bord gewesen. Gestern Morgen, an einem der kleinen Küstenhäfen, war mit andern wildfremden Levantinern einer an Bord gekommen, dem zuliebe sie den ruhigen, blonden Offizier entthronte. Ihre Augen hatten am Kapitänstisch Musterung gehalten; die Männer, die tranken und sich unterhielten, klirrten vor diesem Blick aneinander wie Figuren. Als wir aufstanden, wußten wir noch nicht, welchen sie gewählt hatte; der Schwarm folgte ihr auf Deck. Sie legte sich in den Stuhl neben ihren Verwandten, den alten, völlig gleichgültigen

Raucher, der fortwährend unter der Aufsicht des Schiffsarztes war, und wir standen, eine Gruppe, um die beiden her und sprachen englisch. Dann erhob sie sich, um Luft zu schöpfen. Das war der Augenblick. Und was wir alle gefürchtet hatten, geschah: keiner außer dem geschniegelten Levantiner blieb an ihrer Seite. Wir andern durften uns zurückziehen und schwollen vor Gift. Man entdeckte später die beiden auf dem Oberdeck, dort im Finstern aneinandergelehnt lauschten sie auf das Meer hinaus. Und heute morgen sah man den Levantiner, mit dem zierlich aufgestülpten kirschroten Fes auf dem Kopfe und die Zigarette in den Fingern, aus ihrer Kabine kommen. Sie trug ein Morgenkleid, das östlich von Suez herstammte, und ihr Haar war offen. Später verließ sie mit dem Alten das Schiff.

Ich setze mich mit dem Rücken gegen die von der Maschine gewärmte Wand des Deckaufbaues und sehe erstaunt, daß ich allein bin. Der Offizier zeigt sich heute nicht. Die wagerechten, weißen Stangen der Bordbrüstung stehen wie Notenlinien in der Dunkelheit. Zuweilen steigen weiße Wellenspritzer empor wie Köpfe einer endlosen Melodie und verschwinden, als seien sie abgelesen. Auch rauschen Flügel wie von großen lichten Vögeln in den dunkeln Feldern des Schiffsgeländers vorüber. Die Musik des Schiffes ist jetzt in ein Getrommel aufgegangen, als stürzten unaufhörlich Wasserströme in einen tiefen, ehernen Kessel. Es ist Zeit, schlafen zu gehen. Schlafe, mit einem Keim von Mißvergnügen im Herzen, du zum Schweigen verurteilte, den Sorgen abgeneigte Kreatur!

* * *

Bei Sonnenaufgang liegt das Schiff wieder vor der Küste. Das Meer glänzt bläulich und mit weißen, glatten Wellen. Der Libanon steht vor uns mit riesiger, grauer Felsenblöße. Von seinem Scheitel ziehen sich weiße, gleichsam von einem Kamm zu Boden gezogene Strähne, die sich da und dort gleich den Wirbeln auf einem menschlichen Haupt, in sich selber zurückdrehn. Am Fuß des Gebirges glänzen dunkle Baumgärten, um vereinzelte Felsenwürfel ausgebreitet und in Talfalten hineingezogen. Als ein bekränzter, heller Körper liegt die kleine Stadt mit rötlichen Dächern und dünnen, fast gelben Turmsäulen zwischen den Maulbeerbäumen.

Ein Boot nähert sich mit ein paar Leuten und einem Berg von Gepäck. Nun liegt es unten an der Falltreppe. Frauen mit Kindern steigen herauf, Männer schleppen Kisten nach, die mit goldgrünem Blech beschlagen sind. An diesen Auswanderern vorbei steige ich die schwankende Treppe hinab und sehe über das Seil hinweg in das blaugrüne, besonnte Wasser. Nur wenig eingetaucht schwebt das Schiff in dem klaren Element. Sein Schatten liegt auf dem hellen Meeresboden.

Über die Schulter des Mannes blickend, der mich ans Ufer rudert, empfinde ich das grelle Glänzen der Meeresfläche. Kleine Felseneilande schwimmen draußen dem Blauen zu wie Flöße. In der Ferne schwebt eine Brigg mit hellen, aufgefüllten Segeln, und noch viel weiter draußen schimmern einzelne Segel kaum bemerkbarer als ein paar über den großen Estrich gewirbelte Stückchen Papier. Über andere Boote hinweg steige ich an Land und schlage einen Weg ein, der landwärts durch das Hafenviertel führt. Zwischen die bescheidenen Häuser breiteten sich Weizenfelder. Ich gelange durch eine Mauerpforte auf eine Wiese und befinde mich an einer seitwärts offenen Bucht.

Am Saum der Wiese liegen braune Felsentafeln ins Meer geneigt. Am Ende des Bogens sammeln sich die Felsen zu einer Klippe, und diese Klippe trägt Gemäuer wie eine zerbrochene Krone. Ich gehe nahe bis an das leicht sich wiegende Wasser, das geschwind herbeifließt, meine kaum eingegrabenen Fußspuren wieder auszuwischen. Glänzend und kühl schlüpft die reine Flut an den Felsenplatten empor und rieselt in durchsonnte Tümpel. Auf dem vollkommen geglätteten Sande liegen rosenfarbene Muscheln und winzige blaue Schneckengehäuse, von feinen Sandkörnern überzogen. Ich hebe einige der leichten Gehäuse auf, vor ihrer Öffnung steht ein zäher, kristallener Schaum, sie zerbrechen zwischen meinen Fingerspitzen. Nur ein paar feuchte, tiefblaue Flocken, Tintenflecken gleich, bleiben zurück zwischen diesen allerzartesten Scherben. Einst färbte man die Königsgewänder mit diesem Purpursaft. Ich kauere am Wasser nieder und schaue über die Meeresfläche. Sie scheint höher als mein Auge zu liegen und unbeweglich wie eine Erzplatte über allen Geheimnissen der Gegenwart.

Ich streife nun durch Felder von Strandweizen und blühender

Kamille zu dem von weitem sichtbaren Gemäuer auf der Klippe. Seine Gewölbe stehn offen, veilchenfarbene Sternblumen, rote Klatschrosen und fetter, goldgelber Mohn drängen sich vor dem verschütteten Eingang und überfluten, bunt wie ein Maskenfest, den besonnten Hof und die aus Steinbrocken gefügte Mauer über dem Meere. Ich klettere auf der Klippe umher und entdecke ein Felsenloch, nicht breiter als die Öffnung eines Ziehbrunnens, wie ein Feuer blitzt es mir von unten entgegen. Das ist der Zugang einer vom Meer her offenen Grotte. Voller Glanz und Ruhe klatscht da unten das Wasser an die Felswände. Unbehauene Stufen führen hinunter in das alte, von Trümmern bewachte Versteck. Im Lichte draußen spielt das Wasser durchsichtig auf dem weißen Sande, der aus der tiefblauen Flut sich mit tatzenmäßigem Umriß abhebt. Ich krieche bis an den Rand des Felsens, um mich umzusehen. Höre ich eine Stimme? Wirklich: dort unten hinter den Klippen richtet jetzt ein Mensch sich auf. Es ist ein Mann mit geblümtem Turban, mit gelber Jacke und über die Knie gestreiften Hosen. Gemächlich bückt er sich und lüpft die im Wasser liegenden Steinlaibe, legt sie sorgsam wieder an ihre Stelle und fängt mit seinem Handnetz die glasigen, wie Flöhe umherhüpfenden Krabben. Er singt halblaut vor sich hin, und ich fühle, ohne mich zu rühren, das vollkommene Behagen von der lauen Kühle des Wassers um seine Knöchel, das Wohlgefühl von dem sanften, mit schlüpfrigem Gestein durchsetzten Sand unter seinen Sohlen und von der Sonnenwärme auf dem breiten, mühelos sich beugenden Rücken. Jetzt verschwindet er hinter der Klippe. Ich gehe um das Gemäuer herum ihm entgegen. Es steht schon am Ufer und reinigt sein Netz. Aber im Begriffe, zu ihm hinunterzusteigen, sehe ich ihn seine Hantierung ändern. Er wäscht seine Hände und Füße und stellt sich aufrecht hin wie eine Bildsäule mit dem Blick auf das Meer. Sein Gesicht ist schön und grob, wie das eines älteren Bauern und von einem tiefen, kummerlosen Ernst, wie das eines Betenden. Ein dünner, zerschlissener Teppich liegt vor ihm auf dem Sande, auf diesem stehen seine Füße. Nun wirft er sich nach der Vorschrift in den Knien nieder. Vielleicht sind in diesem Augenblick, wo seine Stirn den Boden berührt, keine Gefühle in ihm, als die der vollkommenen Unterwürfigkeit vor einem Unsichtbaren, der ihn plötzlich

überwältigt haben mag. Bei diesem Mann ist sein Dämon, das ist sicher. Er richtet sich wieder auf. Seine Lippen verraten ein Selbstgespräch, seine Arme hängen an den Seiten herab. Mit einem tiefen Seufzen taucht er nochmals nieder. Wie kommt es: im vorigen Augenblick habe ich Diesen für einen Glücklichen gehalten, und nun! Ich weiß, wie es um das ganze Land steht, wie niedergeschlagen die Menschen sind, besonders die Guten. Auch der Stärkste sucht Schutz bei den Ungläubigen gegen das entsetzenvolle Gefühl der unabänderlichen Rückbildung. Alles herrlich und gesund Gewesene zerfällt in Elend und schleichende Krankheiten; die jungen Männer wandern aus oder werden nachts gefangen zum Heere geführt und bleiben verschollen; die außen gelegenen Provinzen werden fremdes Land; in den größeren Städten ist ein häßlicher Lärm, über den kleinen Orten eine drückende Stille. Dieser Mann steht unversehrt, doch todesbang in einer zerfallenden Welt.

Das Gebet ist beendet. Vor meinen Füßen rollt dem Krabbenfischer ein Stein entgegen. Ohne zu erstaunen, sagt er mir den Gruß und kauert nieder, um sich eine Zigarette zu drehen. Ich reiche ihm mein Schächtelchen, und nun sitzen wir, ohne ein Wort zu sagen, nebeneinander, schauen aufs Meer und rauchen. Ich bin bartlos wie ein Kind, und was das übrige angeht, so war ich noch kürzlich einer der unwürdigen Gefolgsmänner jener Irländerin. Er aber in seinem Bart gleicht einem Völkervater. Zu ihm gehört sicherlich eine jener plumpen, in schwarzglänzenden Stoff gehüllten Frauen, von denen der Fremde auf der Straße nichts empfängt als einen Blick voll Haß und den Anblick der geringelten Strümpfe um die schweren Waden. Was mag dieser Einsiedler denken, da er mich bei seinen Muscheln und Blumen findet? Er kann von hier das Dampfschiff nicht sehen; am Abend wird an diesem Strand keine Spur mehr von mir sein.

Wir sitzen und schweigen. Plötzlich bewegt es mich, ihm die Botschaft zu sagen, die Botschaft des Fremden und des Liebenden. Auf einmal weiß ich den Sinn meiner Anwesenheit hier, den Sinn des gestrigen Tages, und den Sinn meines Weges durch die Welt! Das Wort arbeitet in mir, es dringt in den Mund hinauf und wölbt die Lippen. Und doch schweige ich wie ein Gelähmter, der vergebliche Anstrengungen macht zu sprechen, je mehr die heiße Besessenheit

ihn erfüllt. Hinter dem hockenden Krabbenfischer sehe ich in diesem Augenblick die halbversteckte Stadt und sehe, größer als sie, die Erscheinung eines Mannes mit der Uhr in der Hand. Und ich sehe diesen Mann ein Zeichen geben, sehe in diesem Augenblick vom Herrschaftsgebäude der Stadt die rote Flagge heruntersinken und an ihrer Stelle ein anderes Tuch emporschweben. Es ist das gelbe Banner mit dem zweiköpfigen Adler des Morgen- und Abendlandes, des neuen heiligen Reiches! Mein Freund, du kennst noch nicht das Märchen von dem doppelten Adler, du weißt es noch nicht, daß das Abendland nach langer Zeit wieder Seher und Heilige hervorbringt, die umherziehen und predigen, wie einst der Mönch Bernhard predigte, bedankt und bezahlt von den Liedern des Volkes und von den Tränen der Erregten, die keine Lieder haben! Dort ist jetzt alles zu einer einzigen und großen Gewalt geworden, die Herrschaft Gottes, vordem gehemmt und verborgen in uns allen, ist um ein Stück offenbar geworden. Ihr gehören die Mannschaften und die Schiffe, und über den bunten verschiedenen Fahnen der Länder führen sie jetzt alle denselben Wimpel von goldener Honigfarbe! Dort über der Stadt wird dieser Wimpel emporsteigen mit dem schwarzen Wundervogel, der sich im Sonnenlichte spreizt, dem Adler mit dem Strahlenkreis um jedes seiner Häupter, mit den ausgestreckten Schwingen und den beiden Klauen, in der einen das Schwert, in der andern den Anker! Sage es den Deinigen: es ist Zeit! Nächstens werden auch vor diesem Küstenort die grauen festen Schiffe vor Anker gehen und eine kleine Schar an Land senden. Die wird aus ihren Booten steigen und einen eisernen Karren mit sich durch die Straßen ziehen bis auf den Berg da drüben. Von dort wird das Geschütz sein Fernrohr auf die Stadt herniederrichten, es wird Unruhe in den Straßen sein und ein stummer Schrecken in den Häusern. Und da steht er unter einem Gebüsch, der Mann mit der Uhr in der Hand. Plötzlich wird auf sein Zeichen der Adler emporschweben, die Spannung wird sich lösen in einem Donner des Friedens. Der Markt wird weitergehen wie jeden Tag. Die Karawanen aus der Wüste werden vom Gebirge herniedersteigen und beladen zurückkehren zu ihrer Jahreszeit. Die Bauern werden mit guter Neuigkeit auf das Land zurückkehren, und ihre Dörfer werden aufblühen mit neuen roten Dächern

wie Mohn in den Landschaften. In der Stadt aber werdet ihr die alten, von Herbergen und Ställen umbauten Moscheen wieder aufschließen und die vergessenen kostbaren Bücher öffnen. Die Zierbrunnen werden rauschen im spiegelglatten, von schönen Säulenbogen umgebenen Hof. Die viertausend Webstühle aus der alten Zeit werden sich in Bewegung setzen und die Seide dieser Maulbeerhaine weben. Die verschlossenen und dumpf gewordenen Gärten werden aufatmen unter dem Werkzeug des Jätenden und wieder funkeln von kleinen Bächen und Duftwolken hinaussenden auf das Meer. Die Grabsteine eurer Toten werden leuchten, die weißen Marmorsteine vor den schwarzgrünen Flammenbäumen, anmutige Steine, bedeckt mit feinen goldenen Schriftzügen, ein Palmenzweig auf dem Grab der Männer, ein Granatapfel auf dem Denkmal der Frauen. O milde Änderung und schöner Weitergang der Tage. Vielleicht, daß nicht aller Kummer vertrieben wird. Aber ihr werdet Gott nicht fluchen in den Stunden des Alleinseins, sondern vor euch hinsingen wie der Mann, der im sonnigen Wasser badet.

Der Krabbenfischer sitzt ruhig neben mir. Er dreht in der Hand eine rosenrote Tulpenmuschel. Sie glänzt wie ein Zauberstab; er reicht sie mir, und ich verstehe, daß er sie mir schenken will. Wir erheben uns beide und sprechen kein Wort. Dann nimmt er die Netze auf seine Schulter und schreitet davon.

* * *

Ich ging zur Stadt und kam in die Nähe des Hafens zurück. Noch immer empfingen die Häuser die Morgenluft mit offenen Türen. Aufs Land gezogene Fischerboote verhauchten ihren kräftigen Duft von Seetang und Harz. Dann folgte ich einer staubigen Straße zwischen Gartenmauern mit überhängenden Zweigen und ragenden Baumspitzen. Hinter einer Allee begann ein Stadtteil mit engen Gassen. Bunt gekleidet gingen hier die Menschen zwischen den schattigen Gewölben und den von Händlern sorgsam aufgebauten Hügeln von Oliven, Granatäpfeln, Datteln und Nüssen, zwischen vollgehäuften Körben mit Getreide und Sesam. Ein Speisenverkäufer, umringt von Schüsseln mit roten Latwergen, gesäuerten Käsen, Reis- und Traubenkuchen und strohfarbenen taschenförmigen Broten, unterbrach, als ich

vorüberkam, seinen Handel und wies auf seine Waren. Ich dankte ihm, und die Leute, die in der Nähe standen, lächelten und ließen ihre Blicke als ein heiteres Zeichen des Willkommens mit mir gehn.

Als ich am Ende der Gassen angelangt war, begann ein Wiesenpfad, der in steiler Ranke den Bergrücken umzog. Bald stand ich oben unter alten Bäumen und am Fuße einer wohlerhaltenen Burg der Kreuzritter, die einmal diese Stadt mit den benachbarten Tälern des Gebirges zu einer Grafschaft vereinigt hatten. Ich sah von oben auf das Meer. Es glänzte hell mit unaufhörlichen, heißen und geheimnisvollen Blitzen, so daß das Schiff, das weit vom Strande und umringt von Booten lag, ganz schwarz und klein erschien. Langsam stieg ich auf der anderen Seite den Felsrücken durch die stacheligen Büsche in die Schlucht hinab. Dort schoß im Dickicht der Bäume ein Wildbach wie ein blanker Pfeil der Stadt entgegen, an einer alten Mühle empfingen ihn die ersten zerteilenden Brückenbogen, er glitt hindurch in das gemauerte Bett, breitete sich wie ein Schleier auf trüben Kieseln aus und schlich an Höfen und Treppen der Blaufärber vorüber. Indem ich in gleicher Richtung den Gassen folgte, kam ich abermals vor die Stadt an den Saum der Baumgärten und in Sicht des Meeres. Hier stand eine Schänke. Dünne Sonnenstrahlen spannen unaufhörlich Goldfäden durch den Schatten hoher Bäume. Ein paar Leute saßen halb schlafend in diesem angenehmen Zwielicht, vor jedem stand nichts weiter als ein Glas des reinen Wassers aus der Quelle und ein frischgepflückter Blumenstrauß. Die Hauswand unter der Laube wies unbeholfene Zeichnungen, es waren Fischerboote mit kleinen Flaggen und im Meer nachschleifenden Netzen. Eine Taucherleine hing tief hinab, und in halber Höhe über dem Meeresboden hielt ein Hai einen Menschen im Maule, das Blut stieg wie ein Rauch zur Oberfläche. Hier nahm ich Platz. Der Diener war zur Stelle und setzte Wasser und Blumen vor mich hin. Ich trank erquickt und ruhte aus, die glänzende Muschel lag vor mir, und manches Mal hob ich entzückt das Bündel lieblich duftender Moosrosen, das eine einzige Nelke umkränzte, an meine Nase.

Plötzlich brach von fern ein dumpfer Ton, so stark und langgezogen, daß ich erschrak, die Stille. Es war die Stimme des Dampfschiffs, ein Brüllen, das die Luft erzittern machte. Mehrmals brach

es ab und erhob sich aufs neue. Ich wollte widerstehen, ich hob verzweifelt die Hände nach den Träumen des Morgens; aber jener Ton war wie ein Seil um meinen Hals geschlungen und zog mich an mit seiner unbändigen Kraft. Der Diener stand nicht weit; ich klatschte in die Hände, um ihn herzurufen, aber der Mensch, ganz bleich geworden, ging in das Haus und kehrte nicht zurück. Die Gäste hoben verwirrt und böse ihre im Schlummer gesunkenen Köpfe. Ich legte eine Münze auf den Teller, stand auf und ging fort. Auch einige von den Gästen standen auf; es schien, als folgten sie mir. Als mich in den Gassen des Basares die Menschen kommen sahen, erhoben sie sich und traten in die Türen: Lastträger blieben mitten auf der Straße stehen und stießen nach mir mit ihren Schultern. Eine schrille Stimme rief ein Wort, und von allen Seiten kam die erregte Antwort; es schien, als liefe die ganze Stadt zusammen und gerinne an meinem Weg und verwandele sich von süß in sauer. Ich erreichte das Freie, aber auch auf der Landstraße traten mir Menschen in den Weg, um auszuspeien und ihre Blicke wie Dornen vorzuweisen. Und kaum, daß ich erschöpft am Strande stand, wo eine Menge, noch bewegt von dem Abschied bekannter Auswanderer nicht auseinanderzugehen vermochte, kaum daß ich im Bote saß und mit raschen Ruderschlägen zum Schiffe floh, das seine rohe und irrsinnige Stimme immer wieder erhob, so sah ich einen bärtigen Mann in gelber Jacke und geblümten Turban ans Ufer eilen. Es war der Krabbenfischer. Ein Stein von seiner Hand flog mit schwerem Schwung mir nach und beschüttete mein Gesicht mit Nässe.

DIE JUNGE DIEBIN

Rotgedunsen war der Richter im Gesicht
Vor dem Unerhörten, daß das Mädchen
Im Geschäfte wo es tätig war
Dreist gestohlen hatte, daß das ausgeglittne Mädchen
Sonntags dann im Spreewald tanzen war
Und daselbst das Geld gemein verpraßte.
Doch sie blieb verstockt und weinte nicht.

Sich entrückt stand sie an dieser Wende,
Alles drang an sie wie aus dem Zimmer nebenan.
Droben glitt vorbei die Eisenbahn
Durch verstaubte schimmelige Fensterritzen.
Alles Seiende zerrann
Vor dem Mädchen in ein stumpfes Ende
Ringsumher auf dumpfen Sitzen.
Und auch was in ihrem Leben nun begann
War ihr wie das Lebende verstellt durch tausend Wände.

Wie wenn ihre Seele nichts erreichen
Konnte, stand sie abgeklärt im Saal,
Unerreichbar finsteren Zeichen.
Eine Jungfrau vor dem Sündenfall
Deren Sinn wie eine Andacht trug
Stark den Glauben an ihr Leben,
Das sie keusch wie eine Mutter trug
Und das Wissen, ihrem Elend beigegeben
Wie ein Gnadending, daß sie noch Kind war
Schwer zum Bersten von Erleben
Und der Wille, sich nicht immer morgens unerfüllt zu heben,

Das verwehrte ihr, hier ihre Seele preiszugeben.
Und es stellte sie weit ab von ihrer Tat,
Dem erstickten Schicksal der zerstörten Armen
Das sich mit sich selbst zerworfen hat
Und mit Gott und mit Erbarmen.

Und sie wäre stundenlang so stumm gestanden,
Uferlos vom Dasein weggeschwemmt,
Wenn nicht Menschen, die in einem Schnellzug sich vorüberwanden
Lässig vom verwöhnten Mahl
In den Saal hinabgelächelt hätten.
Ihr allein nach außen stummer Sinn war wie gelähmt.
Hinter ihrem kindlichen Verbrechen
Sah sie groß das menschliche Gebrechen
Und mit einmal schlug sie heftig ihr Gesicht.

Doch besinnend ließ sie ihre Hände sinken,
Plötzlich wunderbar in ihrem Sinn erhellt.
Nahe, zu sich selbst sich durchzuringen,
Wandelte sich um in ihr die Welt.
Woran ihre Schuld sie noch gemahnte,
Fern doch tief empfundne Erdenschuld,
Was sie vordem heilig noch als Kind erkannte,
Plötzlich stürzte lächelnd ihres Lebens Ungeduld.

Und es schrie in ihr nach tiefen Leiden.
Jene aufgebrochne Welt, im Schmerz geahnt,
Schwer wie dunkles Vorgefühl von Mutterfreuden
War sie über ihren Leib gespannt,
Daß enträtselt sich das Leben von ihr wandte.
Zitternd riß sie von sich das beengende Gewand.
Und als stumpf der Richter ihr Gefängnis zuerkannte,
Stürzte sie zu ihm und küßte seine Hand.

Otto Schneider.

DREI GEDICHTE

EMIGRANTEN

Lieblicher Vogel, nach Süden gewendet,
wie du den Himmel mit Zärtlichkeit färbst!
Narzisse blüht auf und das Stoppelfeld endet —
Wir aber fliegen durch zeitlosen Herbst.

Uns schwillt kein Duften von unten entgegen,
heimatlich zwingt uns kein sinkend Gefühl.
Überall Nebel und überall Regen,
oben und unten, aber kein Ziel!

Bauen wir einst über strahlenden Meeren
bläuliche Nester ohne Zahl?
Werden uns tiefe Korallen verehren?
Werden uns glühende Sterne erhören?
Werden wir eine Seligkeit währen?
Oder verderben wir ohne Wahl?

HERBST

Wenn eine Frau aufschluchzt,
eine Rose abfällt,
oder ein Stern — — —

Über der steilen Halde kühl und fern
lächelt ein ausgeblaßter Mond.
Wie wird dir selber ungewohnt
kühl und fern!
Fernab von schwülem Traum,
fernab von Gewittern.
Kaum — kaum — kaum noch hörst du
der über dein Herz gespannten
Saiten Silber zittern.

ABEND

Daß es noch Äcker gibt!
Daß noch Fenster einsam entzündet aufstrahlen,
daß sich im Westen die Wolken rötlich malen,
und Nebel dumpf ein Dorf im Tal betrübt!

Singet aufgetauchte Weisen,
aber niemand sage: Ich!
Rührung schwingt in dunklen Kreisen
über allem brüderlich.

Tag verändert sein Gesichte,
Turmbau stürzt und Rauchfang steigt.
Aber hältst du dich dem Lichte
tief im Abend abgeneigt,

eine Wolke, fern vernimmst du
dich am Horizont der Welt.
Und im Schoß des Himmels schwimmst du
ewig strahlend, Mann im Feld!

Rudolf Fuchs.

VIER ODEN

VERKLÄRUNG

Du an Anmut so reich,
Daß der zart sich Regenden
Goldene Kettchen leicht
Um die feinen, nackten
Zu läuten scheinen, um Arm und Hals —

Zierlicher als in den Tagen je
Sah ich im Traum oft, Tänzerin, dich
In Himmeln, wenn über blaue Flut
Von Stern zu Stern
Wie von Kiesel zu Kiesel im rinnenden Bach
Reizende Vorsicht
Deine schwebenden Schritte lenkt.

Dann um die Brüste
Verzog, die sie umwölkt, die Luft von Gier.
Nun liegen sie, kleine Hügel im Abend,
Klar jede Linie, aber Milde atmend
In Schatten fest und still.

Nur fahren Wünsche noch im Blut auf
Wie über Abendstraßen rollende Gefährte:
Leicht wölkt goldener Staub
Um deinen Fuß verklärend Feuer, schnell verschwebendes.

NACHTGESANG

Zwischen den Sternen und glänzenden
Wolken spannt schmal der goldene Mond
Goldfäden, träumende Saiten,
Drin Klänge noch
Des sangreichen Gottes tönen, des hingesunkenen.

Geh still, Einsamer! Die ungeschäftige,
Die Stadt ruht lautlos im Tal,
Tief glüht Licht bei Licht,
Sinnlos zieren mit Feuern
Weit die verlassenen Straßen sich.

Himmel nun, allen gemein,
Grüß mir die Liebenden rings, die Wachenden
Mit Sternen, Wald und Fluß!
Aus allen Weiten sinkt Glück
Stumm in mein Herz.

Es hebt mich aber
Die Kühle schon im Traum
Zu Wolken weißen Feuers, der Nacht
Schwebenden Inseln, und des goldstimmigen
Apollos trunkener Leier.

AM ABGRUND

Lockst du den steilen
Abgrund hinab
In deiner Wirrnis
Grünes, steinvolles Meer,
Brache am Bergfuß,

Schaurig versüßest den Tod du
Mit Armen, auflangenden, Augen,
Süß vor Fremde — Augen doch,
Aufspringend an Blatt und Ast.

So gebaren die Gipfel und die Abgründe
Götter unseres Samens, Dämonen
Des Waldes Gerausch und der zierliche Quell.
Die führten Helden hinüber
In des Orkus Spiegellicht.

So träumen wir
Seelen in Geliebte, blinder
Unterzugehen, unentrinnbarer,
Wenn uns in Kuß und Qual
Geißelt das Blut.

RETTUNG

Verzieht, unklare Schleier der Dämmerung. Nun ist
Der Süßen gute Stunde, da ihr zur Nacht
Die kleine, feierliche Seele zärtlich
Ausschwebt ins glänzende Dunkel. Und Liebe, ihr Hauch,
Weiß, ein Mondwind, mein Haupt umweht.
In leichter Stimme küßt mich Rettung.
Woher wir kommen, wohin wir gehn,
Ekel durchschlingt trocknes Licht schlackige Nacht
Wirr, und Gefahr auf den Weg stürzt das Glühende.
Doch über uns atmets und glänzt wandellos,
Da haftend am aufgehenden, halben Frühling
Warm und still unsere Liebe sproß. Eines ward,
Schön zu sein, im Kranze der Stunden, welchen
Bezeichnet fern unsichtbar kreisend der ruhige Zeiger, uns.
Und dies ist das Zeichen, daß Gold am Himmel wird
Der flockige Mond. Und dies der zart empfangenen
Küsse Heimat, daß über der einfachen Erde
Hellen Wegen und Städten reinen Schlafes
Im Sternglanz hoher Nacht gesammelt
Ruhig das Edle strahlt.

Ludwig Strauß.

GEDICHTE

DIE HOFFNUNG

Wenn alles so vergeblich wär' wie dies:
daß ich dir schreibe und von dir empfange,
ganz aus der Ferne nehmend Hoffen hege,
dich tausendmal in meine Nächte lege
und Tränen weine wie an deiner Wange,
wenn alle Sehnsucht sich so leben ließ
an einem Fingerzeig, an einem Wortbekennen,
an einem Wissen, daß ein hin und her
noch möglich ist in der Verlassenheit,
ich würfe mich an die Vergeblichkeit
mit jenem Wagmut, den auf hohem Meer
Schiffbrüchige die Hoffnung nennen.

KATHEDRALE

Vom Himmel fallen leise Bronnen
fließenden Lichts auf die Altäre.
Sie fallen auf das Antlitz der Madonnen
und in die Krone
auf dem Scheiteltrone,
von wunderlichen Haaren eingesponnen.
Und höher hängt in seiner ganzen Schwere
das ungebrochne Leid von einem Sohne.

Ich sehe noch, wie zwischen trüben Kerzen
zwei Priester würdevoll ein Amt vollziehn,

und wie die große Müdigkeit der Herzen
die vielen Ungekrönten
Unversöhnten
so einsam scheinen läßt auf ihren Knien,
als ob sie mit dem Leideslied der Schmerzen
das Leideslied der Gottheit übertönten.

MADONNA EXSTATICA

Du, von allen mir vertraut,
ausgelesen, angeschaut,
turmhoch und noch steiler,
leuchtend, wenn die Welt ergraut,
in die Himmel eingebaut,
Krone du und Pfeiler.

Ring an Gottes weiter Hand,
weltverbindend, weltverwandt
über den Altären,
Mutter Gottes, Gnadenland,
helfende und unbekannt
Göttlichstes zu lehren.

Ob im Winde, ob in Glut,
sinkend oder hochgewunden,
immer schwebend, ungebunden,
bist du heimlich mir im Blut
und das Wunder meiner Wunden.

Hermann Levy.

DER GOLEM

ROMAN

(Fortsetzung)

»Es gehört mit zu meinen Träumen«, fuhr sie leise fort, »mir vorzustellen, daß es ein Endziel ist, wenn zwei Wesen zu einem verschmelzen, — zu dem, was — — — — — haben Sie nie von dem alten ägyptischen Osiriskult gehört? — — — — zu dem verschmelzen, was der ‚Hermaphrodit' als Symbol bedeuten mag.«

Ich horchte gespannt auf: »Der Hermaphrodit —?«

»Ich meine: Die magische Vereinigung von männlich und weiblich im Menschengeschlecht zu einem Halbgott. Als Endziel! — Nein, nicht als Endziel, als Beginn eines neuen Weges, der ewig ist — kein Ende hat.«

»— Und hoffen Sie, dereinst denjenigen zu finden,« fragte ich erschüttert, »den Sie suchen? — Kann es nicht sein, daß er in einem fernen Land lebt, — vielleicht gar nicht auf Erden ist?«

»Davon weiß ich nichts«, sagte sie einfach, »ich kann nur warten. Wenn er durch Zeit und Raum von mir getrennt ist, — was ich nicht glaube, weshalb wäre ich dann hier im Ghetto angebunden? — oder durch die Klüfte gegenseitigen Nichterkennens — und ich finde ihn nicht, dann hat mein Leben keinen Zweck gehabt und war das gedankenlose Spiel eines idiotischen Dämons. — — Aber, bitte, bitte, reden wir nicht mehr davon« flehte sie »wenn man den Gedanken nur ausspricht, bekommt er schon einen häßlichen irdischen Beigeschmack und ich möchte nicht — — — —«

Sie brach plötzlich ab.

»Was möchten Sie nicht, Mirjam?«

Sie hob die Hand. Stand rasch auf und sagte:

»Sie bekommen Besuch! Herr Pernath!«

Seidenkleider raschelten auf dem Gang.

Ungestümes Klopfen. Dann:

Angelina!

Mirjam wollte gehen, ich hielt sie zurück:

»Darf ich vorstellen: die Tochter eines lieben Freundes — Frau Gräfin — —«

»Nicht einmal vorfahren kann man mehr. Überall das Pflaster aufgerissen. Wann werden Sie einmal in eine menschenwürdige Gegend siedeln, Meister Pernath? Draußen schmilzt der Schnee und der Himmel jubelt, daß es einem die Brust zersprengt, und Sie hocken hier in Ihrer Tropfsteingrotte wie ein alter Frosch, — — übrigens wissen Sie, daß ich gestern bei meinem Juwelier war und er gesagt hat: Sie sind der größte Künstler — der feinste Gemmenschneider, den es heute gibt, — wenn nicht einer der größten, die je gelebt haben?!« — Angelina plauderte wie ein Wasserfall, und ich war verzaubert. Sah nur mehr ihre strahlenden blauen Augen, die kleinen Füße in den winzigen Lackstiefeln, sah das kapriziöse Gesicht aus dem Wust von Pelzwerk leuchten, — die rosigen Ohrläppchen.

Sie ließ sich kaum Zeit, auszuatmen.

»An der Ecke steht mein Wagen. Ich hatte schon Angst, Sie nicht zu Hause zu treffen. Sie haben doch hoffentlich noch nicht zu Mittag gegessen? Wir fahren zuerst — ja, wohin fahren wir zuerst? Wir fahren zuerst einmal — warten Sie — — ja!: vielleicht in den Baumgarten, oder — — kurz: irgendwohin ins Freie, wo man so recht das Keimen und heimliche Sprossen in der Luft ahnt. Kommen Sie, kommen Sie, nehmen Sie Ihren Hut, — und dann essen Sie bei mir, — und dann schwätzen wir bis abends. — Nehmen Sie doch Ihren Hut! Worauf warten Sie denn? — Eine warme ganz weiche Decke ist unten: da wickeln wir uns ein, bis an die Ohren und kuscheln uns zusammen, bis uns siedheiß wird.«

Was sollte ich nur sagen?! »Soeben habe ich mit der Tochter meines Freundes hier eine Spazierfahrt verabredet — —«

Mirjam hatte sich bereits hastig von Angelina verabschiedet, noch ehe ich aussprechen konnte.

Ich begleitete sie bis vor die Tür, trotzdem sie mich freundlich abwehren wollte.

»Hören Sie mich an, Mirjam, ich kann es Ihnen hier auf der Treppe nicht so sagen, wie ich an Ihnen hänge — — und daß ich tausendmal lieber mit Ihnen — —«

»Sie dürfen die Dame nicht warten lassen, Herr Pernath,« drängte sie, »adieu und viel Vergnügen!«

Sie sagte es voll Herzlichkeit und unverstellt und echt, aber ich sah, daß der Glanz in ihren Augen erloschen war. — — —

Sie eilte die Treppe hinunter und das Leid schnürte mir die Kehle zusammen.

Mir war, als hätte ich eine Welt verloren.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie im Rausch saß ich an Angelinas Seite. Wir fuhren in rasendem Trab durch die menschenüberfüllten Straßen.

Eine Brandung des Lebens rings um mich, daß ich, halbbetäubt, nur noch die kleinen Lichtflecke in dem Bilde, das an mir vorüberhuschte, unterscheiden konnte: blitzende Juwelen in Ohrringen und Muffketten, blanke Zylinderhüte, weiße Damenhandschuhe, — einen Pudel mit rosa Halsschleife, der kläffend in die Räder beißen wollte, schäumende Rappen, die uns entgegensausten in silbernen Geschirren, — ein Ladenfenster, drin schimmernde Schalen voll Perlschnüren und funkelnden Geschmeiden, — Seidenglanz um schlanke Mädchenhüften.

Der scharfe Wind, der uns ins Gesicht schnitt, ließ mich die Wärme von Angelinas Körper doppelt sinnverwirrend empfinden.

Die Schutzleute an den Kreuzungen sprangen respektvoll zur Seite, wenn wir an ihnen vorüberjagten.

Dann ging's im Schritt über das Quai, das eine einzige Wagenreihe war, — an der eingestürzten steinernen Brücke vorbei, — umstaut vom Gewühl gaffender Gesichter.

Ich blickte kaum hin: — das kleinste Wort aus dem Munde Angelinas, ihre Wimpern, das eilige Spiel ihrer Lippen, — alles, alles war mir unendlich viel wichtiger, als zuzusehen, wie die Felstrümmer dort unten den antaumelnden Eisschollen die Schultern entgegenstemmten. — — — — — — — — — — — — — — — —

Parkwege. Dann — gestampfte elastische Erde. Dann Laubrascheln unter den Hufen der Pferde, nasse Luft, — blätterlose Baumriesen voll

von Krähennestern, totes Wiesengrün mit weißlichen Inseln schwindenden Schnees, alles zog an mir vorbei wie geträumt.

Nur mit ein paar kurzen Worten, fast gleichgültig, kam Angelina auf Dr. Savioli zu sprechen.

»Jetzt, wo die Gefahr vorüber ist«, sagte sie mit entzückender kindlicher Unbefangenheit, »und ich weiß, daß es ihm auch wieder besser geht, kommt mir alles das, was ich mitgemacht habe, so gräßlich langweilig vor. — Ich will mich endlich einmal wieder freuen, die Augen zumachen und untertauchen in dem glitzernden Schaum des Lebens. Ich glaube, alle Frauen sind so. Sie gestehen es bloß nicht ein. Oder sind sie so dumm, daß sie es selbst nicht wissen. Meinen Sie nicht auch?« Sie hörte gar nicht hin, was ich darauf antwortete. »Übrigens sind mir Frauen vollständig uninteressant. Sie dürfen es natürlich nicht als Schmeichelei auffassen: aber — wahrhaftig, die bloße Nähe eines sympathischen Mannes ist mir im kleinen Finger lieber, als das anregendste Gespräch mit einer noch so gescheiten Frau. — Es ist ja schließlich doch alles dummes Zeug, was man da zusammenschwätzt. — Höchstens: das bißchen Putz — na und! Die Moden wechseln ja nicht gar so häufig. — — Nicht wahr, ich bin leichtsinnig?« fragte sie plötzlich kokett, daß ich mich, bestrickt von ihrem Reiz zusammennehmen mußte, nicht ihr Köpfchen zwischen meine Hände zu nehmen und sie in den Nacken zu küssen, — »sagen Sie, daß ich leichtsinnig bin!«

Sie schmiegte sich noch dichter an und hängte sich in mich ein.

Wir fuhren aus der Allee heraus, an Bosketts entlang mit strohumwickelten Zierstauden, die aussahen in ihren Hüllen wie Rümpfe von Ungeheuern mit abgehauenen Gliedern und Häuptern.

Leute saßen auf Bänken in der Sonne und blickten hinter uns drein, und steckten die Köpfe zusammen.

Wir schwiegen eine Weile und hingen unseren Gedanken nach. Wie war Angelina doch so vollständig anders, als sie bisher in meiner Einbildung gelebt hatte! — Als sei sie erst heute für mich in die Gegenwart gerückt!

War das wirklich dieselbe Frau, die ich damals in der Domkirche getröstet hatte?

Ich konnte den Blick nicht wenden von ihrem halboffenen Mund.

Sie sprach noch immer kein Wort. Schien im Geiste ein Bild zu sehen.
Der Wagen bog über eine feuchte Wiese.
Es roch nach erwachender Erde.
— — — »Wissen Sie, — — Frau — —?«
»Nennen Sie mich doch Angelina«, sagte sie leise.
»Wissen Sie, Angelina, — daß — daß ich heute die ganze Nacht von Ihnen geträumt habe?« stieß ich gepreßt hervor.
Sie machte eine kleine rasche Bewegung, als wolle Sie ihren Arm aus meinem ziehen, und sah mich groß an. »Merkwürdig! Und ich von Ihnen! — Und in diesem Moment habe ich dasselbe — — gedacht.«
Wieder stockte das Gespräch und beide errieten wir, daß wir auch dasselbe geträumt hatten.
Ich fühlte es an dem Beben ihres Blutes. Ihr Arm zitterte kaum merklich an meiner Brust. Sie blickte krampfhaft von mir weg aus dem Wagen hinaus. — — — — — — — — — — — — — — —
Langsam zog ich ihre Hand an meine Lippen, streifte den weißen duftenden Handschuh zurück — hörte, wie ihr Atem heftig wurde — und preßte toll vor Liebe meine Zähne in ihren Handballen.
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — Wie ein Trunkener ging ich durch den Abendnebel hinab der Stadt zu. Planlos wählte ich die Straßen und ging wohl eine Stunde, ohne es zu wissen, im Kreise herum.
Dann stand ich am Fluß über ein eisernes Geländer gebeugt und starrte hinab in die tosenden Wellen.
Noch immer fühlte ich Angelinas Arme um meinen Nacken, sah das steinerne Becken des Springbrunnens, an dem wir schon einmal Abschied voneinander genommen vor vielen Jahren, vor mir, mit den faulenden Ulmenblättern darin, und sie wanderte wieder mit mir, wie soeben erst vor wenigen Stunden, den Kopf an meine Schulter gelehnt, stumm durch den fröstelnden, dämmrigen Park ihres Schlosses.
Ich setzte mich auf eine Bank und zog den Hut tief ins Gesicht, um zu träumen.
Die Wasser brausten über das Wehr und ihr Rauschen verschlang die letzten aufzüngelnden Geräusche der schlafengehenden Stadt.

Wenn ich von Zeit zu Zeit meinen Mantel fester um mich zog und aufblickte, lag der Fluß in immer tieferen Schatten, bis er endlich, von der schweren Nacht erdrückt, schwarzgrau dahinströmte und der Gischt des Staudamms als weißer, blendender Streifen schräg hinüber zum andern Ufer lief.

Mich schauderte bei dem Gedanken, wieder zurück zu müssen in mein trauriges Haus.

Der Glanz einer kurzen Stunde hatte mich für immer zum Fremdling in meiner Wohnstätte gemacht.

Eine Spanne von wenigen Wochen, vielleicht nur von Tagen, dann mußte das Glück vorüber sein — und nichts blieb davon, als eine wehe schöne Erinnerung. —

Und dann?

Dann war ich heimatlos hier und drüben, diesseits und jenseits des Flusses.

Ich stand auf! Wollte noch durch das Parkgitter einen Blick auf das Schloß werfen, hinter dessen Fenstern sie schlief, — ehe ich in das finstere Ghetto ging. — — Ich schlug die Richtung ein, von der ich gekommen war, tappte mich durch den dichten Nebel an Häuserreihen entlang und über schlummernde Plätze, sah schwarze Monumente drohend auftauchen und einsame Schilderhäuser und die Schnörkel von Barockfassaden. Der matte Schimmer einer Laterne wuchs zu riesigen phantastischen Ringen in verblichenen Regenbogenfarben aus dem Dunst heraus, wurde zum fahlgelben stechenden Auge und zerging hinter mir in der Luft.

Mein Fuß tastete breite steinerne Stufenflächen mit Kies bestreut. Ein Hohlweg, der steil aufwärts führt?

Glatte Gartenmauern links und rechts. Die hohlen Äste eines Baumes hängen herüber. Sie kommen vom Himmel herunter: Der Stamm verbirgt sich hinter der Nebelwand. —

Ein paar morsche dünne Zweige brechen krachend ab, wie mein Hut sie streift und fallen an meinem Mantel herab in einen grauen Abgrund.

Dann ein strahlender Punkt: — ein einsames Licht in der Ferne — irgendwo — rätselhaft — zwischen Himmel und Erde. — — — —

Ich mußte fehlgegangen sein. Es konnte nur die »alte Schloßstiege« sein neben den Hängen der Fürstenbergschen Gärten. — — — —

Dann lange Strecken lehmiger Erde. — Ein gepflasterter Weg.

Ein massiger Schatten ragt hoch auf, den Kopf in einer schwarzen, steifen Zipfelmütze: »die Daliborka« = der Hungerturm, in dem Menschen verschmachteten, derweilen Könige unten im »Hirschgraben« das Wild hetzten.

Ein schmales gewundenes Gäßchen mit Schießscharten, ein Schneckengang, kaum breit genug, die Schultern durchzulassen: — — und ich stand vor einer Reihe von Häuschen, keines höher als ich.

Wenn ich den Arm ausstreckte, konnte ich auf die Dächer greifen.

Ich bin in die »Goldmachergasse« geraten, wo im Mittelalter die alchemystischen Adepten den Stein der Weisen geglüht und die Mondstrahlen vergiftet haben.

Es führt kein andrer Weg hinaus, als der, den ich gekommen war.

Aber ich fand die Mauerlücke nicht mehr, die mich eingelassen, — stieß an ein Holzgatter. — — — — — — — — — — — — — — — — — Es nützt nichts: ich muß jemand wecken, damit man mir den Weg zeigt, sagte ich mir. Sonderbar, daß hier ein Haus die Gasse abschließt — größer als die andern und anscheinend wohnlich? Ich kann mich nicht entsinnen, es je bemerkt zu haben.

Es muß wohl weiß getüncht sein, daß es so hell aus dem Nebel leuchtet?

Ich gehe durch das Gatter über den schmalen Gartenstreif, — drücke das Gesicht an die Scheiben: — alles finster. — Ich klopfe ans Fenster, — — da geht drinnen ein steinalter Mann, eine brennende Kerze in der Hand, durch eine Tür, mit greisenhaft wankenden Schritten bis mitten in die Stube, bleibt stehen, — dreht langsam den Kopf nach den verstaubten alchemystischen Retorten und Kolben an der Wand, starrt nachdenklich auf die riesigen Spinnweben in den Ecken und richtet dann seinen Blick unverwandt auf mich.

Der Schatten seiner Backenknochen fällt ihm auf die Augenhöhlen, daß es aussieht, als seien sie leer wie die einer Mumie.

Er sieht mich offenbar nicht.

Ich klopfe ans Glas.

Er hört mich nicht. —

Geht lautlos wie ein Schlafwandler wieder aus dem Zimmer.
Ich warte vergebens.
Klopfe ans Haustor: niemand öffnet — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es blieb mir nichts übrig, als so lange zu suchen, bis ich den Ausgang aus der Gasse endlich fand.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ob es nicht am besten wäre, ich ginge noch unter Menschen? überlegte ich. — Zu meinen Freunden: Zwakh, Prokop und Vrieslander ins »alte Ungelt«, — wo sie bestimmt sein würden —, um meine verzehrende Sehnsucht nach Angelinas Küssen wenigstens für ein paar Stunden zu übertäuben?

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie ein Trifolium von Toten hockten sie um den wurmstichigen alten Tisch herum, — alle drei: weiße dünnstielige Tonpfeifen zwischen den Zähnen, und das Zimmer voll Rauch.

Man konnte kaum ihre Gesichtszüge unterscheiden, so schluckten die dunkelbraunen Wände das spärliche Licht der altmodischen Hängelampe ein.

Dazu die spindeldürre, wortkarge, verwitterte Kellnerin in der Ecke mit ihrem ewigen Strickstrumpf, dem farblosen Blick und der gelben Entenschnabelnase!

Mattrote Decken hingen vor den geschlossenen Türen, daß die Stimmen der Gäste im Nebenzimmer nur wie das leise Summen eines Bienenschwarms herüberdrangen.

Vrieslander, seinen kegelförmigen Hut mit der geraden Krempe auf dem Kopf, mit seinem Knebelbart, der bleigrauen Gesichtsfarbe und der Narbe unter dem Auge, sah aus wie ein ertrunkener Holländer aus einem vergessenen Jahrhundert.

Josua Prokop hatte sich eine Gabel quer durch die Musikerlocken gesteckt, klapperte unaufhörlich mit seinen gespenstisch langen Knochenfingern und sah bewundernd zu, wie sich Zwakh abmühte, der bauchigen Arakflasche das Purpurmäntelchen einer Marionette umzuhängen.

»Das wird Babinski«, — erklärte mir Vrieslander mit tiefem Ernst.

— »Sie wissen nicht, wer Babinski war? Zwakh, erzählen Sie Pernath rasch, wer Babinski war!«

»Babinski war«, begann Zwakh sofort, ohne auch nur eine Sekunde von seiner Arbeit aufzusehen, »einst ein berühmter Raubmörder in Prag. — Viele Jahre betrieb er sein schändliches Handwerk, ohne daß es jemand bemerkt hätte. Nach und nach jedoch fiel es in den besseren Familien auf, daß bald dieses, bald jenes Mitglied der Sippe beim Essen fehlte und sich nie wieder blicken ließ. — Wenn man auch anfangs nichts sagte, da die Sache gewissermaßen ihre guten Seiten hatte, indem man weniger zu kochen brauchte, so durfte wiederum nicht außer acht gelassen werden, daß das Ansehen in der Gesellschaft leicht darunter leiden und man ins Gerede kommen konnte.

Besonders, wenn es sich um das spurlose Verschwinden mannbarer Töchter handelte.

Überdies verlangte es die Hochachtung vor sich selbst, daß man auf ein bürgerliches Zusammenleben in der Familie nach außen hin das nötige Gewicht legte.

Die Zeitungsrubriken: »Kehre zurück, alles ist verziehen« — wuchsen immer mehr und mehr — ein Umstand, den Babinski, leichtsinnig wie die meisten Berufsmörder, in seine Berechnungen nicht einbezogen hatte, — und erregten schließlich die allgemeine Aufmerksamkeit.

In dem lieblichen Dörfchen Krtsch bei Prag hatte sich Babinski, der innerlich ein ausgesprochen idyllischer Charakter war, mit der Zeit durch unverdrossene Tätigkeit ein kleines aber trautes Heim geschaffen. Ein Häuschen, blitzend vor Sauberkeit, und ein Gärtchen davor mit blühenden Geranien. —

Da es ihm seine Einkünfte nicht gestatteten, sich zu vergrößern, sah er sich genötigt, um die Leichen seiner Opfer unauffällig bestatten zu können, statt eines Blumenbeetes — wie er es gern gesehen hätte — einen grasbewachsenen und schlichten, aber, den Umständen angemessen: zweckmäßigen Grabhügel anzulegen, der sich mühelos verlängern ließ, wenn es der Betrieb oder — die Saison erforderte.

Auf dieser Weihestätte pflegte Babinski allabendlich nach des Tages Last und Mühen in den Strahlen der untergehenden Sonne zu sitzen und auf seiner Flöte allerlei schwermütige Weisen zu blasen.« — —

»Halt!« unterbrach Josua Prokop rauh, zog einen Hausschlüssel aus der Tasche, hielt ihn wie eine Klarinette an den Mund und sang:

»Zim zerlim zambusla — deh«.

»Waren Sie denn dabei, daß Sie die Melodie so genau kennen?« fragte Vrieslander erstaunt.

Prokop warf ihm einen bitterbösen Blick zu: »Nein. Dazu hat Babinski zu früh gelebt. — Aber was er gespielt haben kann, muß ich als Komponist doch am besten wissen. — Ihnen steht darüber kein Urteil zu: Sie sind nicht musikalisch. — — Zimzerlim — zambusla — busla — deh.«

Zwakh hörte ergriffen zu, bis Prokop seinen Hausschlüssel wieder einsteckte, und fuhr dann fort:

»Das beständige Wachsen des Hügels erweckte allmählich Verdacht bei den Anrainern, und einem Polizeimann aus der Vorstadt Zizkov, der gelegentlich von weitem zusah, wie Babinski gerade eine alte Dame der guten Gesellschaft erwürgte, gebührt das Verdienst, dem selbstsüchtigen Treiben des Unholdes ein für allemal Schranken gesetzt zu haben:

Man verhaftete Babinski in seinem Tuskulum.

Der Gerichtshof verurteilte ihn unter Zubilligung des mildernden Umstandes eines ansonsten trefflichen Leumundes zum Tode durch den Strang und beauftragte zugleich die Firma Gebrüder Leipen — Seilwaren en gros und en detail — die nötigen Hinrichtungsutensilien, soweit diese in ihre Branche fielen, unter Anrechnung ziviler Preise, einem hohen Staatsärar gegen Quittung auszuhändigen.

Nun fügte es sich aber, daß der Strick riß und Babinski zu lebenslänglichem Gefängnis begnadigt wurde.

20 Jahre verbüßte der Raubmörder hinter den Mauern von Sankt Pankraz, ohne daß je ein Vorwurf über seine Lippen gekommen wäre, — noch heute ist der Beamtenstab des Institutes voll Lob über seine vorbildliche Aufführung, — ja, man gestattete ihm sogar, an den Geburtstagen unseres allerhöchsten Landesherrn ab und zu die Flöte zu blasen, —«

— Prokop suchte sofort wieder nach seinem Hausschlüssel, aber Zwakh wehrte ihm —

»— infolge allgemeiner Amnestie wurde Babinski'n der Rest der

Strafe nachgesehen, und er bekam die Stelle eines Pförtners im Kloster der »Barmherzigen Schwestern«.

Die leichte Gartenarbeit, die er nebenbei mit zu versehen hatte, ging ihm dank der großen, während seines früheren Wirkungskreises erworbenen Geschicklichkeit im Gebrauch des Spatens — hurtig von der Hand, so daß ihm hinlänglich Muße blieb, Herz und Geist an guter, sorgfältig ausgewählter Lektüre zu läutern.

Die daraus resultierenden Folgen waren hocherfreulich.

So oft ihn die Oberin Samstagabends ins Wirthaus schickte, damit er sein Gemüt ein wenig erheitere, jedesmal kam er pünktlich vor Anbruch der Nacht nach Hause mit dem Hinweis, der Verfall der allgemeinen Moral stimme ihn trübe und soviel lichtscheues Gesindel schlimmster Sorte mache die Landstraße unsicher, daß es für jeden Friedliebenden ein Gebot der Klugheit sei, rechtzeitig die Schritte heimwärts zu lenken. — — — — — — — — — — —

Es war nun damaliger Zeit in Prag bei den Wachsziehern die Unsitte eingerissen, kleine Figürchen feil zu halten, die ein rotes Manterle umhängen hatten und den Raubmörder Babinski darstellten.

Wohl in keiner der leidtragenden Familien fehlte ein solches.

Gewöhnlich standen sie in den Läden unter Glasstürzen und über nichts konnte sich Babinski so empören, als wenn er eines derartigen Wachsbildes ansichtig wurde.

‚Es ist im höchsten Grade unwürdig und zeugt von einer Gemütsrohheit sondersgleichen, einem Menschen beständig die Verfehlungen seiner Jugendzeit vor Augen zu führen,‘ — pflegte Babinski in solchen Fällen zu sagen — ‚und es ist tief zu bedauern, daß von seiten der Obrigkeit nichts geschieht, so offenkundigem Unfug zu steuern.‘

Noch auf dem Totenbette äußerte er sich in ähnlichem Sinne.

Nicht vergebens, denn bald darauf verfügte die Behörde die Einstellung des Handels mit den ärgerniserregenden Babinskischen Statuetten.« — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — Zwakh tat einen mächtigen Schluck aus seinem Grogglas und alle drei grinsten wie die Teufel, — dann wandte er vorsichtig den Kopf nach der farblosen Kellnerin und ich sah, wie sie eine Träne im Auge zerdrückte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— »Na, und Sie geben nichts zum Besten, außer — natürlich — daß Sie aus Dankbarkeit für den überstandenen Kunstgenuß die Zeche berappen, wertgeschätzter Kollege und Gemmenschneider?« fragte mich Vrieslander nach einer langen Pause allgemeinen Tiefsinnes.

Ich erzählte ihnen meine Wanderung durch den Nebel.

Wie ich in der Schilderung zu der Stelle kam, wo ich das weiße Haus erblickt hatte, nahmen alle drei vor Spannung die Pfeifen aus den Zähnen, und als ich schloß, schlug Prokop mit der Faust auf den Tisch und rief:

»Das ist doch rein — —! Alle Sagen, die es gibt, erlebt dieser Pernath am eigenen Kadaver. — A propos, der Golem von damals — Sie wissen: die Sache hat sich aufgeklärt.«

»Wieso aufgeklärt?« fragte ich baff.

»Sie kennen doch den verrückten jüdischen Bettler ‚Haschile'? Nein? — Nun also: dieser Haschile war der Golem.«

»Ein Bettler der Golem?«

»Jawohl, der Haschile war der Golem. Heute nachmittags ging das Gespenst seelenvergnügt bei hellichtem Sonnenschein in seinem berüchtigten altmodischen Anzug aus dem XVII. Jahrhundert durch die Salnitergasse spazieren, und da hat es der Schinder mit einer Hundeschlinge glücklich eingefangen.«

»Was soll das heißen? Ich verstehe kein Wort«, — fuhr ich auf.

»Ich sage Ihnen doch: der Haschile war es! Er hat die Kleider, höre ich, vor längerer Zeit hinter einem Haustor gefunden. — Übrigens, um auf das weiße Haus auf der Kleinseite zurückzukommen: die Sache ist furchtbar interessant. Es geht nämlich eine alte Sage, daß dort oben in der Alchemistengasse ein Haus steht, das nur bei Nebel sichtbar wird und auch da bloß ‚Sonntagskindern'. — Man nennt es die ‚Mauer zur letzten Laterne'. Wer bei Tag hinaufgeht, sieht dort nur einen großen grauen Stein — dahinter stürzt es jäh ab in die Tiefe — in den Hirschgraben — und Sie können von Glück sagen, Pernath, daß Sie keinen Schritt weiter gemacht haben: Sie wären unfehlbar hinuntergefallen und hätten sämtliche Knochen gebrochen. —

Unter dem Stein, heißt es, ruht ein riesiger Schatz, und er soll von dem Orden der ‚Asiatischen Brüder', — die angeblich Prag gegründet haben, — als Grundstein für ein Haus gelegt worden sein,

das dereinst am Ende der Tage ein Mensch bewohnen wird — besser gesagt ein Hermaphrodit — ein Geschöpf, das sich aus Mann und Weib zusammensetzt. — Und der wird das Bild eines Hasen im Wappen tragen, — nebenbei: der Hase war das Symbol des Osiris und daher stammt wohl die Sitte mit dem Osterhasen.

Bis die Zeit gekommen ist, heißt es, hält Methusalem in eigener Person Wache an dem Ort, damit Satan nicht den Stein beflattert und einen Sohn mit ihm zeugt: den sogenannten Armilos. — Haben Sie noch nie von diesem Armilos erzählen hören? — Sogar wie er aussehen würde, weiß man — — ‹Das heißt, die alten Rabbiner wissen es› — wenn er auf die Welt käme: Haare aus Gold würde er haben, rückwärts zum Schopf gebunden, — dann: zwei Scheitel, sichelförmige Augen und Arme bis herunter zu den Füßen.«

»Dieses Ehrengigerl sollte man aufzeichnen«, brummte Vrieslander und suchte vergeblich nach einem Bleistift.

»Also: Pernath, wenn Sie einmal das Glück haben sollten, ein Hermaphrodit zu werden und en passant den vergrabenen Schatz zu finden,« schloß Prokop, — »dann vergessen Sie nicht, daß ich stets Ihr bester Freund gewesen bin!«

— Mir war nicht zum Spaßmachen zumute, und ich fühlte ein leises Weh im Herzen.

Zwakh mochte es mir ansehen, wenn er auch den Grund nicht wußte, denn er kam mir rasch zuhilfe:

»Jedenfalls ist es höchst merkwürdig, — fast unheimlich — daß Pernath gerade eine Vision an jener Stelle hatte, die mit einer uralten Sage so eng verknüpft ist. — Da sind Zusammenhänge, aus deren Umklammerung sich ein Mensch anscheinend nicht befreien kann, wenn seine Seele die Fähigkeit hat, Formen zu sehen, die dem Tastsinn vorenthalten sind. — Ich kann mir nicht helfen: das Übersinnliche ist doch das Reizvollste! — Was meint Ihr?«

Vrieslander und Prokop waren ernst geworden und jeder von uns hielt eine Antwort für überflüssig.

»Was meinen Sie, Eulalia?« wiederholte Zwakh, zurückgewendet, seine Frage.

Die alte Kellnerin kratzte sich mit der Stricknadel am Kopf, seufzte, errötete und sagte:

»Aber gähn' Sie! — Sie sind mir ein Schlimmer.«

— —

»Eine verdammt gespannte Luft war heute den ganzen Tag über«, fing Vrieslander an, nachdem sich unser Heiterkeitsausbruch gelegt hatte, »nicht einen Pinselstrich hab' ich fertig gebracht. Fortwährend hab' ich an die Rosina denken müssen, wie sie im Frack getanzt hat.«

»Ist sie wieder aufgefunden worden?« fragte ich.

»‚Aufgefunden' ist gut. Die Sittenpolizei hat sie doch für ein längeres Engagement gewonnen! — Vielleicht ist sie dem Herrn Kommissär — damals, ‚beim Loisitschek', ins Auge gestochen? — Jedenfalls ist sie jetzt — fieberhaft tätig und trägt wesentlich zur Hebung des Fremdenverkehrs in der Judenstadt bei. — Ein verflucht dralles Mensch ist sie übrigens geworden in der kurzen Zeit.«

»Wenn man bedenkt, was ein Weib aus einem Mann machen kann, bloß dadurch, daß sie ihn verliebt sein läßt in sich: es ist zum Staunen«, warf Zwakh hin. »Um das Geld aufzubringen, zu ihr gehen zu können, ist der arme Bursche, der Jaromir, über Nacht Künstler geworden. Er geht in den Wirtshäusern herum und schneidet Silhouetten für Gäste aus, die sich auf diese Art porträtieren lassen.«

Prokop schmatzte mit den Lippen:

»Wirklich? Ist sie so hübsch geworden, die Rosina? — Haben Sie ihr schon ein Küßchen geraubt, Vrieslander?«

Die Kellnerin sprang auf und verließ indigniert das Zimmer.

»Das Suppenhuhn! Die hat's wahrhaftig nötig, — Tugendanfälle! Pa!« brummte Prokop ärgerlich hinter ihr drein.

»Was wollen Sie, sie ist doch bei der unrichtigen Stelle abgegangen. Und außerdem war der Strumpf gerade fertig«, beschwichtigte ihn Zwakh.

— —

Der Wirt brachte neuen Grog und die Gespräche fingen allmählich an, eine schwüle Richtung zu nehmen. — Zu schwül, als daß sie mir nicht ins Blut gegangen wären bei meiner fiebrigen Stimmung.

Ich sträubte mich dagegen, aber je mehr ich mich innerlich abschloß und an Angelina zurückdachte, um so heißer brauste es mir in den Ohren.

Ziemlich unvermittelt verabschiedete ich mich. — — — — — —

Der Nebel war durchsichtiger geworden, — sprühte feine Eisnadeln

auf mich — war aber immer noch so dicht, daß ich die Straßentafeln nicht lesen konnte und von meinem Heimweg um ein geringes abkam.

Ich war in eine andere Gasse geraten und wollte eben umkehren, da hörte ich meinen Namen rufen:

»Herr Pernath! Herr Pernath!«

Ich blickte um mich, in die Höhe:

Niemand!

Ein offenes Haustor gähnte schwarz neben mir auf und eine helle Gestalt — kam mir vor — stand tief im Flur darin.

Wieder: »Herr Pernath! Herr Pernath!« Im Flüsterton.

Ich trat erstaunt in den Gang, — da schlangen sich warme Frauenarme um meinen Hals und ich sah bei dem Lichtstrahl, der aus einem sich langsam öffnenden Türspalt fiel, daß es Rosina war, die sich heiß an mich preßte.

— —

XV.
LIST

Ein grauer, blinder Tag.

Bis tief in den Morgen hinein hatte ich geschlafen — traumlos bewußtlos — wie ein Scheintoter.

Meine alte Bedienerin war ausgeblieben oder hatte vergessen einzuheizen.

Kalte Asche lag im Ofen.

Staub auf den Möbeln.

Der Fußboden ungekehrt.

Fröstelnd ging ich auf und ab.

Widerwärtiger Geruch nach ausgehauchtem Fusel im Zimmer. Mein Mantel, meine Kleider stanken nach altem Tabakrauch.

Ich riß das Fenster auf, schloß es wieder: — der kalte schmutzige Hauch von der Straße war unerträglich.

Spatzen mit durchnäßtem Gefieder hockten regungslos draußen auf den Dachrinnen.

Wohin ich blickte, mißfarbige Verdrossenheit. Alles in mir war zerrissen, zerfetzt.

Das Sitzpolster auf dem Lehnstuhl — wie fadenscheinig es war. Die Roßhaare quollen hervor aus den Rändern.

Man mußte es zum Tapezierer schicken — — ach was, sollte es so bleiben — noch ein ödes Menschenleben hindurch, bis alles zu Gerümpel zerfiel!

Und dort, welch geschmackloser, zweckwidriger Plunder, diese Zwirnlappen an den Fenstern!

Warum drehte ich sie nicht zu einem Strick und erhenkte mich daran?!

Dann brauchte ich diese augenverletzenden Dinge wenigstens nie mehr zu sehen, und der ganze graue zermürbende Jammer war vorüber — ein für allemal.

Ja! Das war das Gescheiteste! Ein Ende machen.

Heute noch.

Jetzt noch — vormittags. Gar nicht erst zum Essen gehen. — Ein ekelhafter Gedanke, mit vollem Magen sich aus der Welt zu schaffen! In der nassen Erde zu liegen und unverdaute verfaulende Speisen in sich zu haben.

Wenn nur nie wieder die Sonne scheinen wollte und ihre freche Lüge von der Freude des Daseins einem ins Herz funkeln.

Nein! ich ließ mich nicht mehr narren, — wollte nicht länger der Spielball sein eines täppischen, zwecklosen Schicksals, daß mich emporhob und dann wieder in Pfützen stieß, bloß damit ich die Vergänglichkeit alles Irdischen einsehen sollte, etwas, was ich längst wußte was jedes Kind weiß, — jeder Hund auf der Straße weiß.

Arme, arme Mirjam! — Wenn ich ihr wenigstens helfen könnte.

Es hieß jetzt, einen Entschluß fassen, einen ernsten, unabänderlichen Beschluß, bevor der verfluchte Trieb zum Dasein wieder in mir erwachen konnte und mir neue Trugbilder vorgaukeln.

Wozu hatten sie mir denn gedient: alle diese Botschaften aus dem Reich des Unverweslichen?

Zu nichts, zu gar gar nichts. —

Nur dazu vielleicht, daß ich im Kreis herumgetaumelt war und jetzt die Erde als unmögliche Qual empfand.

Da gab es nur noch eins.

Ich rechnete im Kopf zusammen, wieviel Geld ich auf der Bank liegen hatte.

Ja nur so ging es. Das war noch das einzige, winzige, was von meinen nichtigen Taten im Leben irgendeinen Wert haben konnte!

Alles was ich besaß — die paar Edelsteine in der Schublade dazu — zusammenschnüren in ein Paket und es Mirjam schicken. Ein paar Jahre wenigstens würde es die Sorge ums tägliche Leben von ihr nehmen. Und einen Brief an Hillel schreiben, in dem ich ihm sagte, wie es um sie stand mit dem »Wunder«.

Er allein konnte ihr helfen. —

Ich fühlte: ja, er würde Rat wissen für sie.

Ich suchte die Steine zusammen, steckte sie ein, sah auf die Uhr: wenn ich jetzt auf die Bank ging — in einer Stunde konnte alles in Ordnung gebracht sein.

Und dann noch einen Strauß roter Rosen kaufen für Angelina! — — — — es schrie auf in mir vor Weh und wilder Sehnsucht. — Nur noch einen Tag, einen einzigen Tag möchte ich leben!

Um dann abermals dieselbe würgende Verzweiflung mitmachen zu müssen?

Nein! nicht eine einzige Minute mehr warten. Es kam wie Befriedigung über mich, daß ich mir nicht nachgegeben hatte.

Ich blickte umher. Blieb mir noch etwas zu tun?

Richtig: die Feile dort — Ich steckte sie in die Tasche, — wollte sie fortwerfen — irgendwo auf der Gasse, wie ich es mir neulich vorgenommen. —

Ich haßte die Feile! Wieviel hatte gefehlt, und ich wäre zum Mörder geworden durch sie.

— —

Wer kam mich denn da wieder stören?

Es war der Trödler.

»Nur en Augenblick, Herr von Pernath«, bat er fassungslos, als ich ihm bedeutete, daß ich keine Zeit hätte. »Nur en ganz en kurzen Augenblick. Nur ä paar Worte.«

Der Schweiß lief ihm übers Gesicht und er zitterte vor Aufregung.

»Kann man hier auch ungestört mit Ihnen sprechen, Herr von Pernath? Ich möcht nicht, daß der — der Hillel wieder hereinkommt. Sperren Sie doch lieber die Tür ab, — oder geh'mer besser ins Nebenzimmer«, — er zog mich in seiner gewohnten heftigen Art hinter sich drein.

Dann sah er sich ein paarmal scheu um und flüsterte heiser:

»Ich hab mir's überlegt, wissen Sie, — das von neilich. Es is besser so. Es kommt nix heraus dabei. — Gut. Vorüber is vorüber.«

Ich suchte in seinen Augen zu lesen.

Er hielt meinen Blick aus, krampfte aber die Hand in die Stuhllehne, solche Anstrengung kostete es ihn.

»Das freut mich, Herr Wassertrum,« sagte ich, so freundlich ich konnte, »das Leben ist zu trüb, als daß man es sich gegenseitig noch mit Haß verbittern sollte.«

»Rein, als ob man ein gedrucktes Buch reden hört,« grunzte er erleichtert, wühlte in seinen Hosentaschen und zog wieder die goldene Uhr mit den verbogenen Sprungdeckeln hervor, »und damit Sie sehen, ich meins ehrlich, müssen Sie die Kleinigkeit da von mir annehmen.«

»Was fällt Ihnen denn ein,« wehrte ich ab, »Sie werden doch wohl nicht glauben — —«, da fiel mir ein, was Mirjam über ihn gesagt hatte, und ich streckte ihm die Hand hin, um ihn nicht zu kränken.

Er achtete nicht darauf, wurde plötzlich weiß wie die Wand, lauschte und röchelte:

»Da! Da! Hab ich's doch gewußt. Schon wieder der Hillel! Er klopft.«

Ich horchte, ging ins andere Zimmer zurück und zog zu seiner Beruhigung die Verbindungstür hinter mir halb zu.

Es war diesmal nicht Hillel. Charousek trat ein, legte, wie zum Zeichen, daß er wisse, wer nebenan sei, den Finger an die Lippen und überschüttete mich in der nächsten Sekunde und ohne abzuwarten, was ich sagen würde, mit einem Schwall von Worten:

»Oh, mein hochverehrter, liebwerter Meister Pernath, wie soll ich nur die Worte finden, Ihnen meine Freude auszudrücken, daß ich

Sie allein und wohlauf zu Hause antreffe.« — — Er sprach wie ein Schauspieler und seine schwülstige, unnatürliche Redeweise stand in so krassem Gegensatz zu seinem verzerrten Gesicht, daß ich ein tiefes Grauen vor ihm empfand.

»Niemals hätte ich, Meister, es gewagt, in dem zerlumpten Zustande zu Ihnen zu kommen, in dem Sie mich gewiß schon des öfteren auf der Straße erblickt haben, — doch, was sage ich: erblickt! — Haben Sie mir doch oft huldreich die Hand gereicht.

Daß ich heute vor Sie hintreten kann mit weißem Kragen und in sauberem Anzug, — wissen Sie, wem ich es verdanke? Einem der edelsten und leider — ach — meist verkannten Menschen unserer Stadt. — Rührung übermannt mich, wenn ich seiner gedenke.

Selber in bescheidenen Verhältnissen, hat er dennoch eine offene Hand für Arme und Bedürftige. Von jeher, wenn ich ihn traurig vor seinem Laden stehen sah, trieb es mich aus tiefstem Herzen heraus, zu ihm zu treten und ihm stumm die Hand zu drücken.

Vor einigen Tagen rief er mich an, als ich vorüberging, schenkte mir Geld und versetzte mich dadurch in die Lage, mir gegen Ratenzahlung einen Anzug kaufen zu können.

Und wissen Sie, Meister Pernath, wer mein Wohltäter war? —

Mit Stolz sage ich es, denn ich war von jeher der einzige, der geahnt hat, welch goldenes Herz in seinem Busen schlägt:

Es war — Herr Aaron Wassertrum!« — — — — — — — —

— —

— — Ich verstand natürlich, daß Charousek seine Komödie auf den Trödler, der nebenan lauschte, gemünzt hatte, wenn mir auch unklar blieb, was er damit bezweckte, keinesfalls schien mir die allzuplumpe Schmeichelei geeignet, den mißtrauischen Wassertrum hinters Licht zu führen. Charousek erriet offenbar aus meiner bedenklichen Miene, was ich dachte, schüttelte grinsend den Kopf und auch seine nächsten Worte sollten mir wahrscheinlich sagen, daß er seinen Mann genau kenne und wisse, wie dick er auftragen dürfe.

»Jawohl! Herr — Aaron — Wassertrum! Es drückt mir fast das Herz ab, daß ich ihm nicht selbst sagen kann, wie unendlich dankbar ich ihm bin, und ich beschwöre Sie, Meister, verraten Sie ihm niemals, daß ich hier war und Ihnen alles erzählt habe. — Ich weiß,

die Selbstsucht der Menschen hat ihn verbittert und tiefes, unheilbares — ach, leider nur zu gerechtfertigtes Mißtrauen in seine Brust gepflanzt.

Ich bin Seelenarzt, aber auch mein Gefühl sagt mir, es ist am besten: Herr Wassertrum erfährt nie — auch aus meinem Munde nicht — wie hoch ich von ihm denke. — Es hieße das: Zweifel in sein unglückliches Herz säen. Und das sei ferne von mir. Lieber soll er mich für undankbar halten.

Meister Pernath! Ich bin selbst ein Unglücklicher und weiß von Kindesbeinen an, was es heißt, einsam und verlassen in der Welt zu stehen! Ich kenne nicht einmal den Namen meines Vaters. Auch mein Mütterlein habe ich niemals von Angesicht zu Angesicht gesehen. Sie muß frühzeitig gestorben sein —« — Charouseks Stimme wurde seltsam geheimnisvoll und eindringlich, — »und war, wie ich bestimmt glaube, eine jener tiefseelisch angelegten Naturen, die nie sagen können, wie unendlich sie lieben, und zu denen auch Herr Aaron Wassertrum gehört.

Ich besitze eine abgerissene Seite aus dem Tagebuch meiner Mutter — ich trage das Blatt beständig auf der Brust — und darin steht, daß sie meinen Vater, trotzdem er häßlich gewesen sein soll, geliebt hat, wie wohl noch nie ein sterbliches Weib auf Erden einen Mann geliebt hat. —

Aber dennoch scheint sie es ihm nie gesagt zu haben. — Vielleicht aus ähnlichen Gründen, weshalb ich z. B. Herrn Wassertrum nicht sagen könnte — — — und wenn mir das Herz darüber bräche — — was ich für ihn in Dankbarkeit fühle.

Aber noch eins geht aus dem Tagebuchblatt hervor, wenn ich es auch nur erraten kann, denn die Sätze sind fast unleserlich vor Tränenspuren: mein Vater — sein Andenken möge vergehen im Himmel und auf Erden! — muß scheußlich an meiner Mutter gehandelt haben.«

— Charousek fiel plötzlich auf die Knie, daß der Boden dröhnte, und schrie in so markerschütternden Tönen, daß ich nicht wußte, spielte er noch immer Komödie oder war er wahnsinnig geworden:

»Du Allmächtiger, dessen Namen der Mensch nicht aussprechen soll, hier auf meinen Knien liege ich vor Dir: verflucht, verflucht, verflucht sei mein Vater in alle Ewigkeit!«

Er biß das letzte Wort förmlich entzwei und horchte eine Sekunde lang mit aufgerissenen Augen.

Dann feixte er wie der Satan. Auch mir schien es, als hätte Wassertrum nebenan leise gestöhnt.

»Verzeihen Sie, Meister,« fuhr Charousek nach einer Pause mit mimenhaft erstickter Stimme fort, »verzeihen Sie, daß es mich übermannt hat, aber es ist mein Gebet früh und spät, der Allmächtige wolle es fügen, daß mein Vater, wer immer er auch sein möge, dereinst das gräßlichste Ende nehme, daß sich ausdenken läßt.«

Ich wollte unwillkürlich etwas erwidern, allein Charousek unterbrach mich rasch:

»Doch jetzt, Meister Pernath, komme ich zu der Bitte, die ich Ihnen vorzutragen habe:

Herr Wassertrum besaß einen Schützling, den er über die Maßen ins Herz geschlossen hatte, — es dürfte ein Neffe von ihm gewesen sein. Es heißt sogar, er sei sein Sohn gewesen, aber ich will es nicht glauben, denn sonst hätte er doch denselben Namen getragen — in Wirklichkeit aber hieß er: Wassory, Dr. Theodor Wassory.

Die Tränen treten mir in die Augen, wenn ich ihn im Geiste vor mir sehe. Ich war ihm aus ganzer Seele zugetan, als hätte mich ein unmittelbares Band der Liebe und Verwandtschaft mit ihm verknüpft.«

Charousek schluchzte, als könne er vor Ergriffenheit kaum weiter sprechen.

»Ach, daß dieser Edeling von der Erde gehen mußte! — Ach! Ach!

Was auch der Grund gewesen sein mag, — — ich habe es nie erfahren — er hat sich selbst den Tod gegeben. Ich selbst war unter denen, die zu Hilfe gerufen wurden — — ach, ach, zu spät — zu spät — zu spät! Und als ich dann allein am Totenlager stand und seine kalte, bleiche Hand mit Küssen bedeckte, da — — — warum soll ich es nicht eingestehen, Meister Pernath? — es war ja doch kein Diebstahl — da nahm ich eine Rose von der Brust der Leiche und eignete mir das Fläschchen an, mit dessen Inhalt der Unglückliche seinem blühenden Leben ein schnelles Ende bereitet hatte.«

— Charousek zog eine Medizinflasche hervor und fuhr bebend fort:

»Beides lege ich hier auf Ihren Tisch, die Rose und die Phiole, sie waren mir ein Andenken an meinen dahingegangenen Freund. —

Wie oft in Stunden innerer Verlassenheit, wenn ich mir den Tod herbeiwünschte in der Einsamkeit meines Herzens und der Sehnsucht nach meiner toten Mutter, spielte ich mit diesem Fläschchen, und es gab mir einen seligen Trost, zu wissen: ich brauchte nur die Flüssigkeit auf ein Tuch zu gießen und einzuatmen und schwebte schmerzlos hinüber in die Gefilde, wo mein lieber, guter Theodor ausruht von den Mühsalen unseres Jammertales.

Und nun bitte ich Sie, hochverehrter Meister, — und deswegen bin ich hergekommen — nehmen Sie beides und bringen Sie es Herrn Wassertrum.

Sagen Sie, Sie hätten es von jemandem bekommen, dem Dr. Wassory nahe stand, dessen Namen Sie jedoch gelobt hätten, nie zu nennen — vielleicht von einer Dame.

Er wird es glauben, und es wird ihm ein Andenken sein, wie es ein teures Andenken für mich war.

Das soll der heimliche Dank sein, den ich ihm gebe. Ich bin arm, und es ist alles was ich habe, aber es macht mich froh, zu wissen: beides wird jetzt ihm gehören und dennoch ahnt er nicht, daß ich der Geber bin.

Es liegt darin zugleich auch für mich etwas unendlich süßes.

Und jetzt leben Sie wohl, teurer Meister, und seien Sie im Voraus viel tausendmal bedankt.«

Er hielt meine Hand fest, zwinkerte und flüsterte mir, als ich noch immer nicht verstand, kaum hörbar etwas zu.

»Warten Sie, Herr Charousek, ich werde Sie ein Stückchen hinunterbegleiten«, sagte ich mechanisch die Worte nach, die ich von seinen Lippen las, und ging mit ihm hinaus.

Auf dem finsteren Treppenabsatz im ersten Stock blieben wir stehen, und ich wollte mich von Charousek verabschieden.

»Ich kann mir denken, was Sie mit der Komödie bezweckt haben. — — Sie — Sie wollen, daß sich Wassertrum mit dem Fläschchen vergiftet!« Ich sagte es ihm ins Gesicht.

»Freilich«, gab Charousek aufgeräumt zu.

»Und dazu, glauben Sie, werde ich meine Hand bieten?«

»Durchaus nicht nötig.«

»Aber ich sollte Wassertrum doch die Flasche bringen, sagten Sie vorhin!«

Charousek schüttelte den Kopf:

»Wenn Sie jetzt zurückgehen, werden Sie sehen, daß er sie bereits eingesteckt hat.«

»Wie können Sie das nur annehmen«? fragte ich erstaunt. »Ein Mensch wie Wassertrum wird sich niemals umbringen, — ist viel zu feig dazu — handelt nie nach plötzlichen Impulsen.«

»Da kennen Sie das schleichende Gift der Suggestion nicht«, unterbrach mich Charousek ernst. »Hätte ich in alltäglichen Worten geredet, würden Sie vielleicht recht behalten, aber auch den kleinsten Tonfall habe ich vorher berechnet. Nur das widerlichste Pathos wirkt auf solche Hundsfötter! Glauben Sie mir! Sein Mienenspiel bei jedem meiner Sätze hätte ich Ihnen hinzeichnen können. — Kein ‚Kitsch' — wie es die Maler nennen — ist niederträchtig genug, als daß er nicht der bis ins Mark verlogenen Menge Tränen entlockte — sie ins Herz trifft! — glauben Sie denn, man hätte nicht längst sämtliche Theater mit Feuer und Schwert ausgetilgt, wenn es anders wäre? — An der Sentimentalität erkennt man die Kanaille. — Tausende arme Teufel können verhungern, da wird nicht geweint, aber wenn ein Schminkkamel auf der Bühne, als Bauerntrampel verkleidet, die Augen verdreht, dann heulen sie wie die Schloßhunde. — — Wenn Väterchen Wassertrum vielleicht auch morgen vergessen hat, was ihm soeben noch — Herzjauche kostete: jedes meiner Worte wird wieder in ihm lebendig werden, wenn die Stunden kommen, wo er sich selbst unendlich bedauernswert vorkommt. — In solchen Momenten des großen Misereres bedarf es bloß eines leisen Anstoßes, — und für den werde ich sorgen — und selbst die feigste Pfote greift nach dem Gift. — — Es muß nur zur Hand sein! Theodorchen hätte wahrscheinlich auch nicht zugegrapst, wenn ich's ihm nicht so bequem gemacht hätte.«

»Charousek, Sie sind ein furchtbarer Mensch«, rief ich entsetzt. »Empfinden Sie denn gar kein — — —«

Er hielt mir schnell den Mund zu und drängte mich in eine Mauernische:

»Still! Da ist er!«

Mit taumelnden Schritten, sich an der Wand stützend, kam Wassertrum die Stiege herunter und wankte an uns vorüber.

Charosek schüttelte mir flüchtig die Hand und schlich ihm nach.

— — Als ich in mein Zimmer zurückgekehrt war, sah ich, daß die Rose und das Fläschchen verschwunden waren und an ihrer Stelle die goldene, zerbeulte Uhr des Trödlers auf dem Tisch lag.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

»Acht Tage müsse ich warten, ehe ich mein Geld bekommen könne — es sei das die übliche Kündigungsfrist«, — hatte man mir auf der Bank gesagt.

Man solle den Direktor holen, denn ich sei in größter Eile und gedächte in einer Stunde abzureisen, hatte ich eine Ausrede gebraucht.

Er wäre nicht zu sprechen und könne an den Gepflogenheiten der Bank auch nichts ändern — hieß es, und ein Kerl mit einem Glasauge, der zugleich mit mir an den Schalter getreten war, hatte hämisch darüber gelacht. — — — — — — — — — — — —

Acht graue, furchtbare Tage auf den Tod sollte ich also warten!

Wie ein Zeitraum ohne Ende kam es mir vor. Ich war so niedergeschlagen, daß ich mir gar nicht bewußt wurde, wie lange ich schon vor der Türe eines Kaffeehauses auf und niedergeschritten sein mochte.

Endlich trat ich ein, bloß um den widerwärtigen Kerl mit dem Glasauge los zu werden, der sich immer in meiner Nähe hielt und wenn ich ihn anblickte, sofort auf dem Boden herumsuchte, als habe er etwas verloren.

Er hatte einen hellkarierten, viel zu engen Rock an und schwarze, speckglänzende Hosen, die ihm wie Säcke um die Beine schlotterten. Auf seinem linken Stiefel war ein eiförmiger gewölbter Lederfleck aufgesteppt, daß es aussah, als trüge er darunter einen Siegelring auf der Zehe.

Kaum hatte ich mich niedergesetzt, kam auch er herein und ließ sich an einem Nebentisch nieder.

Ich glaubte, er wolle mich anbetteln, und suchte schon nach meinem Portemonnaie, da sah ich einen großen Brillanten an seinen wulstigen Metzgerfingern aufblitzen.

Stunden und Stunden saß ich in dem Caféhause und glaubte vor innerer Nervosität wahnsinnig werden zu müssen, — aber wohin sollte ich gehen? — Nach Hause? Herumschlendern? — Eines schien mir gräßlicher als das andere.

Die veratmete Luft, das ewige alberne Klappen der Billardkugeln, — das trockene, unaufhörliche Geräusper eines halbblinden Zeitungstigers mir gegenüber, — ein storchbeiniger Infanterieleutnant, der abwechselnd in der Nase bohrte oder sich mit gelben Zigarettenfingern vor einem Taschenspiegel den Schnurrbart kämmte, — ein braunsammetenes Gebrodel ekelhafter, verschwitzter, schnatternder Italiener um den Kartentisch in der Ecke, die bald unter gellem Gekreisch ihre Trümpfe mit dem Faustknöchel hinschlugen, bald unter Brecherscheinungen ins Zimmer spuckten. Und das alles in den Wandspiegeln doppelt und dreifach sehen zu müssen!: Es sog mir langsam das Blut aus den Adern. — —

— — Es wurde allmählich dunkel und ein plattfüßiger, knieweicher Kellner tastete mit einer Stange nach den Gaslüstern, um sich endlich kopfschüttelnd zu überzeugen, daß sie nicht brennen wollten.

So oft ich das Gesicht wandte, immer begegnete ich dem schielenden Wolfsblick des Glasäugigen, der sich dann jedesmal rasch hinter eine Zeitung versteckte oder seinen schmutzigen Schnurrbart in die längst ausgetrunkene Kaffeetasse tauchte.

Er hatte einen steifen, runden Hut tief aufgestülpt, daß ihm die Ohren fast wagerecht abstanden, machte aber keine Miene, aufzubrechen.

Es war nicht mehr auszuhalten.

Ich zahlte und ging.

Wie ich die Glastüre hinter mir zumachen wollte, nahm mir jemand die Klinke aus der Hand. — Ich drehte mich um:

Wieder der Kerl!

Ärgerlich wollte ich nach links biegen, in der Richtung der Judenstadt zu, da drängte er sich an meine Seite und hinderte mich daran.

»Da hört denn doch alles auf!« — schrie ich ihn an.

»Nach rechts geht's«, sagte er kurz.

»Was soll das heißen?«

Er fixierte mich frech:

»Sie sind der Pernath!«

»Sie wollen wahrscheinlich sagen: Herr Pernath?«

Er lächelte nur hämisch:

»Alsdann keine Faxen jetz! Sie gäh'n Sie mit!«

»Ja, sind Sie toll? Wer sind Sie eigentlich?« fuhr ich auf.

Er gab keine Antwort, schlug seinen Rock zurück und zeigte vorsichtig auf einen abgeschabten Blechadler, der im Futter festgesteckt war.

Ich begriff: der Falott war Polizist und verhaftete mich.

»So sagen Sie doch, um Himmelswillen, was ist denn los?«

»Sie werden sich's schonn erfahrrähn. Auf dem Däpartemänt«, — erwiderte er grob. »Alla marsch jetz!«

Ich schlug ihm vor, ich wollte einen Wagen nehmen.

»Nix da!«

Wir gingen zur Polizei.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Gendarm führte mich vor eine Tür.

ALOIS OTSCHIN
Polizeirat

las ich auf der Porzellantafel.

»Sie kännen sich einträtten«, sagte der Gendarm.

Zwei schmierige Schreibtische mit meterhohen Aufsätzen standen einander gegenüber.

Ein paar verkraxte Stühle.

Das Bild des Kaisers an der Wand.

Ein Glas mit Goldfischen auf dem Fensterbrett.

Sonst nichts im Zimmer.

Ein Klumpfuß und daneben ein dicker Filzschuh unter zerfransten grauen Hosen hinter dem linken Schreibpult.

Ich hörte rascheln, jemand murmelte ein paar Worte in böhmischer Sprache und gleich darauf tauchte der Herr Polizeirat aus dem rechten Schreibtisch auf und trat vor mich hin.

Er war ein kleiner Mann mit grauem Spitzbart und hatte die sonderbare Manier, bevor er anfing zu reden, die Zähne zu fletschen, wie jemand, der in grelles Sonnenlicht schaut.

Dabei kniff er die Augen hinter den Brillengläsern zusammen, was ihm den Ausdruck furchterregender Niedertracht verlieh.

»Sie heißen Athanasius Pernath und sind« — er blickte auf ein Blatt Papier, auf dem nichts stand — »Gemmenschneider«.

— Sofort kam Leben in den Klumpfuß unter dem anderen Schreibtisch: er wetzte sich an dem Stuhlbein und ich hörte das Rauschen einer Schreibfeder.

Ich bejahte: »Pernath. Gemmenschneider.«

»No, da sin wir ja gleich beisammen, Herr — — — Pernath, — jawohl Pernath. Ja wohl ja.« — Der Herr Polizeirat war mit einem Schlag von erstaunlichster Liebenswürdigkeit, als hätte er die erfreulichste Nachricht von der Welt bekommen, streckte mir beide Hände entgegen und bemühte sich in lächerlicher Weise die Miene eines Biedermannes aufzusetzen.

»Also, Herr Pernath, erzählen Sie mir einmal, was treiben Sie so den ganzen Tag?«

»Ich glaube, daß Sie das nichts angeht, Herr Otschin«, antwortete ich kalt.

Er kniff die Augen zusammen, wartete einen Moment und fuhr dann blitzschnell los:

»Seit wann hat die Gräfin ihr Verhältnis mit dem Savioli?«

Ich war auf etwas ähnliches gefaßt gewesen und zuckte nicht mit der Wimper.

Er suchte mich geschickt durch Kreuz- und Querfragen in Widersprüche zu verwickeln, aber, so sehr mir auch vor Entsetzen das Herz im Halse schlug, ich verriet mich nicht und kam immer wieder darauf zurück, daß ich den Namen Savioli nie gehört hätte, mit Angelina von meinem Vater her befreundet sei, und daß sie schon öfter Kameen bei mir bestellt habe.

Ich fühlte trotzdem genau, daß der Polizeirat mir ansah, wie ich ihn belog, und innerlich schäumte vor Wut, nichts aus mir herausbekommen zu können.

Er dachte eine Weile nach, dann zog er mich am Rock dicht an sich, deutete geheimnisvoll mit dem Daumen auf den linken Schreibtisch und flüsterte mir ins Ohr:

»Athanasius! Ihr seliger Vater war mein bester Freund. Ich will sie retten, Athanasius! — Aber Sie müssen mir alles sagen über die Gräfin. — Hören Sie: alles«.

Ich begriff nicht, was das bedeuten sollte. »Was meinen Sie damit: Sie wollen mich retten?« fragte ich laut.

Der Klumpfuß stampfte ärgerlich auf den Boden. Der Polizeirat wurde aschgrau im Gesicht vor Haß. Zog die Lippe empor. Wartete. — Ich wußte, daß er gleich wieder losspringen würde ‹sein Verblüffungssystem erinnerte mich an Wassertrum› — und wartete ebenfalls, — sah, daß ein Bockgesicht, der Inhaber des Klumpfußes, lauernd hinter dem Schreibpulte auftauchte — — dann schrie mich der Polizeirat plötzlich gellend an:

»Mörder«.

Ich war sprachlos vor Verblüffung.

Mißmutig zog sich das Bockgesicht wieder hinter sein Pult zurück.

Auch der Herr Polizeirat schien ziemlich betreten über meine Ruhe, versteckte es aber geschickt, indem er einen Stuhl herbeizog und mich aufforderte, Platz zu nehmen.

»Sie verweigern also, über die Gräfin die von mir gewünschte Auskunft zu geben, Herr Pernath?«

»Ich kann sie nicht geben, Herr Polizeirat, wenigstens nicht in dem Sinne, wie Sie erwarten. Erstens kenne ich niemand namens Savioli, und dann bin ich felsenfest überzeugt, daß es eine Verleumdung ist, wenn man der Gräfin nachsagt, sie hintergehe ihren Gatten«.

»Sind Sie bereit, das zu beeiden?«

Mir stockte der Atem. »Ja! Jederzeit.«

»Gut. Hm.«

Eine längere Pause entstand, während der der Polizeirat angestrengt nachzugrübeln schien.

Als er mich wieder anblickte, lag ein komödiantenhafter Zug von Schmerzlichkeit in seiner Fratze. Unwillkürlich mußte ich an Charousek denken, wie er dann mit tränenerstickter Stimme anfing:

»Mir können Sie es doch sagen, Athanasius, — mir, dem alten Freund Ihres Vaters, — mir, der Sie auf den Armen getragen hat —« — ich konnte das Lachen kaum verbeißen: er war höchstens zehn Jahre älter als ich — »nicht wahr, Athanasius, es war Notwehr?«

Das Bocksgesicht erschien abermals.

»Was war Notwehr?« fragte ich verständnislos.

»Das mit dem — — — Zottmann!« — schrie mir der Polizeirat einen Namen ins Gesicht.

Das Wort traf mich wie ein Dolchstich: Zottmann! Zottmann! Die Uhr! Der Name Zottmann stand doch in der Uhr!

Ich fühlte, wie mir alles Blut zum Herzen strömte: Der grauenhafte Wassertrum hatte mir die Uhr gegeben, um den Verdacht des Mordes auf mich zu lenken.

Sofort warf der Polizeirat die Maske ab, fletschte die Zähne und kniff die Augen zusammen.

»Sie gestehen also den Mord ein, Pernath?«

»Das alles ist ein Irrtum, ein entsetzlicher Irrtum. Um Gotteswillen hören Sie mich an. Ich kann es Ihnen erklären, Herr Polizeirat — —«, schrie ich.

»Werden Sie mir jetzt alles mitteilen in bezug auf die Frau Gräfin«, unterbrach er mich rasch: »ich mache Sie darauf aufmerksam: Sie verbessern Ihre Lage damit.«

»Ich kann nicht mehr sagen, als bereits geschehen ist: die Gräfin ist unschuldig«, rief ich.

Er biß die Zähne zusammen und wandte sich an das Bocksgesicht:

»Schreiben Sie: — Also, Pernath gesteht den Mord an dem Versicherungsbeamten Karl Zottmann ein«.

Mich packte eine besinnungslose Wut.

»Sie Polizeikanaille!« brüllte ich los, »was unterstehen Sie sich?!«

Ich suchte nach einem schweren Gegegenstand.

Im nächsten Augenblick hatten mich zwei Schutzleute gepackt und mir Handschellen angelegt.

Der Polizeirat blähte sich wie der Hahn auf dem Mist:

»Und die Uhr da?« — er hielt plötzlich die verbeulte Uhr in der Hand — »hat der unglückliche Zottmann noch gelebt, als Sie sie ihm wegnahmen oder nicht?«

Ich war wieder ganz ruhig geworden und gab mit klarer Stimme zu Protokoll:

»Die Uhr hat mir heute Vormittag der Trödler Aron Wassertrum geschenkt.«

Ein wieherndes Gelächter brach los und ich sah, wie der Klumpfuß und der Filzpantoffel einen Freudentanz unter dem Schreibtisch aufführten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

XVI

QUAL

Die Hände gefesselt, hinter mir ein Gendarm mit aufgepflanztem Bajonett, mußte ich durch die abendlich beleuchteten Straßen gehen.

Gassenjungen zogen in Scharen johlend links und rechts mit, Weiber rissen die Fenster auf, drohten mit Kochlöffeln herunter und schimpften hinter mir drein.

Schon von weitem sah ich den massigen Steinwürfel des Gerichtsgebäudes mit der Inschrift auf dem Giebel:

»Die strafende Gerechtigkeit ist die Beschirmung aller Braven.«

Dann nahm mich ein riesiges Tor auf und ein Flurzimmer, in dem es nach Küche stank.

Ein vollbärtiger Mann mit Säbel, Beamtenrock und -mütze, barfuß und die Beine in langen, um die Knöchel zusammengebundenen Unterhosen, stand auf, stellte die Kaffeemühle, die er zwischen den Knien hielt, weg und befahl mir, mich auszuziehen.

Dann visitierte er meine Taschen, nahm alles heraus, was er darin fand, und fragte mich, ob ich Wanzen hätte.

Als ich verneinte, zog er mir die Ringe von den Fingern und sagte, es sei gut, ich könne mich wieder ankleiden. — — — — —

Man führte mich mehrere Stockwerke hinauf und durch Gänge, in denen vereinzelt große graue, verschließbare Kisten in den Fensternischen standen.

Eiserne Türen mit Riegelstangen und kleinen vergitterten Ausschnitten, über jedem eine Gasflamme, zogen sich in ununterbrochener Reihe die Wand entlang.

Ein hünenhafter, soldatisch aussehender Gefangenwärter — das erste ehrliche Gesicht seit Stunden — sperrte eine der Türen auf,

schob mich in eine dunkle, schrankartige, pestilenzialisch stinkende Öffnung und schloß hinter mir ab.

Ich stand in vollkommener Finsternis und tappte mich zurecht.

Mein Knie stieß an einen Blechkübel.

Endlich erwischte ich — der Raum war so eng, daß ich mich kaum umdrehen konnte — eine Klinke und ich stand in einer Zelle.

Je zwei und zwei Pritschen mit Strohsäcken an den Mauern. Der Durchgang dazwischen nur einen Schritt breit.

Ein Quadratmeter Gitterfenster hoch oben in der Querwand ließ den matten Schein des Nachthimmels herein.

Unerträgliche Hitze — eine Luft, verpestet vom Geruch alter Kleider, erfüllte den Raum.

Als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah ich, daß auf drei der Pritschen — die vierte war leer — Menschen in grauen Sträflingskleidern saßen, die Arme auf die Knie gestützt und die Gesichter in den Händen vergraben.

Keiner sprach ein Wort.

Ich setzte mich auf das leere Bett und wartete. Wartete. Wartete.

Eine Stunde.

Zwei — drei Stunden!

Wenn ich draußen einen Schritt zu hören glaubte, fuhr ich auf: Jetzt, jetzt kam man mich holen, um mich dem Untersuchungsrichter vorzuführen.

Jedesmal war es eine Täuschung gewesen. Immer wieder verloren sich die Schritte auf dem Gang.

Ich riß mir den Kragen auf — — — glaubt ersticken zu müssen.

Ich hörte, wie ein Gefangener nach dem andern sich ächzend ausstreckte.

»Kann man denn das Fenster da oben nicht aufmachen?« — fragte ich voll Verzweiflung laut in die Dunkelheit hinein. — Ich erschrak fast vor meiner eigenen Stimme.

»Es geht net« — antwortete es mürrisch von einem der Strohsäcke herüber.

Ich tastete mit der Hand an der Schmalwand entlang: ein Brett in Brusthöhe lief quer hin — — — zwei Wasserkrüge — — — Stücke von Brotrinden.

Mühsam kletterte ich hinauf, hielt mich an den Gitterstäben und preßte das Gesicht an die Fensterritzen, um wenigstens etwas frische Luft zu atmen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

So stand ich, bis mir die Knie zitterten. Eintöniger schwarzgrauer Nachtnebel vor meinen Augen.

Die kalten Eisenstäbe schwitzten.

Es mußte bald Mitternacht sein.

Hinter mir hörte ich schnarchen.

Nur einer schien nicht schlafen zu können: er warf sich hin und her auf dem Stroh und stöhnte manchmal halblaut auf.

Wollte denn der Morgen nicht endlich kommen?! Da! Es schlug wieder.

Ich zählte mit bebenden Lippen:

Eins, zwei, drei! — Gott sei Dank, nur noch wenige Stunden, dann mußte die Dämmerung kommen. Es schlug weiter:

Vier? fünf? — Der Schweiß trat mir auf die Stirn. — Sechs!! — Sieben. — — — Es war erst elf Uhr.

Erst eine Stunde war vergangen, seit ich das letztemal hatte schlagen hören.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Allmählich legten sich meine Gedanken zurecht:

Wassertrum hat mir die Uhr des vermißten Zottmann zugespielt, um mich in Verdacht zu bringen, einen Mord begangen zu haben. — Er mußte also selbst der Mörder sein, wie hätte er sonst in den Besitz der Uhr kommen können. Würde er die Leiche irgendwo gefunden und dann erst beraubt haben, hätte er sich bestimmt die tausend Gulden Belohnung geholt, die für die Entdeckung des Vermißten öffentlich ausgesetzt waren. — Das konnte aber nicht sein: die Plakate klebten noch immer an den Straßenecken, wie ich deutlich auf meinem Weg ins Gefängnis gesehen hatte. — —

Daß der Trödler mich angezeigt haben mußte, war klar. —

Ebenso: daß er mit dem Polizeirat, — wenigstens was Angelina betraf, unter einer Decke steckte. Wozu sonst das Verhör wegen Savioli?

Andererseits ging daraus hervor, das Wassertrum Angelinas Briefe noch nicht in Händen hatte.

Ich grübelte nach — — —

Mit einem Schlag stand alles mit entsetzlicher Deutlichkeit vor mir, als wäre ich selbst dabei gewesen.

Ja, nur so konnte es sein: Wassertrum hatte meine eiserne Kassette, in der er Beweise vermutete, heimlich an sich genommen, als er mit seinen Polizeikomplizen meine Wohnung durchstöberte, — konnte sie nicht sogleich öffnen, da ich den Schlüssel bei mir trug und war — — — vielleicht gerade jetzt daran, sie in seiner Höhle aufzubrechen.

In wahnsinniger Verzweiflung rüttelte ich an den Gitterstäben, sah Wassertrum im Geiste vor mir, wie er in Angelinas Briefen wühlte — — —

Wenn ich nur Charousek benachrichtigen könnte, daß er Savioli wenigstens rechtzeitig warnen ging!

Einen Augenblick klammerte ich mich an die Hoffnung, meine Verhaftung müsse bereits wie ein Lauffeuer in der Judenstadt bekannt geworden sein, — und ich vertraute auf Charousek wie auf einen rettenden Engel. Gegen seine infernalische Schlauheit kam der Trödler nicht auf, »Ich werde ihn genau in der Stunde an der Gurgel haben, in der er Dr. Savioli an den Hals will«, hatte Charousek schon einmal gesagt.

In der nächsten Minute wieder verwarf ich alles, und eine wilde Angst packte mich: Was, wenn Charousek zu spät kam?

Dann war Angelina verloren. — — — — —

Ich biß mir die Lippen blutig und zerkrallte mir die Brust aus Reue, daß ich die Briefe damals nicht sofort verbrannt hatte, — — — ich schwor es mir zu, Wassertrum noch in derselben Stunde aus der Welt zu schaffen, wo ich wieder auf freiem Fuß sein würde.

Ob ich von eigner Hand starb, oder am Galgen — was lag mir daran!

Daß der Untersuchungsrichter meinen Worten glauben würde, wenn ich ihm die Geschichte mit der Uhr plausibel machte, — ihm von Wassertrums Drohungen erzählte? — — keinen Augenblick zweifelte ich daran.

Bestimmt morgen schon mußte ich frei sein, zumindest würde das Gericht auch Wassertrum wegen Mordverdacht verhaften lassen.

Ich zählte die Stunden und betete, daß sie rascher vergehen möchten, starrte hinaus in den schwärzlichen Dunst.

Nach unsäglich langer Zeit fing es endlich an heller zu werden und zuerst wie ein dunkler Fleck, dann immer deutlicher, tauchte ein kupfernes, riesiges Gesicht aus dem Nebel:

Das Zifferblatt einer alten Turmuhr. Die Zeiger fehlten, — neuerliche Qual.

Dann schlug es fünf.

Ich hörte, wie die Gefangenen erwachten und gähnend eine Unterhaltung in böhmischer Sprache führten.

Eine Stimme kam mir bekannt vor, ich drehte mich um, stieg von dem Brett herunter und — — sah den blatternarbigen Loisa auf der Pritsche — gegenüber der meinigen — sitzen und mich verwundert anstarren.

Die beiden anderen waren Gesellen mit verwegenen Gesichtern und musterten mich geringschätzig.

»Defraudant? Was?« fragte der eine halblaut seinen Kameraden und stieß ihn mit dem Ellenbogen an.

Der Gefragte brummte irgend etwas verächtlich, kramte in seinem Strohsack, holte ein schwarzes Papier hervor und legte es auf den Boden.

Dann schüttete er aus dem Krug ein wenig Wasser darauf, kniete nieder, bespiegelte sich darin und kämmte sich mit den Fingern das Haar in die Stirn.

Hierauf trocknete er das Papier mit zärtlicher Sorgfalt ab und versteckte es wieder unter der Pritsche.

»Pan Pernath, Pan Pernath«, murmelte Loisa dabei beständig mit aufgerissenen Augen vor sich hin, wie jemand, der ein Gespenst sieht.

»Die Herrschaften kennen einand, wie ich bemerkö«, — sagte der Ungekämmte, dem dies auffiel, in dem geschraubten Dialekt eines tschechischen Wieners und machte mir spöttisch eine halbe Verbeugung: »erlaubens mich vorzustellen: — Vóssatka ist mein Name. Der schwarze Vóssatka. — — — — Brandstiftung« — setzte er eine Oktave tiefer stolz hinzu.

Der Frisierte spuckte zwischen den Zähnen durch, blickte mich eine Weile verächtlich an, deutete sich dann auf die Brust und sagte lakonisch:

»Einbruch.«

Ich schwieg.

»No, und zweng wos für einen Verdachtö sin Sie hier, Herr Graf?« — fragte der Wiener nach einer Pause.

Ich überlegte einen Moment, dann sagte ich ruhig »Wegen Raubmord«.

Die beiden fuhren verblüfft auf, der spöttische Ausdruck auf ihren Gesichtern machte einer Miene grenzenloser Hochachtung Platz und sie riefen fast wie aus einem Munde:

»Räschpäkt, Räschpäkt.«

Als sie sahen, daß ich keine Notiz von ihnen nahm, zogen sie sich in die Ecke zurück und unterhielten sich flüsternd miteinander.

Nur einmal stand der Friserte auf, kam zu mir, prüfte schweigend die Muskeln meines Oberarms und ging dann kopfschüttelnd zu seinem Freund zurück.

»Sie sind doch auch unter dem Verdacht hier, den Zottmann ermordet zu haben?« fragte ich Loisa unauffällig.

Er nickte: — »Ja, schon lang.«

Wieder vergingen einige Stunden.

Ich schloß die Augen und stellte mich schlafend.

»Herr Pernath. Herr Pernath!« — hörte ich plötzlich ganz leise Loisas Stimme.

»Ja?« — — — ich tat, als erwachte ich.

»Herr Pernath? —, bitte — entschuldigen Sie — bitte — bitte, wissen Sie nicht, was die Rosina macht? — Ist sie zu Hause?« stotterte der arme Bursche. Er tat mir unendlich leid, wie er mit seinen entzündeten Augen an meinen Lippen hing und vor Aufregung die Hände verkrampfte.

»Es geht ihr gut. — Sie — sie ist jetzt Kellnerin beim — — alten Ungelt«, log ich.

Ich sah, wie er erleichtert aufatmete.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Sträflinge hatten auf einem Brett Blechtöpfe mit heißem Wurstabsud stumm hereingebracht und drei davon in die Zelle gestellt, dann knallten nach einigen Stunden abermals die Riegel und der Aufseher führte mich zum Untersuchungsrichter.

Mir schlotterten die Knie vor Erwartung, wie wir treppauf, treppab schritten.

»Glauben Sie, ist es möglich, daß ich heute noch freigelassen werde?« fragte ich den Aufseher beklommen.

Ich sah, wie er mitleidig ein Lächeln unterdrückte. »Hm. Heute noch? Hm — — Gott, — möglich ist ja alles,« —

Mir wurde eiskalt. — — — — — — — —

Wieder las ich eine Porzellantafel an einer Tür:

KARL FREIHERR VON LEISETRETER
Untersuchungsrichter

Wieder ein schmuckloses Zimmer und zwei Schreibpulte mit meterhohen Aufsätzen.

Ein alter, großer Mann mit weißem, geteilten Vollbart, schwarzem Gehrock, roten wulstigen Lippen, knarrenden Stiefeln.

»Sie sind Herr Pernath?«

»Jawohl.«

»Gemmenschneider?«

»Jawohl.«

»Zelle Nr. 70?«

»Jawohl.«

»Des Mordes an Zottmann verdächtig?«

»Ich bitte Herr Untersuchungsrichter — — «

»Des Mordes an Zottmann verdächtig?«

»Wahrscheinlich. Wenigstens vermute ich es. Aber — —«

»Geständig?«

»Was soll ich denn gestehen, Herr Untersuchungsrichter, ich bin doch ganz unschuldig!«

»Geständig?«

»Nein.«

»Dann verhänge ich die Untersuchungshaft über Sie. — Führen Sie den Mann hinaus, Gefangenwärter.«

»Bitte, so hören Sie mich doch an, Herr Untersuchungsrichter, — — — ich muß unbedingt heute noch zu Hause sein. Ich habe wichtige Dinge zu veranlassen — —«

Hinter dem zweiten Schreibtisch meckerte jemand.
Der Herr Baron schmunzelte. — —
»Führen Sie den Mann hinaus, Gefangenwärter.«

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Tag um Tag schlich dahin, Woche um Woche und immer noch saß ich in der Zelle.

Um zwölf Uhr durften wir täglich hinunter in den Gefängnishof und mit anderen Untersuchungsgefangenen und Sträflingen zu zweit 40 Minuten im Kreis herumgehen auf der nassen Erde.

Miteinander zu reden war verboten.

In der Mitte des Platzes stand ein kahler, sterbender Baum, in dessen Rinde das ovale Glasbild der Muttergottes eingewachsen war.

An den Mauern wuchsen kümmerliche Ligusterstauden, die Blätter fast schwarz vom fallenden Ruß.

Ringsum die Gitter der Zellen, aus denen zuweilen ein kittgraues Gesicht mit blutleeren Lippen herunterschaute.

Dann gings wieder hinauf in die gewohnten Grüfte zu Brot, Wasser und Wurstabsud und Sonntags zu faulenden Linsen.

Erst einmal war ich wieder einvernommen worden:

Ob ich Zeugen hätte, daß mir »Herr« Wassertrum angeblich die Uhr geschenkt habe?

»Ja: Herrn Schemajah Hillel — — das heißt — nein« ‹ich erinnerte mich, er war nicht dabei gewesen› — — aber Herr Charousek« — ‹nein, auch er war ja nicht dabei›.

»Kurz: also niemand war dabei?«

»Nein, niemand war dabei, Herr Untersuchungsrichter.«

Wieder das Gemecker hinter dem Schreibtisch und wieder das:

»Führen Sie den Mann hinaus, Gefangenwärter!«

Meine Besorgnis um Angelina war einer dumpfen Resignation gewichen. Der Zeitpunkt, wo ich um sie zittern mußte, war vorüber.

Entweder Wassertrums Racheplan war längst geglückt, oder hatte Charousek eingegriffen, sagte ich mir.

Aber die Sorge um Mirjam trieb mich jetzt fast zum Wahnsinn.

Ich stellte mir vor, wie sie Stunde um Stunde darauf wartete, daß sich das Wunder erneuere, — wie sie früh am Morgen, wenn der

Bäcker kam, hinauslief und mit bebenden Händen das Brot untersuchte, — wie sie vielleicht meinetwegen vor Angst verging.

Oft in der Nacht peitschte es mich aus dem Schlaf und ich stieg auf das Wandbrett und starrte empor zu dem kupfernen Gesicht der Turmuhr und verzehrte mich in dem Wunsch, meine Gedanken möchten zu Hillel dringen und ihm ins Ohr schreien, er solle Mirjam helfen und sie erlösen von der Qual des Hoffens auf ein Wunder.

Dann wieder warf ich mich auf das Stroh und hielt den Atem an, bis mir die Brust fast zersprang, — um das Bild meines Doppelgängers vor mich zu zwingen, damit ich ihn zu ihr schicken könnte als einen Trost.

Und einmal war er auch erschienen neben meinem Lager mit den Buchstaben: Chabrat zereh Aur Bocher in Spiegelschrift auf der Brust, und ich wollte aufschreien vor Jubel, daß jetzt alles wieder gut würde, aber er war in den Boden versunken, noch ehe ich ihm den Befehl geben konnte, Mirjam zu erscheinen. — — — — — —

Daß ich so gar keine Nachricht bekam von meinen Freunden!

Ob es denn verboten sei, daß einem Briefe geschickt würden? fragte ich meine Zellengenossen.

Sie wußten es nicht.

Sie hätten noch nie welche bekommen — allerdings wäre auch niemand da, der ihnen schreiben könnte, — sagten sie.

Der Gefangenwärter versprach mir, sich gelegentlich zu erkundigen.

Meine Nägel waren rissig geworden vom Abbeißen und mein Haar verwildert, denn Schere, Kamm und Bürste gab es nicht.

Auch kein Wasser zum Waschen.

Fast ununterbrochen kämpfte ich mit Brechreiz, denn der Wurstsud war mit Soda gewürzt statt mit Salz. — — Eine Gefängnisvorschrift, um dem Überhandnehmen des Geschlechtstriebs vorzubeugen.«

Die Zeit verging in grauer, furchtbarer Eintönigkeit.

Drehte sich im Kreis wie ein Rad der Qual.

Da gab es die gewissen Momente, die jeder von uns kannte, wo plötzlich einer oder der andere aufsprang und stundenlang auf- und niederlief, wie ein wildes Tier, um sich dann wieder gebrochen auf die Pritsche fallen zu lassen und stumpfsinnig weiter zu warten — zu warten — zu warten.

Wenn der Abend kam, zogen die Wanzen in Scharen gleich Ameisen über die Wände und ich fragte mich jedesmal erstaunt, warum denn der Kerl in Säbel und Unterhosen mich so gewissenhaft ausgeforscht habe, ob ich kein Ungeziefer hätte.

Fürchtete man vielleicht im Landesgericht, es könne eine Kreuzung fremder Insektenrassen entstehen?

Mittwoch vormittags kam gewöhnlich ein Schweinskopf herein mit Schlapphut und zuckenden Hosenbeinen: Der Gefängnisarzt Dr. Rosenblatt — und überzeugte sich, daß alle vor Gesundheit strotzten.

Und wenn einer sich beschwerte — gleichgültig worüber, so verschrieb er Zinksalbe zum Einreiben der Brust.

Einmal kam auch der Landesgerichtspräsident mit — ein hochgewachsener parfümierter Halunke der »guten Gesellschaft«, dem die gemeinsten Laster im Gesicht geschrieben standen, und sah nach, ob — alles in Ordnung sei —: »ob sich noch immer kaner derhenkt hobe«, wie sich der Frisierte ausdrückte.

Ich war auf ihn zugetreten, um ihm eine Bitte vorzutragen, da hatte er einen Satz hinter den Gefangenwärter gemacht und mir einen Revolver vorgehalten. — — »Was ich denn wolle«, schrie er mich an.

Ob Briefe für mich da seien, fragte ich höflich. Statt der Antwort bekam ich einen Stoß vor die Brust vom Herrn Dr. Rosenblatt, der gleich darauf das Weite suchte. Auch der Herr Präsident zog sich zurück und höhnte durch den Türausschnitt: — ich solle lieber den Mord gestehen. Früher bekäme ich in diesem Leben keine Briefe.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich hatte mich längst an die schlechte Luft und die Hitze gewöhnt und fröstelte beständig. Selbst, wenn die Sonne schien.

Zwei der Gefangenen hatten schon einigemal gewechselt, aber ich achtete nicht darauf. Diese Woche war es ein Taschendieb und ein Wegelagerer, das nächstemal ein Falschmünzer oder ein Hehler, die hereingeführt wurden.

Was ich gestern erlebte, war heute vergessen.

Gegen das Wühlen der Sorge um Mirjam verblaßten alle äußeren Begebenheiten.

Nur ein Ereignis hatte sich mir tiefer eingeprägt — es verfolgte mich zuweilen als Zerrbild bis in den Traum:

Ich war auf dem Wandbrett gestanden, um hinauf in den Himmel zu starren, da fühlte ich plötzlich, daß mich ein spitzer Gegenstand in die Hüfte stach und als ich nachsah, bemerkte ich, daß es die Feile gewesen war, die sich mir durch die Tasche zwischen Rock und Futter gebohrt hatte. Sie mußte schon lange dort gesteckt haben, sonst hätte sie der Mann in der Flurstube gewiß bemerkt.

Ich zog sie heraus und warf sie achtlos auf meinen Strohsack.

Als ich dann herunterstieg, war sie verschwunden, und ich zweifelte keinen Augenblick, daß nur Loisa sie genommen haben konnte.

Einige Tage später holte man ihn aus der Zelle, um ihn einen Stock tiefer unterzubringen.

Es dürfe nicht sein, daß zwei Untersuchungsgefangene, die desselben Verbrechens beschuldigt wären, wie er und ich, in der gleichen Zelle säßen, hatte der Gefangenwärter gesagt.

Aus ganzem Herzen wünschte ich, es möchte dem armen Burschen gelingen, sich mit Hilfe der Feile zu befreien.

XVII

MAI

Auf meine Frage, welches Datum denn wäre, — die Sonne schien so warm wie im Hochsommer und der müde Baum im Hof trieb ein paar Knospen — hatte der Gefangenwärter zuerst geschwiegen, dann aber mir zugeflüstert, es sei der 15. Mai. Eigentlich dürfe er es nicht sagen, denn es wäre verboten, mit den Gefangenen zu sprechen, — insbesondere solche, die noch nicht gestanden hätten, müßten hinsichtlich der Zeit im Unklaren gehalten werden.

Drei volle Monate war ich also schon im Gefängnis und noch immer keine Nachricht aus der Welt da draußen!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn es Abend wurde, drangen leise Klänge eines Klaviers durch das Gitterfenster, das jetzt an warmen Tagen offen war.

Die Tochter des Beschließers unten spiele, hatte mir ein Sträfling gesagt.

Tag und Nacht träumte ich von Mirjam.

Wie es ihr wohl ging?!

Zu Zeiten hatte ich das tröstliche Gefühl, als seien meine Gedanken zu ihr gedrungen und stünden an ihrem Bette, während sie schlief, und legten ihr lindernd die Hand auf die Stirne.

Dann wieder, in Momenten der Hoffnungslosigkeit, wenn einer nach dem andern meiner Zellengenossen zum Verhör geführt wurde, — nur ich nicht, drosselte mich eine dumpfe Furcht, sie sei vielleicht schon lange tot.

Da stellte ich dann Fragen an das Schicksal, ob sie noch lebe oder nicht, krank sei oder gesund, und die Anzahl einer Handvoll Halme, die ich aus dem Strohsack riß, sollte mir Antwort geben.

Und fast jedesmal »ging es schlecht aus«, und ich wühlte in meinem Innern nach einem Blick in die Zukunft, — suchte meine Seele, die mir das Geheimnis verbarg, zu überlisten durch die scheinbar abseits liegende Frage, ob wohl für mich dereinst noch ein Tag kommen würde, wo ich heiter sein und wieder lachen könnte.

Immer bejahte das Orakel in solchen Fällen und dann war ich eine Stunde lang glücklich und froh.

Wie eine Pflanze heimlich wächst und sproßt, war allmählich in mir eine unbegreifliche, tiefe Liebe zu Mirjam erwacht, und ich faßte es nicht, daß ich so oft hatte bei ihr sitzen und mit ihr reden können, ohne mir damals schon klar darüber geworden zu sein.

Der zitternde Wunsch, daß auch sie mit gleichen Gefühlen an mich denken möchte, steigerte sich in solchen Augenblicken oft bis zur Ahnung der Gewißheit, und wenn ich dann auf dem Gange draußen einen Schritt hörte, fürchtete ich mich beinahe davor, man könne mich holen und freilassen und mein Traum würde in der groben Wirklichkeit der Außenwelt in nichts zerinnen.

Mein Ohr war in der langen Zeit der Haft so scharf geworden, daß ich auch das leiseste Geräusch vernahm.

Jedesmal bei Anbruch der Nacht hörte ich in der Ferne einen Wagen fahren und zergrübelte mir den Kopf, wer wohl darin sitzen möchte.

Es lag etwas seltsam Fremdartiges in dem Gedanken, daß es

Menschen gab da draußen, die tun und lassen durften, was sie wollten, — die sich frei bewegen konnten und da und dort hin gehen, und es dennoch nicht als unbeschreiblichen Jubel empfanden.

Daß auch ich jemals wieder so glücklich werden würde, im Sonnenschein durch die Straßen wandern zu können, — — ich war nicht mehr imstande, es mir vorzustellen.

Der Tag, an dem ich Angelina in den Armen gehalten, schien mir einem längstverflossenen Dasein anzugehören, — ich dachte daran zurück mit jener leisen Wehmut, wie sie einen beschleicht, wenn man ein Buch aufschlägt und findet darin welke Blumen, die einst die Geliebte der Jugendjahre getragen hat.

Ob wohl der alte Zwakh noch immer Abend für Abend mit Vrieslander und Prokop beim »Ungelt« saß und der vertrockneten Eulalia das Hirn konfus machte?

Nein, es war doch Mai: — die Zeit, wo er mit seinem Marionettenkasten durch die Provinznester zog und auf grünen Wiesen vor den Toren den Ritter Blaubart spielte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich saß allein in der Zelle. — Vóssatka, der Brandstifter, mein einziger Gefährte seit einer Woche, war vor ein paar Stunden zum Untersuchungsrichter geholt worden.

Merkwürdig lange dauerte diesmal sein Verhör.

Da. Die eiserne Vorlegstange klirrte an der Tür.

Mit freudestrahlender Miene stürmte Vóssatka herein, warf ein Bündel Kleider auf die Pritsche und begann, sich mit Windeseile umzukleiden.

Den Sträflingsanzug warf er Stück um Stück mit einem Fluch auf den Boden.

»Nix hamms mer beweisen könna, dö Hallodri. — Brandstiftung! — Ja doder« — er zog mit dem Zeigefinger an seinem unteren Augenlied. »Auf den schwarzen Vóssatka sans jung. — Der Wind war's, hab i g'sagt. Und bi fest blimm. Den kennens iazt eispirrn, wanns'n derwischen — den Herrn von Wind. — No servus heit abend! — Do werd aufdraht. Beim Loisitschek.« — Er breitete die Arme aus und tanzte einen »G'strampften«. — »Nur einmahl

im Leböhn blie—het der Mai.« — Er stülpte sich mit einem Krach einen steifen Deckel mit einer kleinen blaugesprenkelten Nußhäherfeder darauf über den Schädel. — »Ja, richtig, daß wird Ihna intrissirn, Herr Graf: wissens was neies? Eana Freund, der Loisa is ausbrochen! — Grad hab i's erfahrehn oben bei die Hallodri. Schon vurigen Monat — gegen Uldimoh hat er das Weide gesucht und ist längs ieber — pbhuit« — er schlug sich mit den Fingern auf den Handrücken — »ieber alle Bergöh«. —

»Aha, die Feile« — dachte ich mir und lächelte.

»Alsdann haltens Ihna jetzt auch bald dazu, Herr Graf,« der Brandstifter streckte mir kameradschaftlich die Hand hin, »daß Sie möglichst bei Zeitöhn frei kommen. — Und wenn Sie mal kein Geld nicht habehn, fragen Sie sich nur beim Loisitschek nach dem schwarzen Vóssatka. — Kennte mich jädes Madel durten. So! — Alsdann Servus, Herr Graf. War mich ein Vergniegen.«

Er stand noch in der Türe, da schob der Wärter schon einen neuen Untersuchungsgefangenen in die Zelle.

Auf den ersten Blick erkannte ich in ihm den Schlot mit der Soldatenmütze, der einmal neben mir bei Regenwetter in dem Torbogen der Hahnpaßgasse gestanden hatte. Eine freudige Überraschung! Vielleicht wußte er zufällig etwas über Hillel und Zwakh und alle die andern?

Ich wollte sofort anfangen ihn auszufragen, aber zu meinem größten Erstaunen legte er mit geheimnisvoller Miene den Finger an den Mund und bedeutete mir, ich solle schweigen.

Erst als die Tür von draußen abgesperrt und der Schritt des Gefangenwärters auf dem Gange verhallt war, kam Leben in ihn.

Mir schlug das Herz vor Aufregung.

Was sollte das bedeuten?

Kannte er mich denn und was wollte er?

Das erste, was der Schlot tat, war, daß er sich niedersetzte und seinen linken Stiefel auszog.

Dann zerrte er mit den Zähnen einen Stöpsel aus dem Absatz, entnahm dem entstandenen Hohlraum ein kleines gebogenes Eisenblech, riß die anscheinend nur locker befestigte Schuhsohle ab und reichte mir beides mit stolzer Miene hin. —

Alles in Windeseile und ohne auf meine erregten Fragen auch nur im geringsten zu achten.

»So! Einen schönen Gruß vom Herrn Charousek.«

Ich war so verblüfft, daß ich kein Wort herausbringen konnte. —

»Brauchens' bloß Eisenblech! nähmen und Sohlen ausanand brechen in der Nacht. Oder wann sunst niemand siecht. — Ise nämlich hohl inewändig« — erklärte der Schlot mit überlegener Miene, »und finden Sie sich drinn eine Brieffel von Herrn Charousek.«

Im Übermaß meines Entzückens fiel ich dem Schlot um den Hals und die Tränen stürzten mir aus den Augen.

Er wehrte mich voll Milde ab und sagte vorwurfsvoll:

»Missen sich mehr zusammennähmen, Herr von Pernath! Mir habens me nicht eine Minutten zum Zeitverlieren. Es kann sich soffort herauskommen, daß ich in der falschen Zellen bin. Der Franzl und ich habens me unt beim Pordjöh die Nummern mitsamm vertauscht.« —

Ich mußte wohl ein sehr dummes Gesicht gemacht haben, denn der Schlot fuhr fort:

»Wann Sie das auch nicht verstähn, macht nix. Kurz: ich bin ich hier, Pasta!«

»Sagen Sie doch,« fiel ich ihm ins Wort, »sagen Sie doch, Herr — — Herr — — —«

»Wenzel,« — half mir der Schlot aus, »ich heiße ich der schöne Wenzel«.

Sagen Sie mir doch, Wenzel, was macht der Archivar Hillel, und wie geht es seiner Tochter?«

»Dazu ist jetz keine Zeit nicht« — unterbrach mich der schöne Wenzel ungeduldig. »Ich kann ich doch im näxen Augenblick herausgeschmissen werden. — Also: ich bin ich hier, weil ich einen Raubanfall extra eingestanden hab — —«

»Was, Sie haben bloß meinetwegen und um zu mir kommen zu können, einen Raubanfall begangen, Wenzel?« fragte ich erschüttert.

Der Schlot schüttelte verächtlich den Kopf: »Wann ich wirklich einen Raubanfall begangen hätt, mecht ich ihm doch nicht eingestähen. Was glauben Sie von mir!?

Ich verstand allmählich, — der brave Kerl hatte eine List gebraucht, um mir den Brief Charouseks ins Gefängnis zu schmuggeln.

»So, zuverdersdht« — er machte ein äußerst wichtiges Gesicht — »muß ich Ihnen Unterricht in der Ebilebsie gäben.«

»Worin?«

»In der Ebilebsie! — Gäbm S' amal scharf Obacht und merkens Ihna alles genau! — Alsdann schaugens här: Zuersdht macht me Speichel in der Goschen,« — er blies die Backen auf und bewegte sie hin und her, wie jemand, der sich den Mund ausspült — »dann kriegt me Schaum vorm Maul, sengen's so«: — er machte auch dies. Mit widerwärtiger Natürlichkeit. — »Nachhe drehte ma die Daumen in die Faust. — Nachhe kugelt me die Augen raus« — er schielte entsetzlich — »und dann — das ise sich bisl schwär — stoßte me so halbeten Schrei aus. Segen S', so: Bö — bö — bö, und gleichzeitig fallt me sich um.« — Er ließ sich der Länge nach zu Boden fallen, daß das Haus zitterte, und sagte beim Aufstehen:

»Das ise sich die natierliche Ebilebsie, wie's uns der Dr. Hulbert gottsälig beim ‚Bataljohn' gelernt hat.«

»Ja ja, es ist täuschend ähnlich,« gab ich zu, »aber wozu dient das alles?«

»Weil Sie sich zuersdht aus der Zellen rausmissen!« erklärte der schöne Wenzel. »Der Dr. Rosenblatt is doch ein Mordsochs! Wenn einer schon gar kan Kopf mehr hat, sagt der Rosenblatt immer noch: der Mann ise sich pumperlgesund! — Nur vor die Ebilebsie hat e' an Viechsräschpäkt. Wann aner daas gut kann: gleich ise drieben in der Krankenzelle. — — Und da ise sich das Ausbrechen dann ein Kinderspielzeug,« — er wurde tief geheimnisvoll — »den Fenstergitter in der Krankenzelle ise nämlich durchgesägt und nur schwach mit Dreck zusammenpappt. — Es ise sich das ein Geheimnis vom Bataljohn! — Sie brauchen dann bloß ein paar Nächte scharf aufpassen und, wenn Sie eine Seilschlingen vom Dach herunter bis vors Fenster kommen segen, heben Sie leise den Gitter aus, damit niemand nicht aufwacht, steckens die Schultern in die Schlinge und mir ziegen Ihnen hinauf aufs Dach und lassen Ihnen auf der andern Seiten hinunter auf die Straßen. — Pasta.«

»Weshalb soll ich denn aus dem Gefängnis ausbrechen?« wandte ich schüchtern ein, »ich bin doch unschuldig.«

»Das ise doch kein Grund, um nicht auszubrechen!« widerlegte

mich der schöne Wenzel und machte vor Erstaunen kreisrunde Augen.

Ich mußte meine ganze Beredsamkeit aufbieten, um ihm den verwegenen Plan, der, wie er sagte, das Resultat eines »Bataillons«-beschlusses war, auszureden.

Daß ich »die Gabe Gottes« von der Hand wies und lieber warten wollte, bis ich von selbst freikommen würde, war ihm unbegreiflich.

»Jedenfalls danke ich Ihnen und Ihren braven Kameraden auf das allerherzlichste«, sagte ich gerührt und drückte ihm die Hand. »Wenn die schwere Zeit für mich vorüber ist, wird es mein erstes sein, mich Ihnen allen erkenntlich zu zeigen.«

»Ise gar nicht nätig«, lehnte Wenzel freundlich ab. »Wann Sie ein paar Glas ‚Pils' zahlen, nähmen wir sich dankbar an, abe sunst nix. Pan Charousek, was ise jetz Schatzmistr vom Bataljohn hat e' uns schon erzählt, was Sie für ein heimlicher Wohltäter sin. Soll ich ihm was ausrichten, wenn ich in paar Täg wieder herauskomm?«

»Ja, bitte,« fiel ich rasch ein, »sagen Sie ihm, er möchte zu Hillel gehen und ihm mitteilen, ich hätte soviel Angst wegen der Gesundheit seiner Tochter Mirjam. Herr Hillel solle sie nicht aus den Augen lassen. — Werden Sie sich den Namen merken?: Hillel!«

»Hirräl?«

»Nein: Hillel.«

»Hillär?«

»Nein: Hill—el.«

Wenzel zerbrach sich fast die Zunge an dem für einen Tschechen unmöglichen Namen, aber schließlich bewältigte er ihn doch unter wilden Grimassen.

»Und dann noch eins: Herr Charousek möge — ich lasse ihn herzlich drum bitten — sich auch, soweit es in seiner Macht steht, der »vornehmen Dame« — er weiß schon, wer darunter zu verstehen ist — annehmen.«

»Sie meinen sich wahrscheinlich die adlige Flietschen, die was das Gspusi ghabt hat mit dem Njemetz — dem Dr. Sapoli? — No, die hat sich doch scheiden lassen und ise mit ihrem Kind und dem Sapoli furt.«

»Wissen Sie das bestimmt?«

Ich fühlte meine Stimme zittern. So sehr ich mich um Angelinas willen freute, — es krampfte mir dennoch das Herz zusammen.

Wieviel Sorge hatte ich ihretwegen getragen und jetzt — — — war ich vergessen.

Vielleicht glaubte sie, ich sei wirklich ein Raubmörder.

Ein bitterer Geschmack stieg mir in die Kehle.

Der Schlot schien mit dem Feingefühl, das verwahrlosten Menschen seltsamerweise eigen ist bei allen Dingen, die sich um Liebe drehen, erraten zu haben, wie mir zumute war, denn er blickte scheu weg und antwortete nicht.

»Wissen Sie vielleicht auch, wie es Herrn Hillels Tochter, dem Fräulein Mirjam geht? Kennen Sie sie?« fragte ich gepreßt.

»Mirjam? Mirjam?« — Wenzel legte sein Gesicht in nachdenkliche Falten — »Mirjam? — Gäht sich die öfters in der Nacht zum Loisitschek?«

Ich mußte unwillkürlich lächeln. »Nein. Bestimmt nicht.«

»Dann kenn ich sie nicht«, sagte Wenzel trocken.

Wir schwiegen eine Weile.

Vielleicht steht in dem Briefchen etwas über sie, — hoffte ich.

»Daß den Wassertrum der Deiwel g'holt hat«, fing Wenzel plötzlich wieder an, »wärden Sie sich wohl schon gehärt haben?«

Ich fuhr entsetzt auf.

»No ja.« — Wenzel deutete auf seine Kehle. — »Murxi, murxi! Ich sag ich Ihnän, es war Ihnän schaislich. Wie sie den Laden aufgebrochen haben, weil er sich paar Täg nicht hat segen lassen, war ich natrierlich der erschte drin, — wie denn nicht! — Und da hat e' durten g'sässen, den Wassertrum, in einen dreckigen Lähnsessel, die Brust voller Blut und die Augen wie aus Glas — — — — — Wissen S', ich bin ich ein handfeste Kedl, aber mir hat sich alles gedräht, sag ich Ihnän, und ich hab'n gemeint, ich hau ich ohnmächtig hi—iin. Furt' a furt' hab' ich mir vorsagen missen: Wenzel, hab' ich mir vorg'sagt, — Wenzel, reg' dich nicht auf, es is doch bloß ein toter Jud. — — Er hat eine Feile in der Kehle stecken gehabt und im Laden war sich alles umedum geschmissen. — Ein Raubmord natierlich.«

»Die Feile! Die Feile! — Ich fühlte, wie mir der Atem kalt wurde

vor Grausen. — Die Feile! — So hatte sie also doch ihren Weg gefunden!

»Ich weiß ich auch, wer's war«, fuhr Wenzel nach einer Pause halblaut fort. »Niemand anders, sag ich Ihnän, als der blattersteppige Loiso. — Ich hab' ich nämlich sein Taschenmesser auf dem Boden entdeckt und rasch eing'städkt, damit sich die Polizei nicht drauf-kommt. — Er ise sich durch einen unterirdischen Gang in den Laden — — — — —« er brach mit einem Ruck seine Rede ab und horchte ein paar Sekunden lang angestrengt, dann warf er sich auf die Pritsche und fing an, fürchterlich zu schnarchen.

Gleich darauf klirrte das Vorhängeschloß und der Gefängniswärter kam herein und musterte mich argwöhnisch.

Ich machte ein teilnahmsloses Gesicht und Wenzel war kaum zu erwecken.

Erst nach vielen Püffen richtete er sich gähnend auf und taumelte, gefolgt von dem Wärter, schlaftrunken hinaus.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Fiebernd vor Spannung faltete ich Charouseks Brief auseinander und las:

Den 12. Mai.

»Mein lieber armer Freund und Wohltäter!«

Woche um Woche habe ich gewartet, daß Sie endlich freikommen würden, — immer vergebens — habe alle möglichen Schritte ver-sucht, um Entlastungsmaterial für Sie zu sammeln, aber ich fand keins.

Ich bat den Untersuchungsrichter, das Verfahren zu beschleunigen, aber jedesmal hieß es, er könne nichts tun, — es sei Sache der Staatsanwaltschaft und nicht die seinige.

Amtsschimmel!

Eben erst, vor einer Stunde gelang mir jedoch etwas, von dem ich mir den besten Erfolg erhoffe: ich habe erfahren, daß Ja-romir dem Wassertrum eine goldene Taschenuhr, die er nach der damaligen Verhaftung seines Bruders Loisa in dessen Bett gefunden hatte, verkauft hat.

Beim ‚Loisitschek', wo, wie Sie wissen, die Detektivs verkehren,

geht das Gerücht, man hätte die Uhr des angeblich ermordeten Zottmann — dessen Leiche übrigens noch immer nicht entdeckt ist — als corpus delicti bei Ihnen gefunden. Das übrige reimte ich mir zusammen: Wassertrum et caetera!

Ich habe mir Jaromir sofort vorgenommen, ihm 1000 fl. gegeben — —« Ich ließ den Brief sinken und die Freudentränen traten mir in die Augen: nur Angelina konnte Charousek die Summe gegeben haben. Weder Zwakh, noch Prokop, noch Vrieslander besaßen soviel Geld. — Sie hatte mich also doch nicht vergessen! — Ich las weiter:

»— 1000 fl gegeben und ihm weitere 2000 fl versprochen, wenn er mit mir sofort zur Polizei ginge und eingestünde, die Uhr seinem Bruder während dessen Haftzeit zuhause entwendet und verkauft zu haben.

Das alles kann aber erst geschehen, wenn dieser Brief durch Wenzel bereits an Sie unterwegs ist. Die Zeit reicht nicht aus.

Aber seien Sie versichert: es wird geschehen. Heute noch. Ich bürge Ihnen dafür.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß Loisa den Mord begangen hat und die Uhr die Zottmanns ist.

Sollte sie es wider Erwarten nicht sein — nun, dann weiß Jaromir was er zu tun hat: — Jedenfalls wird er sie als die bei Ihnen gefundene agnoszieren.

Also: harren Sie aus und verzweifeln Sie nicht! Der Tag, wo Sie frei sein werden, steht vielleicht bald bevor.

Ob trotzdem ein Tag kommen wird, wo wir uns wiedersehen? Ich weiß es nicht.

Fast möchte ich sagen: ich glaube es nicht, denn mit mir gehts rasch zu Ende und ich muß auf der Hut sein, daß mich die letzte Stunde nicht überrascht.

Aber eins halten Sie fest: wir werden uns wiedersehen.

Wenn auch nicht in diesem Leben und nicht wie die Toten in jenem Leben, aber an dem Tag, wo die Zeit zerbricht, — wo — wie es in der Bibel steht, der HERR die ausspeien wird aus seinem Munde, die lau waren und weder kalt noch warm. — — — —

Wundern Sie sich nicht, daß ich so rede! Ich habe nie mit Ihnen

über diese Dinge gesprochen und, als Sie einmal das Wort ‚Kabbala' berührten, bin ich Ihnen ausgewichen, aber — ich weiß, was ich weiß.

Vielleicht verstehen Sie, was ich meine, und wenn nicht, so streichen Sie, ich bitte Sie darum, das was ich gesagt habe, aus Ihrem Gedächtnis. — — Einmal, in meinen Delirien, glaubte ich — — — ein Zeichen auf Ihrer Brust zu sehen. — Mag sein, daß ich wach geträumt habe.

Nehmen Sie an, wenn Sie mich wirklich nicht verstehen sollten, daß ich gewisse Erkenntnisse gehabt habe — innerlich! — fast schon von Kindheit an, die mich einen seltsamen Weg geführt haben, — Erkenntnisse, die sich nicht decken mit dem, was die Medizin lehrt oder Gott sei Dank noch nicht weiß, hoffentlich auch nie erfahren wird. —

Aber ich habe mich nicht dumm machen lassen von der Wissenschaft, deren höchstes Ziel es ist, einen — ‚Wartesaal' auszustaffieren, den man am besten niederrisse.

Doch genug davon.

Ich will Ihnen lieber erzählen, was sich inzwischen zugetragen hat:

Ende April war Wassertrum soweit, daß meine Suggestion anfing zu wirken.

Ich sah es daran, daß er auf der Gasse beständig gestikulierte und laut mit sich selbst sprach.

So etwas ist ein sicheres Zeichen, daß die Gedanken eines Menschen sich zum Sturm rotten, um über ihren Herrn herzufallen.

Dann kaufte er sich ein Taschenbuch und machte sich Notizen.

Er schrieb!

Er schrieb! Daß ich nicht lache! Er schrieb.

Und dann ging er zu einem Notar. Unten vor dem Hause wußte ich, was er oben machte: — er machte sein Testament.

Daß er mich zum Erben einsetzte, habe ich mir allerdings nicht gedacht. Ich hätte wahrscheinlich den Veitstanz bekommen vor Vergnügen, wenns mir eingefallen wäre.

Er setzte mich zum Erben ein, weil ich der einzige auf der Erde bin, an dem er noch etwas gut machen könnte, wie er glaubte. Das Gewissen hat ihn überlistet.

Vielleicht war's auch die Hoffnung, ich würde ihn segnen, wenn

ich mich nach seinem Tode durch seine Huld plötzlich als Millionär sähe, und dadurch den Fluch wettmachen, den er in Ihrem Zimmer aus meinem Mund hat mit anhören müssen.

Dreifach hat demnach meine Suggestion gewirkt.

Rasend witzig, daß er heimlich doch an eine Wiedervergeltung im Jenseits geglaubt hat, während er sich's das ganze Leben lang mühselig ausreden wollte.

Aber so ist's bei allen den Ganzgescheiten, man sieht es schon an der wahnwitzigen Wut, in die sie geraten, wenn man's Ihnen ins Gesicht sagt. Sie fühlen sich ertappt.

Von dem Moment an, wo Wassertrum vom Notar kam, ließ ich ihn nicht mehr aus dem Auge.

Des Nachts horchte ich an den Verschlagbrettern seines Ladens, denn jede Minute konnte die Entscheidung fallen. —

Ich glaube durch Mauern hindurch würde ich das ersehnte schnalzende Geräusch gehört haben, wenn er den Stöpsel aus der Giftflasche gezogen hätte.

Es fehlte vielleicht nur eine Stunde und mein Lebenswerk war vollbracht.

Da griff ein Unberufener ein und ermordete ihn. Mit einer Feile.

Lassen Sie sich das Nähere von Wenzel erzählen, mir wird es zu bitter, alles das niederschreiben zu müssen.

Nennen Sie es Aberglaube, — aber, wie ich sah, daß Blut vergossen worden war — die Dinge im Laden waren befleckt davon, — kam es mir vor, als sei mir seine Seele entwischt.

Etwas in mir, — ein feiner, untrüglicher Instinkt — sagt mir, daß es nicht dasselbe ist, ob ein Mensch von fremder Hand stirbt, oder von eigener: — daß Wassertrum sein Blut mit sich in die Erde hätte nehmen müssen, dann erst wäre meine Mission erfüllt gewesen. — Jetzt, wo es anders gekommen ist, fühle ich mich als Ausgestoßener — als ein Werkzeug, das nicht würdig befunden wurde in der Hand des Todesengels.

Aber ich will mich nicht auflehnen. Mein Haß ist von der Art, die übers Grab hinausgeht und noch habe ich ja mein eigenes Blut, das ich vergießen kann, wie ich will, damit es dem seinigen nachgehe im Reich der Schatten auf Schritt und Tritt. — — — —

Jeden Tag, seit sie Wassertrum verscharrt haben, sitze ich draußen bei ihm auf dem Friedhof und horche in meine Brust hinein, was ich tun soll.

Ich glaube, ich weiß es bereits, aber ich will noch warten, bis das innere Wort, das zu mir spricht, klar wird wie eine Quelle. — Wir Menschen sind unrein und oft bedarf es langen Fastens und Wachens, bis wir das Flüstern unserer Seele verstehen. — — — — — —

In der verflossenen Woche wurde mir offiziell vom Gericht mitgeteilt, daß mich Wassertrum zum Universalerben eingesetzt hat.

Daß ich für mich keinen Kreuzer davon anrühre, brauche ich Ihnen wohl nicht zu versichern, Herr Pernath. — Ich werde mich hüten, ‚ihm' — für ‚drüben' eine Handhabe zu geben.

Die Häuser, die er besessen hat, lasse ich versteigern, die Gegenstände, die er berührt hat, werden verbrannt, und was an Geld und Geldeswert sich dann ergibt, fällt nach meinem Tode zu einem Drittel Ihnen zu. —

Ich sehe im Geiste, wie Sie aufspringen und protestieren, aber ich kann Sie beruhigen. Was Sie bekommen ist Ihr rechtmäßiges Eigentum mit Zinsen und Zinseszinsen. Schon lange wußte ich, daß Wassertrum vor Jahren Ihren Vater und seine Familie um alles gebracht hat, — erst jetzt bin ich in der Lage, es aktenmäßig nachweisen zu können.

Ein zweites Drittel wird unter die 12 Mitglieder des »Bataillons« verteilt, die den Dr. Hulbert noch persönlich gekannt haben. Ich will, daß jeder von ihnen reich wird und Zutritt bekommt zur Prager — guten Gesellschaft.

Das letzte Drittel gehört zu gleichen Teilen den nächsten sieben Raubmördern des Landes, die mangels zureichender Beweise freigesprochen werden müssen.

Ich bin das dem öffentlichen Ärgernis schuldig.

So. Das wäre wohl alles.

Und jetzt, mein lieber, lieber Freund, leben Sie wohl und gedenken Sie zuweilen

Ihres

aufrichtigen und dankbaren
Innocenz Charousek.«

Tief erschüttert legte ich den Brief aus der Hand.

Ich konnte mich nicht freuen über die Nachricht von meiner bevorstehenden Enthaftung.

Charousek! Armer Mensch! Wie ein Bruder kümmerte er sich um mein Schicksal. Bloß, weil ich ihm einst 100 fl geschenkt hatte. Wenn ich ihm nur einmal noch die Hand drücken könnte!

Ich fühlte: ja, er hatte recht, der Tag würde nie kommen.

Ich sah ihn vor mir: seine flackernden Augen, die schwindsüchtigen Schultern, die hohe noble Stirn.

Vielleicht, daß alles ganz anders gekommen wäre, wenn eine hilfreiche Hand rechtzeitig in dies verdorrte Leben eingegriffen hätte.

Noch einmal las ich den Brief durch.

Wieviel Methode in Charouseks Irrsinn lag! Ob er überhaupt irrsinnig war?

Ich schämte mich beinahe, diesen Gedanken auch nur einen Augenblick geduldet zu haben.

Sagten seine Anspielungen nicht genug? Er war ein Mensch, wie Hillel, — wie Mirjam, wie ich selbst, ein Mensch, über den die eigene Seele Gewalt gewonnen hatte, — den sie durch die wilden Schluchten und Klüfte des Lebens emporführte in die Firnenwelt eines unbetretenen Landes.

Er, der doch ein ganzes Leben auf Mord gesonnen, stand er nicht reiner da, als irgendeiner von denen, die naserümpfend umhergehen und angelernte Gebote eines unbekannten mythischen Propheten zu befolgen vorgeben?

Er hielt das Gebot, das ihm ein übermächtiger Trieb diktierte, ohne an eine »Belohnung« hier oder jenseits auch nur zu denken.

Was er getan hatte, war es etwas anderes als frömmste Pflichterfüllung in des Wortes verborgenster Bedeutung?

Feig, hinterlistig, mordgierig, krank, eine problematische — eine Verbrechernatur — ich hörte förmlich, wie das Urteil der Menge über ihn lauten mußte, wenn sie mit ihren blinden Stallaternen in seine Seele hineinleuchten käme, — dieser geifernden Menge, die nie und nimmer begreifen wird, daß die giftige Herbstzeitlose tausendfach schöner und edler ist, als das nützliche Schnittlauch. — — —

Wieder ging das Türschloß draußen und ich hörte, daß man einen Menschen hereinschob.

Ich drehte mich nicht einmal um, so sehr war ich erfüllt von dem Eindruck des Briefes.

Kein Wort über Angelina, nichts von Hillel stand darin.

Freilich: Charousek mußte in größter Eile geschrieben haben, die Schrift verriet es mir.

Ob mir wohl noch ein Brief von ihm heimlich überbracht werden würde?

Ich hoffte heimlich auf den morgigen Tag, auf den gemeinsamen Rundgang der Gefangenen im Hof. — Da war es noch am leichtesten, daß mir irgendeiner vom »Bataillon« etwas zusteckte.

Eine leise Stimme schreckte mich aus meinen Grübeleien:

»Würden Sie gestatten, mein Herr, daß ich mich Ihnen vorstelle? Mein Name ist Laponder. — Amadeus Laponder.«

Ich drehte mich um.

Ein kleiner, schmächtiger, noch ziemlich junger Mann in gewählter Kleidung, nur ohne Hut, wie alle Untersuchungsgefangenen, verbeugte sich korrekt vor mir.

Er war glattrasiert wie ein Schauspieler, und seine großen, hellgrün glänzenden mandelförmigen Augen hatten das eigentümliche an sich, daß, so geradeaus sie auch auf mich gerichtet waren, sie mich doch nicht zu sehen schienen. — Es lag so etwas wie — Geistesabwesenheit darin.

Ich murmelte meinen Namen und verbeugte mich ebenfalls und wollte mich wieder umdrehen, konnte aber lange den Blick von dem Menschen nicht wenden, so fremdartig wirkte er auf mich mit dem pagodenhaften Lächeln, das die aufwärts gezogenen Mundwinkel der feingeschwungenen Lippen beständig seinem Gesicht aufdrückten.

Er sah fast aus wie eine chinesische Buddhastatue aus Rosenquarz, mit seiner faltenlosen durchsichtigen Haut, der mädchenhaft schmalen Nase und den zarten Nüstern.

»Amadeus Laponder, Amadeus Laponder«, wiederholte ich vor mich hin.

»Was er wohl begangen haben mag?«

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

XVIII
MOND

»Waren Sie schon beim Verhör?«, fragte ich nach einer Weile.

»Ich komme soeben von dort. — Hoffentlich werde ich Sie hier nicht lange inkommodieren müssen«, antwortete Herr Laponder liebenswürdig.

»Armer Teufel,« dachte ich mir, »er ahnt nicht, was einem Untersuchungsgefangenen bevorsteht.«

Ich wollte ihn langsam vorbereiten:

»Man gewöhnt sich allmählich an das Stillsitzen, wenn einmal die ersten, schlimmsten Tage vorüber sind.« — — —

Er machte ein verbindliches Gesicht.

Pause.

»Hat das Verhör lange gedauert, Herr Laponder?«

Er lächelte zerstreut:

»Nein. Ich wurde bloß gefragt, ob ich geständig sei, und mußte das Protokoll unterschreiben.«

»Sie haben unterschrieben, daß Sie geständig sind?« fuhr es mir heraus.

»Allerdings«.

Er sagte es, als ob es sich von selbst verstünde.

Es kann nichts schlimmes sein, legte ich mir zurecht, weil er so gar keine Aufregung zeigt. Wahrscheinlich eine Herausforderung zum Duell oder etwas Ähnliches. —

»Ich bin leider schon so lange hier, daß es mir wie ein Menschenleben vorkommt«; — ich seufzte unwillkürlich und er machte sofort eine teilnehmende Miene. »Ich wünsche Ihnen, daß Sie das nicht mitzumachen brauchen, Herr Laponder. Nach allem, was ich sehe, werden Sie wohl bald wieder auf freiem Fuß sein.«

»Wie man's nimmt«, antwortete er ruhig, aber es klang wie ein versteckter Doppelsinn.

»Sie glauben nicht?« fragte ich lächelnd. Er schüttelte den Kopf.

»Wie soll ich das verstehen? — Was haben Sie denn gar so Schreckliches begangen? Verzeihen Sie, Herr Laponder, es ist nicht Neugierde von mir, — lediglich Teilnahme, daß ich frage.«

Er zögerte einen Augenblick, dann sagte er, ohne mit der Wimper zu zucken:

»Lustmord.«

Mir war, als hätte er mich mit einem Stock über den Kopf geschlagen.

Vor Abscheu und Grausen konnte ich keinen Ton herausbringen.

Er schien es zu bemerken und blickte diskret zur Seite, aber nicht das leiseste Mienenspiel in seinem automatenhaft lächelnden Gesicht verriet, daß er über mein plötzlich verändertes Benehmen verletzt gewesen wäre.

Wir wechselten kein Wort weiter und blickten stumm aneinander vorbei. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als ich mich nach Einbruch der Dunkelheit niederlegte, folgte er sogleich meinem Beispiel, entkleidete sich, hängte sorgsam seine Kleider an den Wandnagel, streckte sich aus und schien, nach seinen ruhigen, tiefen Atemzügen zu schließen, unmittelbar darauf fest eingeschlafen zu sein.

Die ganze Nacht konnte ich nicht zur Ruhe kommen.

Das beständige Gefühl, ein solches Scheusal in meiner nächsten Nähe zu haben und dieselbe Luft mit ihm atmen zu müssen, war mir so gräßlich und aufregend, daß die Eindrücke des Tages, Charouseks Brief und all das erlebte Neue tief in den Hintergrund traten.

Ich hatte mich so gelegt, daß ich den Mörder beständig im Auge behielt, denn ich würde es nicht haben ertragen können, ihn hinter mir zu wissen.

Die Zelle war vom Schimmer des Mondes matt durchdämmert, und ich konnte sehen, daß Laponder regungslos, fast starr, dalag.

Seine Züge hatten etwas leichenhaftes bekommen, und der halbgeöffnete Mund erhöhte diesen Eindruck.

Viele Stunden hindurch änderte er nicht ein einziges Mal seine Lage.

Erst spät nach Mitternacht, als ein dünner Mondstrahl auf sein Gesicht fiel, kam eine leise Unruhe über ihn und er bewegte unhörbar die Lippen, wie jemand, der im Schlaf spricht. — Es schien immer dasselbe Wort zu sein, — ein zweisilbiger Satz vielleicht, — so wie:

»Laß mich. Laß mich. Laß mich.«

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die nächsten paar Tage vergingen, ohne daß ich Notiz von ihm genommen hätte, und auch er brach niemals das Schweigen.

Sein Benehmen blieb nach wie vor gleich liebenswürdig. Wenn ich auf- und abgehen wollte, sah er es mir sofort an und zog höflich, wenn er auf der Pritsche saß, die Füße zurück, um mir nicht im Wege zu sein.

Ich fing an, mir Vorwürfe wegen meiner Schroffheit zu machen, konnte aber den Abscheu vor ihm beim besten Willen nicht los werden.

So sehr ich gehofft hatte, mich an seine Nähe gewöhnen zu können, — es ging nicht.

Selbst in den Nächten hielt es mich wach. Kaum eine Viertelstunde verbrachte ich im Schlaf.

Abend für Abend wiederholte sich haargenau derselbe Vorgang: Er wartete respektvoll, bis ich mich ausstreckte, zog dann seine Kleider aus, legte sie pedantisch in Falten, hängte sie auf, und so weiter und so weiter.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eines Nachts — es mochte um die zweite Stunde sein — stand ich schlaftrunken vor Müdigkeit auf dem Wandbrett, starrte in den Vollmond, dessen Strahlen wie glitzerndes Öl auf dem kupfernen Gesicht der Turmuhr spiegelten, und dachte voll Trauer an Mirjam.

Da hörte ich plötzlich leise ihre Stimme hinter mir.

Sofort war ich wach, überwach, — fuhr herum und horchte.

Eine Minute verging.

Schon glaubte ich, ich hätte mich getäuscht, da kam es wieder. Ich konnte die Worte nicht genau verstehen, aber es klang wie:

»Frag mich. Frag mich.«

Es war bestimmt Mirjams Stimme.

Schlotternd vor Aufregung stieg ich, so leise ich konnte, herab und trat an das Bett Laponders.

Das Mondlicht schien voll auf sein Gesicht und ich konnte deutlich unterscheiden, daß er die Lider offen hatte, doch nur das Weiße der Augäpfel war sichtbar.

An der Starre der Wangenmuskeln sah ich, daß er im Tiefschlaf lag.

Nur die Lippen bewegten sich wieder wie neulich.

Und allmählich verstand ich die Worte, die hinter seinen Zähnen hervordrangen:

»Frag mich. Frag mich.«

Die Stimme war der Mirjams täuschend ähnlich.

»Mirjam? Mirjam?« rief ich unwillkürlich, dämpfte aber sofort den Ton, um den Schläfer nicht zu erwecken.

Ich wartete, bis sein Gesicht wieder starr geworden war, dann wiederholte ich leise:

»Mirjam? Mirjam?«

Sein Mund formte ein kaum vernehmbares aber doch deutliches: »Ja.«

Ich legte mein Ohr dicht an seine Lippen.

Nach einer Weile hörte ich Mirjams Stimme flüstern — so unverkennbar ihre Stimme, daß mir Kälteschauer über die Haut liefen.

Ich trank die Worte so gierig, daß ich nur den Sinn begriff. Sie sprach von Liebe zu mir und von dem unsagbaren Glück, daß wir uns endlich gefunden hätten — und uns nie wieder trennen würden — hastig — ohne Pause: wie jemand, der fürchtet unterbrochen zu werden und jede Sekunde ausnützen will.

Dann wurde die Stimme stockend — erlosch zeitweilig ganz.

»Mirjam?« fragte ich, bebend vor Angst und mit eingezogenem Atem, »Mirjam, bist du gestorben?«

Lange keine Antwort.

Dann, fast unverständlich:

»Nein. — Ich lebe. — Ich schlafe.« — —

Nichts mehr.

Ich lauschte und lauschte.

Vergebens.

Nichts mehr.

Vor Ergriffenheit und Zittern mußte ich mich auf die Kante der Pritsche stützen, um nicht vornüber auf Laponder zu fallen.

Die Täuschung war so vollständig gewesen, daß ich Mirjam momentelang tatsächlich vor mir liegen zu sehen glaubte und alle

meine Kraft zusammennehmen mußte, um nicht einen Kuß auf die Lippen des Mörders zu drücken.

»Henoch! Henoch!« — hörte ich ihn plötzlich lallen, dann immer klarer und artikulierter: »Henoch! Henoch!«

Sofort erkannte ich Hillel.

»Bist du es, Hillel?«

Keine Antwort.

Ich erinnerte mich, gelesen zu haben, daß man Schlafenden, um sie zum Reden zu bringen, die Fragen nicht ins Ohr stellen dürfe, sondern gegen das Nervengeflecht in der Magengrube richten müsse.

Ich tat es:

»Hillel?«

»Ja, ich höre dich!«

»Ist Mirjam gesund? Weißt du alles?« fragte ich schnell.

»Ja. Ich weiß alles. Wußte es längst. — Sei ohne Sorge, Henoch, und fürchte dich nicht!«

»Kannst du mir verzeihen, Hillel?«

»Ich sage dir doch: sei ohne Sorge.«

»Werden wir uns bald wiedersehen?« — Ich fürchtete, die Antwort nicht mehr verstehen zu können, schon der letzte Satz war nur mehr gehaucht worden.

»Ich hoffe es. Ich will warten — auf dich — wenn ich kann — dann muß ich — Land —«

»Wohin? In welches Land?« — ich fiel beinahe auf Laponder — »In welches Land? In welches Land?«

»— Land — Gad — südlich — Palästina —«

Die Stimme erstarb.

Hundert Fragen schossen mir in der Verwirrung durch den Kopf: Warum nennt er mich Henoch? — Zwakh, Jaromir, die Uhr, Vrieslander, Angelina — Charousek.

»Leben Sie wohl und gedenken Sie meiner zuweilen«, kam es plötzlich wieder laut und deutlich von den Lippen des Mörders. Diesmal in Charouseks Tonfall, aber ähnlich so, als hätte ich selbst es gesagt.

Ich erinnerte mich, es war der Schlußsatz aus Charouseks Brief. —

Das Gesicht Laponders lag bereits im Dunkel. Das Mondlicht fiel

auf das Kopfende des Strohsacks. In einer Viertelstunde mußte es aus der Zelle verschwunden sein.

Ich stellte Frage auf Frage, bekam aber keine Antwort mehr:

Der Mörder lag unbeweglich da wie eine Leiche und hatte die Lider geschlossen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich machte mir die heftigsten Vorwürfe, all die Tage über in Laponder nur den Verbrecher und niemals den Menschen gesehen zu haben. —

Nachdem, was ich soeben erlebt, war er offenbar ein Somnambuler — ein Geschöpf, das unter dem Einfluß des Vollmonds stand.

Vielleicht hatte er den Lustmord in einer Art Dämmerzustand begangen. Bestimmt sogar. — — — —

Jetzt, wo der Morgen graute, war die Starrheit aus seinen Zügen gewichen und hatte dem Ausdruck seligen Friedens Platz gemacht.

So ruhig kann ein Mensch doch nicht schlummern, der einen Mord auf dem Gewissen hat, sagte ich mir.

Ich konnte den Moment, wo er aufwachen würde, kaum erwarten.

Ob er wohl wüsste, was geschehen war?

Endlich schlug er die Augen auf, begegnete meinem Blick und sah zur Seite.

Sofort trat ich zu ihm und ergriff seine Hand: »Verzeihen Sie mir, Herr Laponder, daß ich bisher so unfreundlich zu Ihnen gewesen bin. Es war das ungewohnte, das — —.«

»Seien Sie überzeugt, mein Herr, ich begreife vollkommen,« unterbrach er mich lebhaft, »daß es ein scheußliches Gefühl sein muß, mit einem Lustmörder beisammen zu sein.«

»Reden Sie nicht mehr davon«, bat ich. »Es ist mir heute nacht so mancherlei durch den Kopf gegangen und ich werde den Gedanken nicht los, Sie könnten vielleicht — — — —« ich suchte nach Worten.

»Sie halten mich für krank.« half er mir heraus.

Ich bejahte: »Ich glaube es aus gewissen Anzeichen schließen zu dürfen. Ich — ich — darf ich Ihnen eine direkte Frage stellen, Herr Laponder?«

»Ich bitte darum.«

»Es klingt etwas merkwürdig, — aber — würden Sie mir sagen, was Sie heute geträumt haben?«

Er schüttelte lächelnd den Kopf: »Ich träume nie.«

»Aber Sie haben aus dem Schlaf gesprochen.«

Er blickte überrascht auf. Dachte eine Weile nach. Dann sagte er bestimmt:

»Das kann nur geschehen sein, wenn Sie mich etwas gefragt haben.« — Ich gab es zu. »Denn wie gesagt, ich träume nie. Ich — ich wandere«, setzte er nach einer Pause halblaut hinzu.

»Sie wandern? Wie soll ich das verstehen?«

Er schien nicht recht mit der Sprache heraus zu wollen und ich hielt es für angezeigt, ihm die Gründe zu nennen, die mich bewogen hatten, in ihn zu dringen, und erzählte ihm in Umrissen, was nachts geschehen war.

»Sie können sich fest darauf verlassen,« sagte er ernst, als ich zu Ende war, »daß alles auf Richtigkeit beruht, was ich im Schlaf gesprochen habe. Wenn ich vorhin bemerkte, daß ich nicht träume, sondern ‚wandere', so meinte ich damit, daß mein Traumleben anders beschaffen ist, als das — sagen wir: normaler Menschen. Nennen Sie es, wenn Sie wollen, ein Austreten aus dem Körper. — — So war ich z. B. heute nacht in einem höchst sonderbaren Zimmer, zu dem der Eingang von unten herauf durch eine Falltür führte«.

»Wie sah es aus?« fragte ich rasch. »War es unbewohnt? Leer?«

»Nein, es standen Möbel darin, aber nicht viele. Und ein Bett, in dem ein junges Mädchen schlief — oder wie scheintot lag, — und ein Mann saß neben ihr und hielt seine Hand über ihre Stirn.« — Laponder schilderte die Gesichter der beiden. Kein Zweifel, es waren Hillel und Mirjam.

Ich wagte vor Spannung kaum zu atmen.

»Bitte, erzählen Sie weiter. War sonst noch jemand im Zimmer?«

»Sonst noch jemand? Warten Sie — — — nein: sonst war niemand mehr im Zimmer. Ein siebenflammiger Leuchter brannte auf dem Tisch. — Dann ging ich eine Wendeltreppe hinunter.«

»Sie war zerbrochen?« fiel ich ein.

»Zerbrochen? Nein, nein, sie war ganz in Ordnung. Und von ihr zweigte seitlich eine Kammer ab, darin saß ein Mann mit silbernen Schnallen an den Schuhen und von fremdartigem Typus,

wie ich noch nie einen Menschen gesehen habe: von gelber Gesichtsfarbe und mit schrägstehenden Augen, — er war vornüber gebeugt und schien auf etwas zu warten. Auf einen Auftrag vielleicht.«

»Ein Buch, — ein altes großes Buch haben Sie nirgends gesehen?« forschte ich.

Er rieb sich die Stirn:

»Ein Buch sagen Sie? — Ja. Sehr richtig: Ein Buch lag auf dem Boden. Es war aufgeschlagen, ganz aus Pergament, und mit einem großen goldenen ‚A' fing die Seite an.«

»Mit einem ‚I' meinen Sie wohl?«

»Nein, mit einem ‚A'«.

»Wissen Sie das bestimmt? War es nicht ein ‚I'?«

Nein, es war bestimmt ein ‚A'«.

Ich schüttelte den Kopf und fing an zu zweifeln. Offenbar hatte Laponder im Halbschlaf in meinem Vorstellungsinhalt gelesen und alles wirr durcheinander gebracht: Hillel, Mirjam, den Golem, das Buch Ibbur und den unterirdischen Gang.

»Haben Sie die Gabe zu ‚wandern', wie Sie es nennen, schon lang?« fragte ich.

»Seit meinem 21. Jahr — — —«, er stockte, schien nicht gern davon zu reden, da nahm seine Miene plötzlich den Ausdruck grenzenlosen Erstaunens an und er starrte auf meine Brust, als ob er dort etwas sähe.

Ohne auf meine Verwunderung zu achten, ergriff er hastig meine Hand und bat — fast flehentlich:

»Um Himmelswillen, sagen Sie mir alles. Es ist heute der letzte Tag, den ich bei Ihnen verbringen darf. Vielleicht schon in einer Stunde werde ich abgeholt um mein Todesurteil anzuhören — —.«

Ich unterbrach ihn entsetzt:

»Dann müssen Sie mich mitnehmen als Zeugen! Ich werde beschwören, daß Sie krank sind. — Sie sind mondsüchtig. Es darf nicht sein, daß man Sie hinrichtet, ohne Ihren Geisteszustand untersucht zu haben. So nehmen Sie doch Vernunft an!«

Er wehrte nervös ab: »Das ist doch so nebensächlich, — bitte, sagen Sie mir alles!«

»Aber was soll ich Ihnen denn sagen? — Reden wir doch lieber von Ihnen und — — —«

»Sie müssen, ich weiß das jetzt, gewisse seltsame Dinge erlebt haben, die mich nah angehen, — näher als Sie ahnen können, — — ich bitte Sie, sagen Sie mir alles!« flehte er.

Ich konnte es nicht fassen, daß ihn mein Leben mehr interessierte, als seine eigenen doch wahrhaftig genügend dringenden Angelegenheiten, um ihn aber zu beruhigen, erzählte ich ihm alles, was mir an Unbegreiflichem geschehen war.

Bei jedem größeren Abschnitt nickte er zufrieden, wie jemand, der eine Sache bis zum Grund durchschaut.

Als ich zu der Stelle kam, wo die Erscheinung ohne Kopf vor mir gestanden und mir die schwarzroten Körner hingehalten hatte, konnte er es kaum erwarten, den Schluß zu erfahren.

»Also, aus der Hand geschlagen haben Sie sie ihm«, murmelte er sinnend. »Ich hätte nie gedacht, daß es einen dritten ‚Weg' geben könnte.«

»Es war das kein dritter Weg,« sagte ich, »es war dasselbe, wie wenn ich die Körner abgelehnt hätte.«

Er lächelte.

»Glauben Sie nicht, Herr Laponder?«

»Wenn Sie sie abgelehnt hätten, wären Sie wohl auch den ‚Weg des Lebens' gegangen, aber die Körner, die magische Kräfte bedeuten, wären nicht zurückgeblieben. — So sind sie auf den Boden gerollt, wie Sie sagen. Das heißt: sie sind hier geblieben und werden von Ihren Vorfahren solange behütet, bis die Zeit des Keimens da ist. Dann werden die Kräfte, die in Ihnen jetzt noch schlummern, lebendig werden.«

Ich verstand nicht: »Von meinen Vorfahren werden die Körner behütet?«

»Sie müssen es teilweise symbolisch auffassen, was Sie erlebt haben«, erklärte Laponder. »Der Kreis der bläulich strahlenden Menschen, der Sie umstand, war die Kette der ererbten ‚Iche', die jeder von einer Mutter Geborene mit sich herumschleppt. Die Seele ist nichts ‚Einzelnes', — sie soll es erst werden, und das nennt man dann: ‚Unsterblichkeit'; Ihre Seele ist noch zusammengesetzt aus

vielen ‚Ichen' — so, wie ein Ameisenstaat aus vielen Ameisen, Sie tragen die seelischen Reste vieler tausend Vorfahren in sich: — die Häupter ihres Geschlechtes. Bei allen Wesen ist es so. Wie könnte denn ein Huhn, das aus einem Ei künstlich erbrütet wurde, sich sogleich die richtige Nahrung suchen, wenn nicht die Erfahrung von Jahrmillionen in ihm stäke? — Das Vorhandensein des ‚Instinktes' verrät die Gegenwart der Vorfahren im Leib und in der Seele. — Aber, verzeihen Sie, ich wollte Sie nicht unterbrechen.«

Ich erzählte zu Ende. Alles. Auch das, was Mirjam über den »Hermaphroditen« gesagt hatte.

Als ich innehielt und aufblickte, bemerkte ich, daß Laponder weiß geworden war wie der Kalk an der Wand und Tränen über seine Wangen liefen.

Rasch stand ich auf, tat, als sähe ich es nicht, und ging in der Zelle auf und nieder, um abzuwarten, bis er sich beruhigt haben würde.

Dann setzte ich mich ihm gegenüber und bot meine ganze Beredsamkeit auf, ihn zu überzeugen, wie dringend nötig es wäre, den Richtern gegenüber auf seinen krankhaften Geisteszustand hinzuweisen.

»Wenn Sie wenigstens den Mord nicht eingestanden hätten!« schloß ich.

»Aber ich mußte doch! Man hat mich auf mein Gewissen gefragt«, sagte er naiv.

»Halten Sie denn eine Lüge für schlimmer, als — als einen Lustmord?« fragte ich verblüfft.

»Im allgemeinen vielleicht nicht, in meinem Fall gewiß. — Sehen Sie: als ich vom Untersuchungsrichter gefragt wurde, ob ich gestünde, hatte ich die Kraft, die Wahrheit zu sagen. Es stand also in meine. Wahl, zu lügen oder nicht zu lügen. — Als ich den Lustmord beging — — bitte, ersparen Sie mir die Details: es war so gräßlich, daß ich die Erinnerung nicht wieder aufleben lassen möchte — — als ich den Lustmord beging, da hatte ich keine Wahl. Wenn ich auch bei vollkommen klarem Bewußtsein handelte, so hatte ich dennoch keine Wahl: Irgend etwas, dessen Vorhandensein in mir ich nie geahnt hatte, wachte auf und war stärker als ich. Glauben

Sie, wenn ich die Wahl gehabt haben würde, ich hätte gemordet? — Nie habe ich getötet — nicht einmal das kleinste Tier — und jetzt wäre ich es schon gar nicht imstande.

Nehmen Sie an, es wäre Menschengesetz: zu morden, und auf der Unterlassung stünde der Tod — ähnlich wie es im Krieg der Fall ist, — augenblicklich hätte ich mir den Tod verdient. — Weil mir keine Wahl bliebe. Ich könnte ganz einfach nicht morden. Damals, als ich den Lustmord beging, lag die Sache umgekehrt.«

»Umsomehr, wo Sie sich jetzt quasi als ein anderer fühlen, müssen Sie alles aufbieten, dem Richterspruch zu entgehen!« wandte ich ein.

Laponder machte eine abwehrende Handbewegung: »Sie irren! Die Richter haben von ihrem Standpunkt aus ganz recht. Sollen sie einen Menschen wie mich vielleicht frei umherlaufen lassen? Damit morgen oder übermorgen wieder das Unheil losbricht?«

»Nein, aber in einer Heilanstalt für Geisteskranke sollte man Sie internieren. Das ist es doch, was ich sage!« rief ich.

»Wenn ich irrsinnig wäre, hätten Sie recht,« erwiderte Laponder gleichmütig. »Aber ich bin nicht irrsinnig. Ich bin etwas ganz anderes, — etwas, was dem Irrsein sehr ähnlich sieht, aber gerade das Gegenteil ist. — Bitte, hören Sie zu. Sie werden mich sogleich verstehen. — — — Was Sie mir vorhin von dem Phantom ohne Kopf — ein Symbol natürlich: dieses Phantom, den Schlüssel können Sie leicht finden, wenn Sie darüber nachdenken — erzählten, ist mir einst genau so passiert. Nur habe ich die Körner angenommen. Ich gehe also den »Weg des Todes«! — Für mich ist das heiligste, das ich denken kann: meine Schritte vom Geistigen in mir lenken zu lassen. Blind, vertrauensvoll, wohin der Weg auch führen mag: ob zum Galgen oder zum Thron, ob zur Armut oder zum Reichtum. Niemals habe ich gezögert, wenn die Wahl in meine Hand gelegt war.

Darum habe ich auch nicht gelogen, als die Wahl in meiner Hand lag.

Kennen Sie die Worte des Propheten Micha:

»Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist
und was der Herr von dir fordert?«

Würde ich gelogen haben, hätte ich eine Ursache geschaffen, weil ich die Wahl hatte, — als ich den Mord beging, schuf ich

keine Ursache, nur die Wirkung einer in mir schlummernden längst gelegten Ursache, über die ich keine Gewalt mehr besaß, wurde frei.

Also sind meine Hände rein.

Dadurch, daß das Geistige in mir mich zum Mörder werden ließ, hat es eine Hinrichtung an mir vollzogen; dadurch, daß mich die Menschen an den Galgen knüpfen, wird mein Schicksal losgelöst von dem ihrigen: — ich komme zur Freiheit.«

Er ist ein Heiliger, fühlte ich und das Haar sträubte sich mir, vor Schauer über meine eigene Kleinheit.

»Sie haben mir erzählt, daß Sie durch den hypnotischen Eingriff eines Arztes in Ihr Bewußtsein lange die Erinnerung an Ihre Jugendzeit vergessen hatten, fuhr er fort. Es ist das das Kennzeichen — das Stigma — aller derer, die von der Schlange des geistigen Reiches gebissen sind. Es scheint fast, als müßten in uns zwei Leben aufeinandergepfropft werden, wie ein Edelreis auf den wilden Baum, ehe das Wunder der Erweckung geschehen kann; — was sonst durch den Tod getrennt wird, geschieht hier durch Erlöschen der Erinnerung — manchmal nur durch eine plötzliche innere Umkehr.

Bei mir war es so, daß ich, scheinbar ohne äußere Ursache, in meinem 21. Jahr eines Morgens wie verändert erwachte. Was mir bis dahin lieb gewesen, er schien mir mit einemmal gleichgültig: Das Leben kam mir dumm vor wie eine Indianergeschichte und verlor an Wirklichkeit, die Träume wurden zu Gewißheit — zu apodiktischer, beweiskräftiger Gewißheit, verstehen Sie wohl: zu beweiskräftiger realer Gewißheit, und das Leben des Tages wurde zum Traum.

Alle Menschen könnten das, wenn sie den Schlüssel hätten. Und der Schlüssel liegt einzig und allein darin, daß man sich seiner ‚Ichgestalt', sozusagen seiner Haut, im Schlaf bewußt wird, — die schmale Ritze findet, durch die sich das Bewußtsein zwängt, zwischen Wachsein und Tiefschlaf.

Darum sagte ich vorhin: ich ‚wandere' und nicht: ‚ich träume'.

Das Ringen nach der Unsterblichkeit ist ein Kampf um das Szepter gegen die uns innewohnenden Klänge und Gespenster; und das Warten auf das Königwerden des eigenen ‚Ich's' ist das Warten auf den Messias.

Der schemenhafte Habal Garmin, den Sie gesehen haben, der ‚Hauch der Knochen' der Kabbala, das war der König. — Wenn er gekrönt sein wird, dann — — — reißt der Strick entzwei, mit dem Sie durch die äußern Sinne und den Schornstein des Verstandes an die Welt gebunden sind. — — — — —

Wieso es kommen konnte, daß ich trotz meinem Losgetrenntsein vom Leben über Nacht zum Lustmörder werden konnte, fragen Sie mich? Der Mensch ist wie ein Glasrohr, durch das bunte Kugeln laufen: Bei fast allen im Leben nur eine. Ist die Kugel rot, heißt der Mensch: ‚schlecht'. Ist sie gelb, dann ist der Mensch: ‚gut'. Laufen zwei hintereinander — eine rote und eine gelbe, dann hat ‚man' einen ‚ungefestigten' Charakter. Wir von der ‚Schlange Gebissenen' machen in einem Leben durch, was sonst an der ganzen Rasse in einem Weltenalter geschieht: die farbigen Kugeln rasen hintereinander her durch das Glasrohr, und wenn sie zu Ende sind — — dann sind wir Propheten, — sind die Spiegel Gottes geworden.«

Laponder schwieg.

Lange konnte ich kein Wort sprechen. Seine Rede hatte mich fast betäubt.

»Weshalb fragten Sie mich vorhin so ängstlich nach meinen Erlebnissen, wo Sie so doch viel viel höher stehen als ich?« fing ich endlich wieder an.

»Sie irren,« sagte Laponder, »ich stehe weit unter Ihnen. — Ich fragte Sie, weil ich fühlte, daß Sie den Schlüssel besitzen, der mir noch fehlte.«

»Ich? Einen Schlüssel. O Gott.«

»Jawohl Sie! Und Sie haben ihn mir gegeben. — Ich glaube nicht, daß es einen glücklicheren Menschen auf Erden gibt, als ich es heute bin.«

Draußen entstand ein Geräusch, die Riegel wurden zurückgeschoben, — Laponder achtete kaum darauf:

»Das mit dem Hermaphroditen war der Schlüssel. Jetzt habe ich die Gewißheit. Schon deshalb bin ich froh, daß man mich holen kommt, denn dann bin ich am Ziel.«

Vor Tränen konnte ich Laponders Gesicht nicht mehr unterscheiden, ich hörte nur das Lächeln in seiner Stimme.

»Und jetzt: Leben Sie wohl, Herr Pernath, und denken Sie, das, was man morgen aufhenkt, sind nur meine Kleider, Sie haben mir das Schönste eröffnet, — das letzte, was ich noch nicht wußte. Jetzt geht's zur Hochzeit — — — —,« er stand auf und folgte dem Gefangenwärter — »es hängt mit dem Lustmord eng zusammen«, waren die letzten Worte, die ich hörte und nur dunkel begriff.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

So oft seit jener Nacht der Vollmond am Himmel stand, glaubte ich immer wieder Laponders schlafendes Gesicht auf der grauen Leinwand des Bettes liegen zu sehen.

In den nächsten Tagen, nachdem er weggeführt worden war, hatte ich ein Hämmern und Zimmern aus dem Hinrichtungshof heraufdröhnen hören, das manchmal bis zum Morgengrauen dauerte.

Ich erriet, was es bedeutete, und hielt mir stundenlang die Ohren zu vor Verzweiflung.

Monat um Monat verfloß. Ich sah, wie der Sommer zerrann, am Krankwerden des kümmerlichen Laubs im Hof, roch es an dem pelzigen Hauch, der aus den Mauern drang.

Wenn mein Blick bei den Rundgängen auf den sterbenden Baum fiel und das eingewachsene Glasbild der Heiligen in seiner Rinde, zog ich unwillkürlich jedesmal den Vergleich, wie tief sich auch Laponders Gesicht in mich eingegraben hatte. Beständig trug ich es in mir herum, dieses Buddhagesicht mit der faltenlosen Haut und dem seltsamen, immerwährenden Lächeln.

Ein einziges Mal noch — im September — hatte mich der Untersuchungsrichter holen lassen und mißtrauisch gefragt, wie ich es begründen könne, daß ich bei dem Bankschalter gesagt, ich müsse dringend verreisen, und warum ich in den Stunden vor meiner Verhaftung so unruhig gewesen wäre und meine sämtlichen Edelsteine zu mir gesteckt hätte.

Auf meine Antwort, ich sei mit der Absicht umgegangen, mir das Leben zu nehmen, hatte es wieder hinter dem Schreibtisch höhnisch gemeckert. —

Bis dahin war ich allein in meiner Zelle gewesen und konnte

meinen Gedanken, meiner Trauer um Charousek, der, wie ich fühlte, längst tot sein mußte, und Laponder und meiner Sehnsucht um Mirjam nachhängen.

Dann kamen wieder neue Gefangene: diebische Kommis mit verlebten Gesichtern, dickwanstige Bankkassierer, — »Waisenkinder«, wie der schwarze Vóssatka sie genannt haben würde, und verpesteten mir die Luft und die Stimmung.

Eines Tages gab einer von ihnen voll Entrüstung zum besten, daß vor geraumer Zeit ein Lustmord in der Stadt geschehen sei. Zum Glück hätte man den Täter sogleich erwischt und kurzen Prozeß mit ihm gemacht.

»Laponder hat er geheißen, der Schuft der gottserbärmliche« schrie ein Kerl mit einer Raubtierschnauze, der wegen Kindsmißhandlung zu — — 14 Tagen Gefängnis verurteilt worden war, dazwischen. »Auf frischer Tat habn's 'n g'faßt. Die Lampen is umg'fallen bei dem Krawall und's Zimmer is ausbrennt. Die Leich' von dem Madel is dabei so verkohlt, daß mer bis zum heutigen Tage noch nöt hat rausbringen können, wer sie eigentlich war. Schwarze Haar hat's g'habt und a schmal's G'sicht, dös is alls, was mer weiß. Und der Laponder hat net ums Verrecken rausg'ruckt mit ihrem Namen. — Wann's nach mir gangen wär, i hätt ihm d'Haut ab'zogen und Pfeffer drauf g'streut. — Dös san halt die feinen Herren! Mörder san's, alle z'samm. — — — — Als ob's net anderne Mittel g'nua gebet, wann aner a Madel los sein wüll« setzte er mit zynischem Lächeln hinzu.

Die Wut kochte in mir und am liebsten hätte ich den Halunken zu Boden geschlagen.

Nacht für Nacht schnarchte er in dem Bett, auf dem Laponder gelegen. Ich atmete auf, als er endlich frei gelassen wurde.

Aber selbst da war ich ihn noch nicht los: Seine Rede hatte sich wie ein Pfeil mit Widerhaken in mich eingebohrt.

Fast beständig, hauptsächlich in der Dunkelheit, nagte jetzt in mir der grausige Verdacht, — Mirjam könne das Opfer Laponders gewesen sein.

Je mehr ich dagegen ankämpfte, desto tiefer verstrickte ich mich in dem Gedanken, bis er beinahe zur fixen Idee wurde.

Manchmal, besonders wenn der Mond grell durchs Gitter schien, wurde es besser: ich konnte mir die Stunden, die ich mit Laponder verlebt, dann lebendig machen, und das tiefe Gefühl für ihn verscheuchte mir die Qual, — aber nur zu oft kamen die gräßlichen Minuten wieder, wo ich Mirjam ermordet und verkohlt im Geiste vor mir sah und glaubte, vor Angst den Verstand verlieren zu müssen.

Die schwachen Anhaltspunkte, die ich für meinen Verdacht hatte, verdichteten sich in solchen Zeiten zu einem geschlossenen Ganzen, — zu einem Gemälde voll unbeschreiblich entsetzenerregender Einzelheiten.

Anfangs November, gegen 10 Uhr abends, es war bereits stockfinster und die Verzweiflung in mir hatte einen derartigen Höhepunkt erreicht, daß ich mich, um nicht laut aufzuschreien, in meinen Strohsack verbiß wie ein verdurstendes Tier, — öffnete plötzlich der Gefangenwärter die Zelle und forderte mich auf, mit ihm zum Untersuchungsrichter zu kommen. Ich fühlte mich so schwach, daß ich mehr taumelte als ging.

Die Hoffnung, jemals dieses schreckliche Haus verlassen zu dürfen, war längst in mir gestorben.

Ich machte mich darauf gefaßt, wieder eine kalte Frage gestellt zu bekommen —, das stereotype Gemecker hinter dem Schreibtisch zu hören und dann zurück in die Finsternis zu müssen. — — — —

Der Herr Baron Leisetreter war bereits nach Hause gegangen und nur ein alter buckliger Schreiber mit Spinnenfingern stand im Zimmer.

Dumpf wartete ich, was mit mir geschehen würde.

Es fiel mir auf, daß der Gefangenwärter mit hereingekommen war und mir gutmütig zublinzelte, aber ich war viel zu niedergeschlagen, als daß ich mir über die Bedeutung alles dessen hätte klar werden können.

»Die Untersuchung hat ergeben«, fing der Schreiber an, stieg auf einen Sessel und kramte erst lange auf dem Bücherbord nach Schriftstücken, ehe er fortfuhr: »hat ergeben, daß der in Frage kommende Karl Zottmann vor seinem Tode anläßlich einer heimlichen Zusammenkunft mit der unverehelichten ehemaligen Prosti-

tuierten Rosina Metzeles, die damaliger Zeit den Spitznamen »die rote Rosina« führte, dann später von einem taubstummen, nunmehr unter polizeilicher Aufsicht stehenden Silhouettenschneider namens Jaromir Kwáßnitschka aus dem Weinsalon ‚Kautsky' losgekauft wurde und seit einigen Monaten mit Seiner Durchlaucht dem Fürsten Ferri Athenstädt im gemeinsamen wilden Konkubinate als Maitresse lebt, von hinterlistiger Hand in ein unterirdisches, aufgelassenes Kellergewölbe des Hauses Nummer conscriptiones 21873, gebrochen durch römisch III, der Hahnpaßgasse, laufende Nummero sieben, gelockt, dortselbst eingeschlossen und sich selbst, beziehungsweise dem Tode durch Verhungern oder Erfrieren überlassen wurde. — — — — — Der obenerwähnte Zottmann nämlich«, erklärte der Schreiber mit einem Blick über die Brille hinweg und blätterte ein paar mal um.

»Die Untersuchung hat weiters ergeben, daß der obenerwähnte Karl Zottmann allem Anscheine nach — nach eingetretenem Ableben — seiner sämtlichen bei ihm getragenen Habseligkeiten, insbesondere seiner sub faszikel römisch P gebrochen durch ‚bäh' beigeschlossenen doppelmanteligen Taschenuhr« — der Schreiber hob die Uhr an der Kette in die Höhe — »beraubt wurde. — Der eidesstattlichen Aussage des Silhouettenschnitzers Jaromir Kwaßnitschka, verwaisten Sohnes des vor 17 Jahren verstorbenen Hostienbäckers gleichen Namens: die Uhr im Bett seines inzwischen flüchtig gegangenen Bruders Loisa gefunden und an den Altwarenhändler und mehrfachen, inzwischen aus dem Leben geschiedenen, Realitätenbesitzer Aaron Wassertrum gegen Inempfangnahme von Geldeswert veräußert zu haben, konnte mangels Gaubwürdigkeit kein Gewicht beigelegt werden.

Die Untersuchung hat weiter ergeben, daß die Leiche des erwähnten Karl Zottmann in der rückwärtigen Hosentasche zur Zeit ihrer Auffindung ein Notizbuch bei sich trug, in der sie vermutlich bereits einige Tage vor erfolgtem Ableben mehrere den Tatbestand erhellende und die Ergreifung des Täters durch die k. k. Behörden erleichternde Eintragungen vorgenommen hatte.

Das Augenmerk einer hohen k. und k. Staatsanwaltschaft wurde demzufolge auf den nunmehr durch die Zottmannschen letztwilligen Notizen dringend verdächtig gewordenen Loisa Kwaßnitschka, zur-

zeit flüchtig, gelenkt und unter einem verfügt, die Untersuchungshaft gegen Athanasius Pernath, Gemmenschneider, dermalen noch unbescholten, aufzuheben, und das Verfahren gegen ihn einzustellen.«

Prag im Juli

gezeichnet
Dr. Freiherr von Leisetreter.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Boden schwankte unter meinen Füßen und ich verlor eine Minute das Bewußtsein.

Als ich erwachte, saß ich auf einem Stuhl und der Gefangenwärter klopfte mir freundlich auf die Schulter.

Der Schreiber war vollkommen ruhig geblieben, schnupfte, schneuzte sich und sagte zu mir:

»Die Verlesung der Verfügung hat sich bis heute hinausgezogen, weil Ihr Name mit einem ‚Päh' beginnt und naturgemäß im Alphabet erst gegen Schluß vorkommen kann.« — Dann las er weiter:

»Überdies ist der Athanasius Pernath, Gemmenschneider, in Kenntnis zu setzen, daß ihm laut testamentarischer Verfügung des im Mai mit Tod abgegangenen stud. med. Innocenz Charousek ein Drittel von dessen gesamter Verlassenschaft ins Erbe zugefallen ist, und ist er zur Unterfertigung des Protokolles hiermit anzuhalten.«

Der Schreiber hatte bei dem letzten Wort die Feder eingetunkt und fing an zu schmieren.

Ich erwartete gewohnheitsmäßig, daß er meckern würde, aber er meckerte nicht.

»Innocenz Charousek«, murmelte ich ihm wie geistesabwesend nach.

Der Gefangenwärter beugte sich über mich und flüsterte mir ins Ohr:

»Kurz vor seinem Tode war er bei mir, der Herr Dr. Charousek, und hat sich nach Ihnen erkundigt. Er läßt Sie viel—vielmals grüßen, hat er g'sagt. Ich hab's natürlich damals nicht ausrichten dürfen. Es ist streng verboten. Ein schreckliches Ende hat er übrigens genommen, der Herr Dr. Charousek. Er hat sich selbst entleibt. Man hat ihn tot auf dem Grabhügel des Aaron Wassertrum, auf der Brust liegend, gefunden. — Er hat zwei tiefe Löcher in die Erde gegraben gehabt, sich die Pulsadern aufgeschnitten und dann

die Arme in die Löcher gesteckt. So ist er verblutet. Er ist wahrscheinlich wahnsinnig gewesen, der Herr Dr. Char — — —«

Der Schreiber schob geräuschvoll seinen Stuhl zurück und reichte mir die Feder zum Unterschreiben.

Dann richtete er sich stolz auf und sagte genau im Tonfall seines freiherrlichen Vorgesetzten:

»Gefangenwärter, führen Sie den Mann hinaus.«

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie vor langer, langer Zeit hatte wiederum der Mann mit Säbel und Unterhosen im Torzimmer seine Kaffeemühle vom Schoß genommen, nur daß er mich diesmal nicht untersuchte und mir meine Edelsteine, das Portemonnaie mit den zehn Gulden darin, meinen Mantel und alles übrige zurückgab. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dann stand ich auf der Straße.

»Mirjam! Mirjam! Jetzt endlich nahte das Wiedersehen!« — Ich unterdrückte einen Schrei wildesten Entzückens.

Es mußte Mitternacht sein. Der Vollmond schwebte glanzlos wie ein Messingteller hinter Dunstschleiern.

Das Pflaster war mit einer zähen Schicht von Schmutz bedeckt.

Ich wankte auf eine Droschke zu, die im Nebel aussah, wie ein zusammengebrochenes vorsintflutliches Ungeheuer. Meine Beine versagten fast den Dienst, ich hatte das Gehen verlernt und taumelte — auf empfindungslosen Sohlen wie ein Rückenmarkskranker. — —

»Kutscher fahren Sie mich, so rasch Sie können in die Hahnpaßgasse 7! — Haben Sie mich verstanden?: — Hahnpaßgasse 7.«

XVIII
FREI

Nach wenigen Metern Fahrt blieb die Droschke stehn.

»Hahnpaßgassä, gnä' Herr?«

»Ja, ja, nur rasch.«

Wieder fuhr der Wagen ein Stück weiter. Wieder blieb er stehen.

»Um Himmelswillen, was gibts denn?«

»Hahnpaßgassä, gnä' Herr?«

»Ja, ja. Ja doch.«

»In die Hahnpaßgassä kann me doch nicht fahrrähn!«

»Warum denn nicht?»

»Ise sich doch ieberall Pflaste aufgrissen. Judenstadt wirde sich doch assaniert.«

»Also fahren Sie eben, soweit Sie können, aber jetzt rasch gefälligst.«

Die Droschke machte einen einzigen Galoppsprung und stolperte dann gemächlich weiter.

Ich ließ die klapprigen Fenster herunter und sog mit gierigen Lungen die Nachtluft ein.

Alles war mir so fremd geworden, so unbegreiflich neu: Die Häuser, die Straßen, die Laden.

Ein weißer Hund trabte einsam und mißgelaunt auf dem nassen Trottoir vorüber. Ich sah ihm nach. — Wie sonderbar!! Ein Hund! Ich hatte ganzvergessen, daß es solche Tiere gab. — Vor Freude kindisch rief ich ihm nach: Aber, aber! Wie kann man nur so verdrossen sein. — — —

Was Hillel wohl sagen würde!? — Und Mirjam? —

Nur noch wenige Minuten und ich war bei ihnen. — Nicht eher wollte ich aufhören an ihre Tür zu klopfen, bis ich sie aus den Federn getrieben.

Jetzt war ja alles gut — all der Jammer dieses Jahres vorüber! — Würde das ein Weihnachten werden!

Diesmal durfte ich es nicht verschlafen, wie das letztemal.

Einen Augenblick lähmte mich wieder das alte Entsetzen: die

Worte des Sträflings mit der Raubtierschnauze fielen mir ein. Das verbrannte Gesicht — — aber nein, nein! — ich schüttelte es gewaltsam ab: nein, nein. es konnte, es konnte nicht sein. — Mirjam lebte! — Ich hatte doch ihre Stimme aus Laponders Mund gehört.

Nur noch eine Minute — eine halbe — — und dann — —

Die Droschke hielt vor einem Trümmerhaufen. Barrikaden aus Pflastersteinen!

Rote Laternen brannten darauf.

Beim Schein von Fakeln grub und schaufelte ein Heer von Arbeitern.

Halden von Schutt und Mauerbrocken versperrten den Weg. Ich kletterte umher, versank bis ans Knie.

Das hier, das mußte doch die Hahnpaßgasse sein?!

Mühsam orientierte ich mich. Nichts als Ruinen ringsum.

Stand da nicht das Haus, in dem ich gewohnt hatte?

Die Vorderseite war eingerissen.

Ich kletterte auf einen Erdhügel, — tief unter mir lief ein schwarzer gemauerter Gang die ehemalige Gasse entlang —. Ich schaute empor: Wie riesige Bienenzellen hingen die bloßgelegten Wohnräume nebeneinander in der Luft, halb vom Fackelschein, halb von dem trüben Mondlicht beschienen.

Das dort oben, das mußte mein Zimmer sein — ich erkannte es an der Bemalung der Wände.

Nur mehr ein Streifen davon war übrig.

Dranstoßend daran das Atelier — — Savioli's. Mir wurde plötzlich ganz leer im Herzen. Wie seltsam! Das Atelier! — — Angelina! — — So weit, so unabsehbar fern lag das alles hinter mir.

Ich drehte mich um: von dem Haus, in dem Wassertrum gewohnt, kein Stein mehr auf dem andern. Alles dem Erdboden gleichgemacht: Der Trödlerladen, die Kellerwohnung Charouseks — — — alles, alles.

»Der Mensch geht dahin wie ein Schatten« — fiel mir ein Satz ein, den ich einmal irgendwo gelesen.

Ich fragte einen Arbeiter, ob er nicht wisse, wo die Leute jetzt wohnten, die hier ausgezogen seien, ob er vielleicht den Archivar Schemajah Hillel kenne.

»Nix daitsch« war die Antwort.

Ich schenkte dem Mann einen Gulden: er verstand zwar sofort deutsch, konnte mir aber keine Auskunft geben.

Auch von seinen Kameraden niemand.

Vielleicht, daß beim »Loisitschek« etwas zu erfahren wäre?

Der »Loisitschek« sei gesperrt, hieß es, — das Haus würde renoviert.

Also irgend jemanden in der Nachbarschaft wecken! — Ging das nicht?

»Weit a breit wohnt sich keine Katz«, sagte der Arbeiter, »weil ise behärdlich verbotten. Von wägen Typhus.«

»Der »Ungelt«? Der wird doch offen haben?«

»Ungelt ise sich geschlossen.«

»Bestimmt?«

»Bestimmt!«

Aufs Geratewohl nannte ich ein paar Namen von Höcklern und Tabaktrafikantinnen, die in der Nähe gewohnt hatten, dann die Namen Zwakh, Vrieslander, Prokop — —

Bei allen schüttelte der Mann den Kopf.

»Vielleicht kennen Sie den Jaromir Kwaßnitschka?«

Der Arbeiter horchte auf.

»Jaromir? Ise sich taubstumm?«

Ich jubelte. Gott sei Dank. Wenigstens ein Bekannter.

»Ja, er ist taubstumm. Wo wohnt er?«

»Schneit e' sich Bilteln aus? Aus schwarzem Pappjir?«

»Ja. Er ist es schon. Wo kann ich ihn wohl treffen?«

So umständlich wie möglich bezeichnete mir der Mann ein Nachtcaféhaus in der inneren Stadt und fing sofort wieder an zu schaufeln.

Über eine Stunde lang watete ich durch Schuttfelder, balanzierte über schwankende Bretter und kroch unter Querbalken durch, die die Straßen versperrten. Das ganze Judenviertel war eine einzige Steinwüste, als hätte ein Erdbeben die Stadt zerstört.

Atemlos vor Aufregung, schmutzbedeckt und mit zerrissenen Schuhen fand ich mich endlich aus dem Labyrinth heraus.

Ein paar Häuserreihen und ich stand vor der gesuchten Spelunke.

»Café Chaos« stand darüber geschrieben.

Ein menschenleeres, winziges Lokal, das kaum genügend Platz ließ für die paar Tische, die an die Wände gerückt waren.

In der Mitte auf einem dreibeinigen Billard schlief ein Kellner und schnarchte.

Ein Marktweib mit einem Gemüsekorb vor sich, saß in der Ecke und nickte über einem Glase Caj.

Endlich geruhte der Kellner aufzustehen und mich zu fragen, was ich wünschte. Bei dem frechen Blick, mit dem er mich vom Kopf bis zu Fuß musterte, kam mir erst zum Bewußtsein, wie abgerissen ich aussehen mußte.

Ich warf einen Blick in den Spiegel und entsetzte mich: ein fremdes, blutleeres Gesicht, faltig und grau wie Kitt, mit struppigem Bart und wirrem langem Haar starrte mir entgegen.

Ob der Silhouettenschneider Jaromir nicht dagewesen sei, fragte ich und bestellte schwarzen Kaffee.

»Woass net, wo er so lang bleibt«, war die gegähnte Antwort.

Dann legte sich der Kellner wieder auf das Billard und schlief weiter.

Ich nahm das »Prager Tagblatt« von der Wand und — wartete.

Die Buchstaben liefen wie Ameisen über die Seiten und ich begriff nicht ein einziges Wort von dem, was ich las.

Die Stunden vergingen und hinter den Scheiben zeigte sich bereits das verdächtige tiefe Dunkelblau, das den Einbruch der Morgendämmerung für ein Lokal mit Gasbeleuchtung anzeigt.

Hie und da spähten ein paar Schutzleute mit grünlich schillernden Federbüschen herein und gingen mit langsamem schwerem Schritt wieder weiter.

Drei übernächtig aussehende Soldaten traten ein.

Ein Straßenkehrer nahm einen Schnaps.

Endlich, endlich: Jaromir.

Er hatte sich verändert, daß ich ihn anfangs gar nicht wiedererkannte: Die Augen erloschen, die Vorderzähne ausgefallen, das Haar schütter und tiefe Höhlen hinter den Ohren.

Ich war so froh, nach so langer Zeit wieder ein bekanntes Ge-

sicht zu sehen, daß ich aufsprang, ihm entgegenging und seine Hand faßte.

Er benahm sich außerordentlich scheu und blickte immerwährend nach der Türe. Durch alle möglichen Gesten suchte ich ihm begreiflich zu machen, daß ich mich freute, ihn getroffen zu haben. — Er schien es mir lange nicht zu glauben.

Aber was für Fragen ich auch stellte, stets die gleiche hilflose Handbewegung des Nichtverstehens bei ihm.

Wie konnte ich mich nur verständlich machen?!

Halt! Eine Idee!

Ich ließ mir einen Bleistift geben und zeichnete nacheinander die Gesichter von Zwakh, Vrieslander und Prokop auf.

»Was? Alle nicht mehr in Prag?«

Er fuchtelte lebhaft in der Luft herum, machte die Gebärde des Geldzählens, marschierte mit den Fingern über den Tisch, schlug sich auf den Handrücken. Ich erriet: Alle Drei hatten wahrscheinlich von Charousek Geld bekommen und zogen jetzt als kaufmännische Kompagnie mit dem vergrößerten Marionettentheater durch die Welt.

»Und Hillel? Wo wohnt er jetzt?« — Ich zeichnete sein Gesicht, ein Haus dazu und ein Fragezeichen.

Das Fragezeichen verstand Jaromir nicht, — er konnte nicht lesen, — aber er begriff, was ich wollte, — nahm ein Streichholz, warf es scheinbar in die Höhe und ließ es nach Taschenspielerart geschickt verschwinden.

Was bedeutete das? Hillel sollte auch verreist sein?

Ich zeichnete das jüdische Rathaus auf.

Der Taubstumme schüttelte heftig den Kopf.

»Hillel ist also nicht mehr dort?«

»Nein!« ⟨Kopfschütteln⟩.

»Wo ist er denn?«

Wieder das Spiel mit dem Streichholz.

»Er meint halt, daß der Herr weg ist, und Niem'd weiß nicht, wohin,« mischte sich der Straßenkehrer, der uns die ganze Zeit über interessiert zugesehen hatte, belehrend ein.

Vor Schreck krampfte sich mir das Herz zusammen: Hillel fort! —

Jetzt war ich ganz allein auf der Welt. — — Die Gegenstände im Zimmer fingen vor meinen Augen an zu flimmern.

»Und Mirjam?«

Meine Hand zitterte so stark, daß ich ihr Gesicht lange nicht ähnlich zeichnen konnte.

»Ist Mirjam auch verschwunden«?

»Ja. Auch verschwunden. Spurlos.«

Ich stöhnte laut auf, lief im Zimmer hin und her, daß die Soldaten einander fragend anblickten.

Jaromir suchte mich zu beruhigen und bemühte sich, mir noch etwas anderes mitzuteilen, was er erfahren zu haben schien: er legte den Kopf auf den Arm, wie jemand der schläft.

Ich hielt mich an der Tischplatte: »Um Gottes Christi willen, Mirjam ist gestorben?«

Kopfschütteln. — Jaromir wiederholte die Gebärde des Schlafens.

»War Mirjam krank gewesen?« Ich zeichnete eine Medizinflasche.

Kopfschütteln. — Wieder legte Jaromir die Stirn auf den Arm.

Das Zwielicht kam, eine Gasflamme nach der andern erlosch und noch immer konnte ich nicht herausbringen, was die Geste bedeuten sollte.

Ich gab es auf. Dachte nach.

Das einzige, was mir zu tun blieb, war, in aller Frühe auf das jüdische Rathaus zu gehen und da Erkundigungen einzuziehen, wohin Hillel mit Mirjam gereist sein könne.

Ich mußte ihm nach. — — — — — — — — — — — — —

Wortlos saß ich neben Jaromir. Stumm und taub wie er.

Als ich nach einer langen Zeit aufblickte, sah ich, daß er mit einer Scheere an einer Silhouette herumschnitt.

Ich erkannte das Profil Rosinas. Er reichte mir das Blatt über den Tisch herüber, legte die Hand auf die Augen und — — weinte still vor sich hin. — —

Dann stand er plötzlich auf und taumelte ohne Gruß zur Tür hinaus.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Archivar Schemajah Hillel sei eines Tages ohne Grund ausgeblieben und nicht mehr wiedergekommen, seine Tochter habe er jedenfalls mitgenommen, denn auch sie sei von niemand mehr gesehen worden seit jener Zeit, hatte man mir auf dem jüdischen Rathaus gesagt. Das war alles, was ich erfahren konnte.

Keine Spur, wohin sie sich gewandt haben mochten.

Auf der Bank hieß es, mein Geld sei gerichtlich immer noch mit Beschlag belegt, man erwarte aber täglich den Bescheid, es mir auszahlen zu dürfen.

Also auch die Erbschaft Charouseks mußte noch den Amtsweg gehen und ich wartete doch mit brennender Ungeduld auf das Geld, um dann alles aufzubieten, Hillels und Mirjams Spur zu suchen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich hatte meine Edelsteine verkauft, die ich noch in der Tasche gehabt, und mir zwei kleine, möblierte, aneinanderstoßende Dachkammern in der Altschulgasse — die einzige Gasse, die von der Assanierung der Judenstadt verschont geblieben, — gemietet.

Sonderbarer Zufall: Es war dasselbe Haus, von dem die Sage ging, der Golem sei einst darin verschwunden.

Ich hatte mich bei den Bewohnern — zumeist kleine Kaufleute oder Handwerker — erkundigt, was denn Wahres an dem Gerücht von dem »Zimmer ohne Zugang« sei und — war ausgelacht worden. — Wie man einen derartigen Unsinn denn glauben könne!

Meine eigenen Erlebnisse, die sich darauf bezogen, hatten im Gefängnis die Blässe eines längst verwehten Traumbildes angenommen und ich sah in ihnen nur mehr Symbole ohne Blut und Leben.

Die Worte Laponders, die ich zuweilen so klar in mir hörte, als säße er mir gegenüber wie damals in der Zelle und spräche zu mir, bestärkten mich darin, daß ich rein innerlich geschaut haben müsse, was mir ehedem greifbare Wirklichkeit geschienen.

War denn nicht alles vergangen und verschwunden, was ich einst besessen hatte? Das Buch Ibbur, das phantastische Tarockspiel, Angelina und sogar meine alten Freunde Zwakh, Vrieslander und Prokop! — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war Weihnachtsabend und ich hatte mir einen kleinen Baum mit roten Kerzen nach Hause gebracht. Ich wollte noch einmal jung sein und Lichterglanz um mich haben und den Duft von Tannennadeln und brennendem Wachs.

Ehe das Jahr noch zu Ende ging, war ich vielleicht schon unterwegs und suchte in Städten und Dörfern, oder wohin es mich innerlich ziehen würde, nach Hillel und Mirjam.

Alle Ungeduld, alles Warten war allmählich von mir gewichen und mit dem Herzen wußte ich, ich würde sie beide finden.

Es war ein beständiges glückliches Lächeln in mir und wenn ich meine Hand auf etwas legte, kam's mir vor, als ginge ein Heilen von ihr aus. Die Zufriedenheit eines Menschen, der nach langer Wanderung heimkehrt und die Türme seiner Vaterstadt von weitem blinken sieht, erfüllte mich.

Einmal war ich noch in dem kleinen Caféhaus gewesen, um Jaromir zum Weihnachtsabend zu mir zu holen. — Er habe sich nie mehr blicken lassen, erfuhr ich, und schon wollte ich betrübt wieder gehen, da kam ein alter Tabulettkrämer herein und bot kleine wertlose Antiquitäten zum Kauf an.

Ich kramte in seinem Kasten unter all den Uhranhängseln, kleinen Kruzifixen, Kammnadeln und Broschen herum, da fiel mir ein Herz aus rotem Stein an einem verschossenen Seidenbande in die Hand und ich erkannte es voll Erstaunen, als das Andenken, daß mir Angelina, als sie noch ein kleines Mädchen gewesen, einst beim Springbrunnen in ihrem Schloß geschenkt hatte.

Und mit einem Schlag stand meine Jugendzeit vor mir, als sähe ich in einen Guckkasten tief hinein, in ein kindlich gemaltes Bild. — —

Lange stand ich erschüttert da und starrte auf das kleine rote Herz in meiner Hand.

Ich saß in der Dachkammer, und lauschte dem Knistern der Tannennadeln, wenn hie und da ein kleiner Zweig über den Wachskerzen zu glimmen begann.

»Vielleicht spielt gerade jetzt in dieser Stunde der alte Zwakh irgendwo in der Welt seinen ‚Marionettenweihnachtsabend'« malte ich mir aus, — »und deklamiert mit geheimnisvoller Stimme die Strophe seines Lieblingsdichters«:

»Wo ist das Herz aus rotem Stein!
Es hängt an einem Seidenbande.
O Du, o gib das Herz nicht her,
Ich war ihm treu und hatt' es lieb,
Und diente sieben Jahre schwer
Um dieses Herz, und hatt' es lieb!«

Eigentümlich feierlich wurde mir plötzlich zumute.

Die Kerzen waren heruntergebrannt. Nur eine einzige flackerte noch. Rauch ballte sich im Zimmer.

Als ob mich eine Hand zöge, wandte ich mich plötzlich um:

Da stand mein Ebenbild auf der Schwelle. Mein Doppelgänger. In einem weißen Mantel. Eine Krone auf dem Kopf.

Nur einen Augenblick. Dann brachen Flammen durch das Holz der Tür und eine Wolke erstickenden heißen Qualms schlug herein:

Feuersbrunst im Haus!

Ich reiße das Fenster auf. Klettere auf das Dach hinaus.

Von weitem rast schon das gellende Klingeln der Feuerwehr heran.

Blitzende Helme und abgehackte Kommandorufe.

Dann das gespenstische, rhythmische, schlapfende Atmen der Pumpen, wie die Dämonen des Wassers sich ducken zum Sprung auf ihren Todfeind: das Feuer.

Glas klirrt und rote Lohe schießt aus allen Fenstern.

Matratzen werden hinuntergeworfen — die ganze Straße liegt voll davon — Menschen springen nach — werden verwundet weggetragen.

In mir jauchzt etwas auf in wilder jubelnder Ekstase, ich weiß nicht warum. Das Haar sträubt sich mir. Ich laufe auf den Schornstein zu um nicht versengt zu werden, denn die Flammen greifen nach mir.

Das Seil eines Rauchfangkehrers ist herumgewickelt.

Ich rolle es auf, schlinge es um Handgelenk und Bein, wie ich es als Knabe beim Turnen gelernt habe, und lasse mich ruhig an der Fassade des Hauses hinab. — Komme an einem Fenster vorbei. Blicke hinein:

Drin ist alles blendend erleuchtet.

Und da sehe ich — — — da sehe ich — — — mein ganzer Körper wird ein einziger hallender Freudenschrei:

»Hillel! Mirjam! Hillel!«

Ich will auf die Gitterstäbe lossspringen. Greife daneben. Verliere den Halt am Seil.

Einen Augenblick hänge ich, Kopf abwärts, die Beine gekreuzt zwischen Himmel und Erde.

Das Seil singt bei dem Ruck. Knirschend dehnen sich die Fasern.

Ich falle.

Mein Bewußtsein erlischt.

Noch im Sturz greife ich nach dem Fenstersims, aber ich gleite ab. Kein Halt:

Der Stein ist glatt.

Glatt wie ein Stück
Fett.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

XX
SCHLUSS

»— — — wie ein Stück Fett!«

Das ist der Stein, der aussieht wie ein Stück Fett.

Die Worte gellen mir noch in den Ohren. Dann richte ich mich auf und muß mich besinnen, wo ich bin.

Ich liege im Bett und wohne im Hotel.

Habe ich das alles nur geträumt?

Nein! So träumt man nicht.

Ich schaue auf die Uhr: Kaum eine Stunde habe ich geschlafen. Es ist halb drei.

Und dort hängt der fremde Hut, den ich heute im Dom auf dem Hradschin verwechselt habe, als ich beim Hochamt auf der Betbank saß.

Steht ein Name darin?

Ich lese in goldenen Buchstaben auf dem weißen Seidenfutter den fremden und doch so bekannten Namen:

ATHANASIUS PERNATH.

Jetzt läßt es mir keine Ruhe mehr, ich ziehe mich hastig an und laufe die Treppe hinunter.

»Portier! Aufmachen! Ich gehe noch eine Stunde spazieren.«

»Wohin, bitt schän?«

»In die Judenstadt. In die Hahnpaßgasse. — Gibts überhaupt eine Straße, die so heißt?«

»Freilich, freilich« — der Portier lächelt malitiös — »aber in der Judenstadt, ich mache aufmerksam: ist nicht mehr viel los. Alles neu gebaut, bitte.«

»Macht nichts. Wo liegt die Hahnpaßgasse?«

Der dicke Finger des Portiers deutet auf die Karte: »hier bitte«.

»Und die Schenke ‚Zum Loisitschek?'«

»Hier, bitte.«

»Geben Sie mir ein großes Stück Papier.«

»Hier, bitte.«

Ich wickle Pernaths Hut hinein. Merkwürdig: er ist fast neu, tadellos sauber und doch so brüchig, als wäre er uralt. — — — — — —

Unterwegs überlege ich:

Alles, was dieser Athanasius Pernath erlebt hat, habe ich im Traum miterlebt, mitgesehen, mitgehört, mitgefühlt, als wäre ich: er gewesen. Warum weiß ich denn nicht, was er in dem Augenblick, als der Strick riß und er: »Hillel, Hillel« rief, hinter dem Gitterfenster erblickt hat?

Er hat sich in diesem Augenblick von mir getrennt, begreife ich.

Ich muß diesen Athanasius Pernath auffinden, und wenn ich drei Tage und drei Nächte herumlaufen sollte, nehme ich mir vor. —

Also das ist die Hahnpaßgasse?

Nicht annähernd so habe ich sie im Traum gesehen! —

Lauter neue Häuser.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dann sitze ich im Café Loisitschek. Ein stilloses ziemlich sauberes Lokal.

Im Hintergrund allerdings eine Estrade mit Holzgeländer, eine gewisse Ähnlichkeit mit dem alten »Loisitschek« ist nicht zu leugnen.

»Befehlen, bitt' schön?« fragt die Kellnerin, ein dralles Mädel, in einen rotsammetnen Frack buchstäblich hineingeknallt.

»Kognak, Fräulein. — So, danke.«

— — — — — —

»Hm. Fräulein!«

»Bitte?«

»Wem gehört das Kaffeehaus?«

»Dem Herrn Kommerzialrat Loisitschek. — Das ganze Haus gehört ihm. Ein sehr ein feiner reicher Herr.«

— Aha, der Kerl mit den Schweinszähnen an der Uhrkette! erinnere ich mich. —

Ich habe einen guten Einfall, der mich orientieren wird:

»Fräulein!«

»Bitte?«

»Wann ist die steinerne Brücke eingestürzt?«

»Vor dreiunddreißig Jahren.«

»Hm. Vor dreiunddreißig Jahren!« — ich überlege: der Gemmenschneider Pernath muß also jetzt fast neunzig sein.

»Fräulein!«

»Bitte?«

»Ist hier niemand unter den Gästen, der sich noch erinnern kann, wie die alte Judenstadt von damals ausgesehen hat? Ich bin Schriftsteller und interessiere mich dafür.«

Die Kellnerin denkt nach: »Von den Gästen? Nein. — Aber warten S': der Billardmarqueur, der dort mit einem Studenten Carambol spielt, — sehen Sie ihn? Der mit der Hakennase, der Alte, — der hat immer hier gelebt und wird Ihnen alles sagen. Soll ich ihn rufen, bis er fertig ist?«

Ich folge dem Blick des Mädchens:

Ein schlanker, weißhaariger, alter Mann lehnt drüben am Spiegel und kreidet sein Queu. Ein verwüstetes, aber seltsam vornehmes Gesicht. Woran erinnert es mich nur?

»Fräulein, wie heißt der Marqueur?«

Die Kellnerin stützt sich im Stehen mit dem Ellenbogen auf den

Tisch, leckt an einem Bleistift, schreibt in Windeseile ihren Vornamen unzählige Male auf die Marmorplatte und löscht ihn jedesmal mit nassem Finger rasch wieder aus. Dazwischen wirft sie mir mehr oder minder sengende Glutblicke zu, — je nachdem sie ihr gelingen. Zu ihrem Kokettierungssystem gehört noch, daß sie dabei den Hals wiegt und bei halboffenem Kindermund mit der Zunge an einem Backenzahn spielt. Unerläßlich ist natürlich das gleichzeitige Emporziehen der Augenbrauen, denn es erhöht das märchenhafte des Blickes.

»Fräulein, wie heißt der Marqueur?« wiederhole ich meine Frage. Ich sehe ihr an, sie hätte lieber gehört: Fräulein warum tragen Sie nicht nur einen Frack? oder etwas ähnliches, aber ich frage es nicht, ich bin furchtbar grausam.

»No, wie wird er denn heißen« — schmollt sie, »Ferri heißt er halt. Ferri Athenstädt.«

⟨»So so? Ferri Athenstädt! — Hm, — also wieder ein alter Bekannter.«⟩

»Erzählen Sie mir doch recht, recht viel von ihm, Fräulein,« girre ich, muß mich aber sofort mit einem Kognak stärken, »Sie plaudern gar so herzig!« ⟨ich komme mir vor wie ein Wiener⟩.

Sie neigt sich geheimnisvoll dicht zu mir, damit mich ihre Haare im Gesicht kitzeln, und flüstert:

»Der Ferri der war Ihnen früher ein ganz ein Geriebener. — Er soll von uraltem Adel gewesen sein — es ist natürlich nur so ein Gerede, weil er keinen Bart nicht trägt — und furchtbar viel Geld g'habt habn. Eine rothaarige Jüdin, die schon von Jugend auf eine ‚Person' war« — ⟨sie schrieb wieder rasch ein paarmal ihren Namen auf⟩ — »hat ihn dann ganz ausgezogen. — Punkto Geld mein ich natürlich. No, und wie er dann kein Geld nicht mehr gehabt hat, is sie weg und hat sich von einem hohem Herrn heiraten lassen: — von dem — . .« ⟨sie flüstert mir einem Namen ins Ohr, den ich nicht verstehe.⟩ »der hohe Herr hat dann natürlich auf alle Ehre verzichten müssen und sich von da an nur mehr: Ritter von Dämmerich nennen dürfen. No ja. Aber daß sie früher eine ‚Person' g'wesen ist, hat er ihr halt doch nicht wegwaschen können. — Ich sag immer — . . .«

»Fritzi! Zahlen!« ruft jemand von der Estrade herab. — — —

Ich lasse meine Blicke durch das Lokal wandern, da höre ich plötzlich ein leises metallisches Zirpen, — wie von einer Grille — hinter mir.

Ich drehe mich neugierig um. Traue meinen Augen nicht:

Das Gesicht zur Wand gekehrt, alt wie Methusalem, eine Spieldose, so klein wie eine Zigarettenschachtel, in zitternden Skelethänden sitzt ganz in sich zusammengesunken — der blinde greise Nephtali Schaffraneck in der Ecke und leiert mit der winzigen Kurbel.

Ich trete zu ihm.

Im Flüsterton singt er konfus vor sich hin:

»Frau Pick,
Frau Hock.
Und rote, blaue Sterne
die schmusen allerhand.«
Von Messinung, an Räucherl und Rohn.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

»Wissen Sie, wie der alte Manne heißt?« fragte ich einen vorbeieilenden Kellner.

»Nein, mein Herr, niemand kennt weder ihn noch seinen Namen. Er selbst hat ihn vergessen. Er ist ganz allein auf der Welt. Bitte, er ist 110 Jahre alt! Er kriegt bei uns jede Nacht einen sogenannten Gnadenkaffee.«

Ich beuge mich über den Greis, — rufe ihm ein Wort ins Ohr: »Schaffraneck!«

Es durchfährt ihn wie ein Blitz. Er murmelt etwas, streicht sich sinnend über die Stirn.

»Verstehen Sie mich, Herr Schaffraneck?

Er nickt.

»Passen Sie mal gut auf! Ich möchte Sie etwas fragen, aus alter Zeit. Wenn Sie mir alles gut beantworten, bekommen Sie den Gulden, den ich Ihnen hier auf den Tisch lege.«

»Gulden«, wiederholte der Greis und fängt sofort an wie ein Rasender an seiner zirpenden Spieldose zu kurbeln.

Ich halte seine Hand fest: »Denken Sie einmal nach! — Haben Sie nicht vor etwa 33 Jahren einen Gemmenschneider namens Pernath gekannt?«

»Hadrbolletz! Hosenschneider!« — lallt er asthmatisch auf und lacht übers ganze Gesicht, in der Meinung, ich hätte ihm einen famosen Witz erzählt.

»Nein, nicht Hadrbolletz: — — Pernath!

»Pereles?!« — er jubelt förmlich.

»Nein, auch nicht Pereles. — Per—nath!«

»Pescheles?!« — er kräht vor Freude. — —

Ich gebe enttäuscht meinen Versuch auf.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

»Sie wollten mich sprechen, mein Herr?« — der Marqueur Ferri Athenstädt steht vor mir und verbeugt sich kühl.

»Ja. Ganz richtig. — Wir können dabei eine Partie Billard spielen.«

»Spielen Sie um Geld, mein Herr? Ich gebe Ihnen 90 auf 100 vor.«

»Also gut: um einen Gulden. Fangen Sie vielleicht an, Marqueur.«

Seine Durchlaucht nimmt den Queu, zielt, gixst, macht ein ärgerliches Gesicht. Aha, denke ich mir, — er läßt mich bis 99 kommen und dann macht er in einer Serie »aus«.

Ich gehe direkt auf mein Ziel los:

»Entsinnen Sie sich, Herr Marqueur: vor langer Zeit, etwa in den Jahren, als die steinerne Brücke einstürzte, in der damaligen Judenstadt einen gewissen — Athanasius Pernath gekannt zu haben?«

Ein Mann in einer rotweißgestreiften Leinwandjacke, mit Schielaugen und kleinen goldenen Ohrringen, der auf einer Bank an der Wand sitzt und eine Zeitung liest, fährt auf, stiert mich an und bekreuzigt sich.

»Pernath? Pernath?« wiederholt der Marqueur und denkt angestrengt nach — »Pernath? — War er nicht groß, schlank? Braunes Haar, melierten kurzgeschnittenen Spitzbart?«

»Ja. Ganz richtig.«

»Etwa 40 Jahre alt damals? Er sah aus wie — —«. Seine Durchlaucht starrt mich plötzlich überrascht an. — »Sie sind ein Verwandter von ihm, mein Herr?!«

Der Schieläugige bekreuzigt sich.

»Ich? Ein Verwandter? — Komische Idee. — Nein. Ich interessiere mich nur für ihn. Wissen Sie noch mehr?« sage ich gelassen, fühlte aber, daß mir eiskalt im Herzen wird.

Ferri Athenstädt denkt wieder nach.

»Wenn ich nicht irre, galt er seinerzeit für verrückt. — Einmal behauptete er, er hieße — — warten Sie mal, — ja: Laponder! Und dann wieder gab er sich für einen gewissen — Charousek aus.«

»Kein Wort wahr!« fährt der Schieläugige dazwischen. »Den Charousek hat's wirklich gegeben. Mein Vater hat doch mehrere 1000 fl von ihm geerbt.«

»Wer ist dieser Mann?« frage ich den Marqueur halblaut.

»Er ist Fährmann und heißt Tschamrda. — Was den Pernath betrifft, so erinnere ich mich nur, oder glaube es wenigstens — daß er in spätern Jahren eine sehr schöne dunkelhäutige Jüdin geheiratet hat.«

»Mirjam!« sage ich mir und werde so aufgeregt, daß ich nicht mehr weiter spielen kann.

Der Fährmann bekreuzigt sich.

»Ja was ist denn heute mit Ihnen los, Herr Tschamrda?« fragt der Marqueur erstaunt.

»Der Pernath hat niemals nicht gelebt«, schreit der Schieläugige los. »Ich glaub's nicht.«

Ich schenke dem Mann sofort einen Kognak ein, damit er gesprächiger wird.

»Es gibt ja wohl Leut', die sagen, der Pernath lebt noch immer« — rückt der Fährmann endlich heraus, »er is, hör ich, Kammschneider und wohnt auf dem Hradschin.«

»Wo auf dem Hradschin?« frage ich atemlos.

Der Fährmann bekreuzigt sich.

»Das is es ja eben!: Er wohnt, wo kein lebender Mensch wohnen kann: an der Mauer zur letzten Latern.«

»Kennen Sie sein Haus, Herr — Herr — Tschamrda?«

»Nicht um die Welt möcht ich dort hinaufgehen?« protestiert der Schieläugige. »Wofür halten Sie mich? Jesus, Maria und Josef!«

»Aber den Weg hinauf könnten Sie mir doch von weitem zeigen, Herr Tschamrda?«

»Das schon«, brummt der Fährmann. »Wenn Sie warten wollen bis 6 Uhr früh, dann geh ich zur Moldau hinunter. Aber ich rat

Ihnen ab! Sie stürzen in den Hirschgraben und brechen Hals und Knochen! Heilige Muttergottes!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir gehen zusammen durch den Morgen, frischer Wind weht vom Flusse her.

Plötzlich taucht das Haus in der Altschulgasse vor mir auf.

Jedes Fenster erkenne ich wieder: die geschweifte Dachrinne, das Gitter, die fettig glänzenden Steinsimse — alles alles!

»Wann ist dieses Haus abgebrannt?« frage ich den Schieläugigen.

»Abgebrannt? Niemals nicht!«

»Doch! Ich weiß es bestimmt.«

»Nein«.

»Aber ich weiß es doch! Wollen Sie wetten?«

»Jawohl. Wieviel?

»Einen Gulden.«

»Gemacht!« — Und Tschamrda holt den Hausmeister heraus. »Ist dieses Haus jemals abgebrannt?«

»I woher denn!« Der Mann lacht. —

Ich will es immer noch nicht glauben.

»Schon siebzig Jahr' wohn ich drin,« beteuert der Hausmeister, »ich müßt's doch wahrhaftig wissen.«

— — — Sonderbar, sonderbar! — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Fährmann rudert mich in seinem Kahn, der aus 8 ungehobelten Brettern besteht, mit komischen schiefen Zuckbewegungen über die Moldau. Die gelben Wasser schäumen gegen das Holz. Die Dächer des Hradschins glitzern rot in der Morgensonne.

Ich steige aus.

»Wieviel bin ich schuldig, Herr Tschamdra?«

»Einen Kreuzer. — Wenn Sie mitg'holfen hätten rudern, — hätt's zwei Kreuzer kost.«

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Denselben Weg, den ich heute nachts im Schlaf schon einmal gegangen, wandere ich wieder empor: die kleine einsame Schloßstiege. — Ich weiß voraus:

Jetzt kommt der Baum, dessen Äste über die Mauer herübergreifen.

Er ist mit weißen Blüten besät.

Die Luft ist voll von süßem Fliederhauch.

Zu meinen Füßen liegt die Stadt im ersten Licht, wie eine Vision der Verheißung.

Kein Laut. Nur Duft und Glanz.

Mit geschlossenen Augen könnte ich hinauffinden in die kleine kuriose Alchemystengasse, so vertraut ist mir plötzlich jeder Schritt.

Wo heute Nacht das Holzgitter vor dem weißschimmernden Haus gestanden hat, schließt jetzt ein prachtvolles, gebauchtes, vergoldetes Gitter die Gasse ab.

Zwei Eibenbäume ragen aus blühendem niederem Gesträuch und flankieren das Eingangstor der Mauer, die hinter dem Gitter entlang läuft.

Ich strecke mich, um über das Strauchwerk hinüber zu sehen, und bin geblendet von neuer Pracht.

Die Gartenmauer ist ganz mit Mosaik bedeckt. Türkisblau mit goldenen, eigenartig gemuschelten Fresken, die den Kult des ägyptischen Gottes Osiris darstellen.

Das Flügeltor ist der Gott selbst: Ein Hermaphrodit aus zwei Hälften, die die Türe bilden, — die rechte weiblich, die linke männlich. — Er sitzt auf einem kostbaren flachen Tron aus Perlmutter — in Halbrelief — und sein goldener Kopf ist der eines Hasen. Die Ohren sind in die Höhe gestellt und dicht aneinander, daß sie aussehen wie die beiden Seiten eines aufgeschlagenen Buches. —

Es riecht nach Tau, und Hyazinthenduft weht über die Mauer herüber. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Lange stehe ich da und staune. Mir wird, als trete eine fremde Welt vor mich, und: ein alter Gärtner oder Diener mit silbernen Schnallenschuhen, Jabot und sonderbar zugeschnittenem Rock kommt von links hinter dem Gitter auf mich zu und fragt mich durch die Stäbe, was ich wünsche.

Ich reiche ihm stumm den eingewickelten Hut Athanasius Pernaths hinein.

Er nimmt ihn und geht durch das Flügeltor.

Wie es sich öffnet, sehe ich dahinter ein tempelartiges, marmornes Haus, und auf seinen Stufen stehen —:

ATHANASIUS PERNATH

und an ihn gelehnt:

MIRJAM,

und beide schauen hinab in die Stadt.

Einen Augenblick wendet sich Mirjam um, erblickt mich, lächelt und flüstert Athanasius Pernath etwas zu.

Ich bin gebannt von ihrer Schönheit.

Sie ist so jung, wie ich sie heut nacht im Traum gesehen.

Athanasius Pernath dreht sich langsam zu mir und mein Herz bleibt stehen:

Mir ist, als sähe ich mich im Spiegel, so ähnlich ist sein Gesicht dem meinigen. — — — — — — — — — — — — —

Dann fallen die Flügel des Tores zu und ich erkenne nur noch den schimmernden Hermaphroditen.

Und der alte Diener gibt mir meinen Hut und sagt — ich höre seine Stimme wie aus den Tiefen der Erde —: »Herr Athanasius Pernath läßt verbindlichst danken und bittet, ihn nicht für ungastfreundlich zu halten, daß er Sie nicht einlädt in den Garten zu kommen, aber es ist strenges Hausgesetz so von alters her.

Ihren Hut, soll ich ausrichten, habe er nicht aufgesetzt, da ihm die Verwechslung sofort aufgefallen sei.

Er wolle nur hoffen, daß der seinige Ihnen keine Kopfschmerzen verursacht habe.

ENDE.

FESTSTELLUNGEN

Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie auf der Mathildenhöhe. — Wie wir ihn besaßen! den Hain mit den Platanen, die in sich gleich sind. Und sahen, die kleinen Nasen an den Gittern, wie die großen Sehnsüchte der Lampionsnächte und der vielen Menschen im Fest in ihm vorübergingen. Und ihn dann fester besaßen, als Jünglinge, die die Schule festhielt, und ihn schmerzlicher erfuhren auf dem Gipfel dieses hügligen Geländes, besät mit Villen und Bäumen, so vielen Bäumen. Und erfuhren, wie neben der kalten Pracht der russischen Kapelle die Sommer in seinem Grün zergingen und die Sterne in den winterlichen Nächten gleich Flammen auf den Kandelabern der steilen Äste zuckten und wieder im Frühjahr der große Hochzeitsturm hinter dem Hain neben der Halle Olbrichs so hochwuchs, daß der Himmel um ihn kreiste und er noch steiler nach ihm deutete und sein festes Metall vom Mond geölt schien, gebadet und gesalbt.

Nun ist die dritte Ausstellung auf diesem Hügel.

Über diese Ausstellung reden, heißt über Hötger ernstlich und Einiges zu sagen, denn er ist ihre Stärke und ihr Problem, ihre Seele wie ihr Äußeres. Er hat den Hain nun in eine große Festlichkeit hinein geschaffen, indem er ihn mit Bildern einkränzte: Leichten Frauen, die Krüge tragen, mit gemalten Augen, aus gestrichenem Stein, und einer unendlichen Musik in den Knien, und vier großen Reliefs, die eine Wandlung geistiger Phasen in ihrem Aufstieg und Zurücksinken darstellen mit neutralen Körpern und in den Köpfen einer Synthese von Gauguin und kölnischen Madonnen, bei denen das schmale Kinn eine Linderung und ein Ausgleich ist gegen die Stärke der Backenknochen, die die breiten Augen tragen. Und eine hält mit der verheißendsten Demut aus einer ungeheuer verknitterten Pose über die eigene Achsel herunter ein einfaches grünes Blatt. — Es ist ein Einwand zu machen gegen Hötgers eklektisches Suchen in allen Stilen, gegen japanische, frühgotische, assyrische Motive, aus denen er Ableitungen macht und Anknüpfungen fortsetzt. Allein es geht ihm wie den Schlangen, die nach epidermalen Veränderungen in ihre ursprünglichste gerollte Position stets zurückfallen. Schließlich wächst bei ihm alles in die primitivsten Wurzeln zurück, aus denen es eine außerordentliche Geste hochschießt. Das ist in allem endlich der letzte Zweck. So zeigt sich dieser Sinn am deutlichsten in seiner stärksten und eigensten Arbeit, die anfangs weiß vor dem flimmernden Hell des Olbrichschen Ausstellungshauses mit seinen sausenden Linien stand (und wo der verbreiterte Schatten hilfloser, aber reiner die Absicht

der Konturen nachschwang): Jene unaussprechlich Plumpe, Knieende auf einem Schwan, die aus ihrem kosmischen Fett, dem stumpfigen Hals, mit ausgepolsterten, zu kurzen Armen über ihr phthaisch zurückgefallenes Haupt eine Gebärde von unsagbarer Transzendenz in die Höhe hebt. Und dann, um das Dramatische zu berühren, auf den Firsten der Olbrichschen Halle (die die Luft und den Himmel kühner schneidet wie Versailles) die überlebensgroßen, in herbes Blau und Ziegelfarbe gestrichenen Figuren, aus deren rhythmischen Kleiderstürmen und linearen Verwirrungen, von Haß und Wut verwüstete Gesichte wie Ballone der Leidenschaft plötzlich aufsteigen . . .

Der Eingang zur Ausstellung ist so: Sechs stilisierte Löwen auf hohen Säulen, glänzende Phalanx, als Tor und Ende zugleich einer steil steigenden Gartenstraße. Dann eine versenkte Anlage von Brunnen bis zur russischen Kapelle mit Mosaiks und goldspitzen Kuppeln. Daneben der Hain. Und beide sich langsam hebend, anschwingend gegen den Olbrichschen Bau. Und hinter ihm, dem höchsten Punkt, ist der Horizont und die Stadt halb abgegrenzt durch die Mietshäuserflanke Albin Müllers, über die andere Hälfte schwingen Wiesen und Hügel und Wälder. Im Olbrichhaus sind Repräsentationsräume (Körner, Margold, Kleukens, Müller), Goldschmiedearbeiten (Riegel und Wende) und darunter einmal ein schöner Einklang von Amethyst mit Silber. Die Räume haben Anregungen und Fiaskos. Der Maler Pellar breitet seine neuste Neigung zum dekorativen Porträt über einen Saal aus. Dann der Komplex der Mietswohnungen! Hier ist die Tendenz, gutem Bürgertum ein sicheres Niveau der Möbel und der inneren Einrichtung zu zeigen. Dabei fällt der Stil des Hoffmannschülers Margold bei allem Mißbehagen gegen das Seichte der Wiener Importe doch als der relativ am breitesten fundierte auf. Es gibt bei Körner angenehme Momente, Müllers Zweckmäßigkeit wird Freunde finden. Oft finden sich feine Überraschungen in den Zimmern. So plötzlich drei Bilder von Eugène Zack. Und sehr schön sind, wenn auch zu dünn häufig im Letternschnitt, die von Kleukens gedruckten Bücher der Ernst-Ludwig-Presse. Es sind noch Ferienhäuser, transportable, vorhanden, Modepavillons, Gartentempel und viele Dinge und besonders vorbildliche Ateliersanlagen.

Jedoch wichtiger als dies alles dünkt uns die immanente Herrlichkeit der Anlage und die Bewegung von Sonne, Luft und Menschen über diesem Boden. Und im Kleinen und einzeln gesehen, dies: Hinundhergehen im Rosenhof, das Rostbraun der vergangenen Sonne über dem Taunus, Wind in den drei Pappeln an der Nordfront der großen Halle, das Blau eines pfingstlichen Morgens um das Weiß, das Wasser und die Gewänder der Frauen . . . und Lichter und Musik abends im Hain, wo an den Knien der steinernen Frauen Ader an Ader von Blut durchzuckt scheint. *Kasimir Edschmid.*

Weiberwirtschaft von Max Brod. Axel Juncker, Berlin. — In der Zeit des ersten Jungenstolzes überlegte man, wie verschiedene Folgen es haben müßte, wenn einmal plötzlich alle Männer . . oder wenn alle Frauen stürben: Träfe nämlich solche Katastrophe (aus merkwürdiger Ursache . .) die Frauen, so würde die männliche Ordnung der Erde bis zum Tod der letzten Männer noch schön und

unverringert fortbestehn; blieben aber nur Frauen, so würde das Chaos nicht zögern, bei ihren Lebzeiten, sogleich mit der Katastrophe zu beginnen.

Denn . . auch den Erwachsenen scheinen die Frauen durchaus nicht die Hälfte der Menschheit zu sein, nicht die Ergänzung auf Gegenseitigkeit, das Gegenüber eines Gegenübers. Sondern, mit ganz anderer Wertbetonung, eine Brücke. Zu allem Möglichen hin. An und für sich aber . . scheinbar nichts ⟨wie eine unbenutzte Brücke, etwa zur Nachtzeit, eine Vorstellung von schauerlicher Nichtigkeit ist⟩. Die Frau macht den Eindruck einer Natur vor der Natur, aber hinter dem Manne.

Darum freut sich niemand so sehr wie der Dichter, daß es sie gibt. Und unter den Dichtern niemand mehr als Max Brod. Nicht weil er sie zu billigem Symbol nehmen könnte Aber er, der ein so scharfes Ich hat, daß ihm nichts im äußeren Leben von selbst zu existieren scheint, der alle Welt sich erst machen muß, und dem andererseits die Kunst ⟨das Mittel dazu⟩ etwas sehr weit außerhalb der Natur Gelegenes ist: Wie angenehm wird er es begrüßen, im Weibe gewissermaßen ein mit Motor, mit deutlicheren verwandteren Bewegungen versehenes Chaos zu haben, das eine Vorführung überhaupt ermöglicht.

Was die Technik der Erzählung »Weiberwirtschaft« so groß macht ⟨größer als die seiner früheren und auch der beiden anderen dieses Bandes⟩ wird in der Vollendung liegen, wie hier die äußerste Sinnlosigkeit, Wirklichkeit, Romanhaftigkeit äußerst sinnvoll, bewußt, unromanhaft gestaltet wird. Die Ungeistigkeit wird von ihrem Gegenteil dazu hergenommen, sich an ihr so schlagend wie möglich auszuprägen. Das gelingt ⟨für die an Gehirnleistung einigermaßen gewöhnte Zeit⟩, weil diese Prosa nicht mehr einer vom Intellekt allein usurpierten Absicht entstammt: Hier ist auch das andere Element des Geistes, das Gefühl, das lange nur bei Ungeistigen angetroffene, am Werk.

Sonst hätte diese Quadratur der Weiberhaftigkeit, der in einem Hutsalon und ihren anderen animalischen Angelegenheiten sich sühlenden, sich schlagenden und vertragenden Fleischseelen nicht einen so entgegengesetzten und dennoch wie der Rahmen zum Bild passenden Ausdruck erreicht. Der sprachliche Ton, von gleichmäßiger Distanz, enthält doch wieder Überschwänglichkeit, den Abstand zu mildern, doch die Überschwänglichkeit ist wieder mit Ironie gefärbt, deren Karikaturistik eine persönliche Liebkosung, aber auch ein kühles Hervorpeitschen der Wahrheit bedeutet.

Dieser ohne Hemmung bewegteste Stoff wird Expression eines bewegtesten Dichters. Statt Schilderungen gibt es nichts als Triebräder für Schicksale. Seine Sachlichkeit in Milieuvorstellungen legt nicht Wert auf sich selbst, sondern darauf, den Bewegbarkeiten Raum in ihr zu geben, Folie dafür und Sprungbrett zu sein. Die Motive sind weniger betonungswürdig als ihre Folgen; auf das Erscheinende, Groteske, auf fortwährende Kontraste als einzig Fortwährendes kommt es an. Das Stoffliche steht in Nebensätzen und zwischen den Zeilen, in den Hauptsätzen das Resultat, und in allen Worten ⟨ganz unverschwiegen⟩ der Dichter.

Die Linie der drei Geschichten zeigt, wie die Frauen ⟨»echt«⟩ sind; wie sie sein können; und wie man sie ⟨sich⟩ wünschte. Aus der Romanhaftigkeit, die den dumpfen

Instinkt der vier Weiber in der ersten Erzählung durchwirtschaftet, . . hebt die zweite ihre Heldinnen zu einer edleren Romantik. Was dort bewußtlos zerstörerisch war, wird hier selbstzerstörerisch aus Demut. Gisa erinnert an bleiche Mädchen des Malers Gabriel Max, die uns früher neben den Indianerbildern am meisten erregten.

In der dritten gibt sich das Weib dem Manne als berechnende mechanisierte Sklavin, . . aber Albrecht sagt, was als Wunsch über dem ganzen Buche schwebt: daß die Frauen ihre leichte Gesetzlosigkeit, ihre trostreiche Ziellosigkeit bewußt bewahren und mit Schönheit anwenden könnten.

Max Brods Buch wendet mit Schönheit die tiefe Gesetzmäßigkeit, die trostreiche Zielhaftigkeit des Mannes an. *Alfred Wolfenstein.*

Das Werk des Charles Louis Philippe. — Das Stoffliche dieses Werkes soll am Anfang stehen, wie allenthalben ist es auch hier das Nebensächliche und soll nur ein Mittel sein, in das Wesentliche einzudringen. Es ist von niederen und nicht einmal kleinbürgerlichen Menschen in Philippes Romanen und Novellen die Rede. Die tiefste Schicht erhebt sich. Daran ist garnichts neu. Zuhälter, Dirnen, Studenten und die kleinen dummen »Verhältnisse«, all dies und noch mehr ist seit der sogenannten naturalistischen Epoche der europäischen Literaturen gewohnte Erscheinung. Doch nun beginnt das Unterscheidende. In Deutschland war diese naturalistische Neigung der Literatur nur der Ausdruck eines anders gerichteten sozialen Gewissens. Man beugte sich zu den Armen und Elenden und sagte: »Seht, sie sind nicht so schlecht!« Man kam von außen und mit dem christlichen Mitleiden oder mit darwinistischen Versuchsmythen an diese Dinge heran. Man erkannte sie nicht, man verteidigte sie nur. Man häufte die Konflikte, machte aus menschlichen Anlässen gesellschaftliche Probleme und nahm uneingestanden Partei. Es waren Weltverbesserer und lauter Messiase: Flaubert, Zola, sogar Dostojewski nicht ausgenommen.

Charles Louis Philippe ist, man möchte sagen, unter allen der erste Literat. Er heilt nicht, er überredet nicht, er verbessert nicht, er sagt das Letzte dieser Dinge, nur mit dem Anspruche, sie ganz auszudrücken und ohne alle Umschweife. Später erschien ihm die Knappheit der ersten Schriften dazu nicht ausreichend. Er füllte die Sätze mit dem Geist seiner Anschaulichkeit. Es genügte ihm nicht, zu sagen, daß Marie Donadieu die Scham ihrer ersten Liebe abstreifte. Er fügte hinzu: »Wie man es sich bequem macht, wenn man nach Hause kommt.« Marie Donadieu »fühlt ihre Seele steigen, alle Fibern durchdringen, durch die Kehle aufwärts, um als Herrin, als Gedanke in ihrem Kopf sich festzusetzen, wie das Auge des Bergmanns in dem hellen Raum seiner Lampe sich heimisch macht«. Man merke in diesen wenigen Worten die dichterische Bildhaftigkeit Philippes. In seinen letzten Werken entsagt er aber dieser Schönheit um der Aufgabe willen, die Dinge und Menschen nur zu beschreiben, und kehrt zu der Knappheit der ersten Werke zurück.

Die Aufgabe, die sich ihm einmal im Anfang seines kurzen Eigenlebens enthüllte, nahm er auf sich, wie ein Handwerker einen Auftrag. Nicht anders. Denn er selbst stammt aus dieser Schicht und ist sich des Blutes der Generation armer, resignierter Menschen ganz bewußt. Er beschreibt sich, sein Leben, seine Widerstände in allen

Gestalten. Er kann es: er empfindet sich nicht als Einzelnen, noch als Mittelpunkt der Welt oder auch nur seiner Welt. Er ist ein Teil, der das Ganze sieht, er ist der Mund dieser Welt. Nicht die Konflikte bestimmen dieses Dasein, sondern sein inneres Geschick: die Zagheit, das Erwarten einer Freude, die Hoffnung auf das Glück, das so gering ist und oft unerkannt vorübergeht, der stete Mut, es endlich festzuhalten, und die schließliche Resignation über den immer neuen Verlust. Das Tragische daran ist so überaus bewußt, daß es aufhört. Es ist gar nicht mehr tragisch, gar nicht zum Verzweifeln, man muß leben. Wie gut sind diese Menschen zum Leben, wie gütig, wie empfänglich allem, was lebt.

Man müßte, um das alles deutlich zu machen, die Romane der Reihe nach erzählen. Ein Beispiel mag den Leser verleiten, alles selbst zu bedenken. Marie Donadieu ist oben genannt. Ich bleibe bei ihr. Sie ist ein »kleines Mädchen« mit allen Fehlern und Vorzügen. Der Student Raphael nimmt sie mit nach Paris. Sie leben dort als Mann und Frau, ärmlich und einfach. Marie hat Abenteuer: ein Referendar, ein Arzt, ein Reicher. Irgendwann hat jedes ein Ende. Das Abenteuer, von dem sie sich fangen läßt, geht wieder von ihr. Jean Bousset ist Raphaels Freund. Die gute Stellung, die er hatte, verlor er durch Parteinahme für die Arbeiter bei einem Streik. Indes: er lebt, ernährte sogar einen Ohm, der krank, arm und sich selbst eine Last, sich ertränkte. Jean ist allein. Er kennt sein ganzes Geschick, denn er ist ein denkender Mensch, der sich selbst mit Worten erklärt. Als Raphael in den Ferien ist, begibt es sich, daß Jean und Marie sich lieben. Und nun geschieht das Eigentliche: denn nie vorher, sondern jetzt wird Marie Jeans Erwartung, Hoffnung, Glück, seine ganze Welt, alles, was war, bezog sich auf sie. Es ist ein Kult ohne gleichen, eine Freude ohne Ziel. — Raphael kehrt zurück. Dieser Besitzende, Ruhige, Starke und Schwerfällige sagt ein paar Worte, und das Weib, das alle Glücksempfindungen des Denkenden geteilt hatte, geht mit dem Ersten. Gewiß: belehrt, kehrt sie nach drei Tagen zurück, es ist zu spät. Die Resignation des Nichtbesitzenden ist bereits mächtig geworden. —

Die gleiche Art Mensch heißt Pierre und leidet in dem Roman »Bübü von Montparnasse«. Bübü ist der Mann, der das Leben wendet und braucht. Zwar ist auch er kein Wollender, ihm geschieht gleichfalls das Leben, denn auch Bübü ist aus der Klasse der Armen, aber er ist von keinem Bewußtsein seines Nichtwollens bedrückt. Es ist etwas wie Wille dabei, daß er, der Geliebte, der Zuhälter Berthes wird, daß er sie auf den Weg der Dirnen drängt. Es ist ihm bequem, denn seine Rohheit ist einfach: »Wenn du dich ödest, kann ich dir ja ein paar runterhauen!« Pierre ist Berthes höhere Liebe. Da sie nun eine Dirne wird, für die jede Nacht den Wert von zehn Franks hat, holt sie sich die große, unheilbare Krankheit und überträgt sie Pierre sowohl wie Bübü. Es geschieht nun nichts Aufregendes deshalb. Die Gütigkeit dieser armen Menschen ist ohne Einschränkung. Sie kennen nicht die Anmaßung des reichen Wohltäters. Sie bewegen ihre Welt nicht, sie wollen sie nicht aus den Angeln heben. Es kommt, was muß. Sie haben ein passives Vertrauen dazu, daß das Kommende zu bestehen sein wird. Es sind keine verkappten Tugendbolde, denen das Leben arg mitspielt. Sie sind so ganz einfach.

Bübü hungert, stiehlt, wird gefaßt und ins Gefängnis gesteckt. Dieses eine Stück des Romans ist zu lesen als eine Probe prosaischer Kunst, die sich des Psychologisierens zu enthalten weiß. Berthe liegt im Krankenhaus und schreibt an Pierre die gute Lüge, er habe sie vergiftet. Ohne den Trost des medizinischen Aberglaubens von einer Heilung entläßt man sie, hilflos, haltlos geht sie endlich wieder zu Pierre, der gut zu ihr ist, sie aufnimmt und sie lehrt, das Leiden der Armen zu begreifen. Pierre, der Denkende, sagt, sie gehörten nun zusammen. Doch eines Nachts kommt Bübü und nimmt Berthe zurück.

Die Gesellschaften, die sich um das öffentliche Wohl kümmern und vor allem die Geschlechtskrankheiten bekämpfen, haben bereits die schöne Literatur zu Hilfe genommen. Doch warum verbreiten sie diesen Roman nicht? Da es in Wahrheit doch nur darauf ankommt, das Überstehen, das Leben zu lehren, nicht die Angst vor der Leidenschaft.

Und noch den Müttern und allen Frauen sollte man das Werk des Charles Louis Philippe darbieten. Noch keiner hat ihr Dasein so wirklich gemacht, wie er es tat. Er singt nicht ihr Lob, er schreibt ihnen keine Hymnen, aber er beschreibt sie ganz. Zwischen den Zeilen oder darüber hin liegt der Hauch der tiefen Innigkeit, die nur in dem Frankreich der großen Kathedralen geboren werden kann. So ist bereits das erste Werk Philippes, der Roman »Mutter und Kind«.

»Der alte Perdrix«, »Bübü« und »Marie Donadieu« ist die Dreiheit eines einzigen Romans von der kleinstädtischen Resignation, den der Novellenband «Die kleine Stadt« ergänzt, während der Roman »Mutter und Kind« ihn einleitet und »Croquignolle« ihn ‹man möchte sagen: zufällig› beschließt, noch einen Ausblick gewährend, wie die verzichtende Armut in der Großstadt das Leben übertreibt und flieht. ‹Die deutsche Ausgabe dieser sechs Romane, besorgt von W. Seidel, im Verlag von E. Fleischel & Co.›.

Es drängt einen, die Kunst Philippes in ein paar Worte zu fassen. Da alles Stoffliche seiner Art bisher Stein auf Stein häufte, Gefühle in Trotz und Widerstand verwandelte und den Kampf der Haufen darstellte, so lag darin die Absicht, monumental sein. Philippe aber entdeckte die Bewegung der Moleküle dieser Materie und zeigte Linie für Linie, er allein ist ornamental. *Georg Hecht.*

Sir Galahad: Minos. München, A. Langen Verlag. – Das Buch der Verfasserin ist nicht ohne Witzigkeit, es bedient sich zwar aller möglichen Tonarten, aber nur die witzige fällt auf. Im allgemeinen beschäftigt es sich mit Evas Ausgrabungen auf Kreta, im besonderen freilich meist mit etwas anderem. Denn die Gründe, derentwegen der Verfasserin irgend was auffällt oder gefällt aus jenen verlassenen Zeiten, nimmt sie mit großer Selbstverständlichkeit aus unsern Tagen, und ihre Unbefangenheit im Vergleichen und Bewerten geht so weit, daß man nicht genau wissen kann, ob Minos Berlin oder Wien erschließt oder Berlin oder Wien den Schlüssel für Minos hat. Jedenfalls erklärt hier eins das andere, bald ist Minos gegenwärtig und das Cottage in problematischer Ferne, bald sehen wir die Leute da ganz genau und begrüßen infolgedessen den Minotaurus mit »Aha!« Was verbindet, wird mit nonchalanter Dialektik vorgebracht, aber diese Gemütsruhe in allen

Jahrtausenden paßt doch nur für Helena und ihre besonderen und monotonen Situationen. Sie ist der einzige Eckstein in der Flucht der Zeiten, der Abklatsch ihrer amüsant wechselnden Gleichgültigkeit kann selbst bei der größten Gerissenheit im Gebrauch des wissenschaftlichen Jargons und der Gebildetensprache immer nur als Indolenz auftreten, wenn auch als pointierte. Zu glauben, unser Ausblick auf diese nahe Gegenwart gebe uns die gleichen Bedeutungen wie die Fernsicht der Geschichte sie gibt, ist banal und ärgerlich. Die Geschichte gibt uns die Kontur, und Kontur ist ein anderes Interesse als Auflesen von blitzenden Steinchen beim Herumschlendern. *R. G.*

Um dieses alles. Gedichte von Arno Nadel. 1914. München, Georg Müller. – Was besonders zu verzeichnen ist: ein Dichter, der alles könnte und doch nicht alles kann. Was wir mit dem ersten Teile ausdrücken, zeigt, daß wir gewöhnliches Loben und Gutheißen nicht am Platze finden, diese Gedichte stehen schon jenseits jener Grenze, die Zweifel an der Existenzberechtigung gestattet. Sie sind sozusagen Kämpfe und Ereignisse, die öffentliches Interesse verdienen. Man muß sie als Phänomene betrachten und sich mit ihnen abfinden. Nur was wir im zweiten Teile sagten, daß der Autor nicht alles kann, nur das ist als subjektives Lob gemeint. Denn hier spielt bei ihm persönliche Selbstüberwindung eine Rolle.

In diesem Band kann man zwei streng geschiedene Hälften unterscheiden, die jedoch über alle Abschnitte verstreut sind. Die beiden Charaktere sind leicht zu trennen, das krasse Widerspiel ist nicht ohne tragischen Sinn. Es geht auf Tendenzen zurück, welche allgemeine kulturelle Weiterungen gestatten. Wir finden Gedichte, die durch sich selbst bestehen, Lieder im unschuldigsten und schönsten Sinne des Wortes, und solche, die beweisen wollen, was der Dichter außerdem noch für Schätze besitzt, die besagen, daß er die Welt noch von drei, vier anderen Seiten anpacken könnte. Es wäre für ihn so leicht, mehr als eine beiläufige Mutmaßung zu liefern, es genügt eine kleine Dosis Lügenhaftigkeit, um eine gutgefügte Betätigung zusammenzukleistern. Man braucht nicht gerade vom Fach zu sein, um zu wissen, daß zu schmachtenden Kadenzen und schwungvollen Schwärmereien, selbst zu Apostel-, Heiligen-, Helden- und Condottierinachahmung nichts als Gelenkigkeit gehört, nichts als die Lüsternheit, dort zu sein, um jeden Preis, wo man nicht hingehört. Die Mischung ist von jedem Apotheker zu erfahren: etwas Ratlosigkeit und etwas »Schönheit«, die so tut, als wüßte sie nichts davon und uns gelinde über das Unbewältigte des Materials, das sie mißbraucht, hinüberleitet, jene Gleichmacherei der Ästheten, die alles getan zu haben glauben, wenn sie wissen, daß die Magdalena die Füße des Heilands mit Myrrhen wusch. Die Magdalena bleiben sie uns schuldig und Christus hat vielleicht rote Lippen — aber das Öl ist da. Wenn man sie nach der Tunika fragen wollte, wüßten sie auch nicht viel zu sagen ‹Flaubert wußte auch solche Dinge›, — aber das Öl ist da. Daß einem Dichter diese Lügenhaftigkeit ganz einfach nicht liegt, ist ein Gedicht für sich. Es erhöht das Leuchten, das sich aus seinen reinen Liedern entfaltet. »Nijinsky als Faun«, »In der Straßenbahn« sind solche gewaltsame Beweise, die mißlingen: das Mißlingen ist wundervoll, eine richtige Erholung. Wir glauben damit nichts überflüssiges

zu sagen. Man braucht nur zu bedenken, daß das Meiste von dem, was man nach Dehmel und Liliencron als Lyrik ansprechen zu müssen glaubte, den Tapeziererermanieren des Parvenugeistes zum Opfer fiel und daß hier noch immer der Schlüssel zum »Erfolg« zu suchen ist. Noch nie war der Bourgeois so romantisch und wählerisch wie heute — er wird ja vom Herren Architekten eingerichtet — noch nie hat er sich so gute Bissen auf den Teller gelegt. Sie sind allerdings für bessere Leute seitdem ungenießbar geworden, nicht weil der Bourgeois sie liebte, was noch nicht so arg zu sein braucht, sondern weil er sie lieben mußte. Früher tat er es nicht unter einem italienischen Sonnenuntergang, heute nicht unter Franz von Assisi und gebrochenen Rhythmen.

Wir wissen schon: auf der anderen Seite der Mißbrauch der Tradition im Sonntagsblättchen, das liebe Volkslied, die tüchtige Ballade. Hier geht jemand an allen Versuchungen der Banalität und der Zukunftsmusik vorbei und gelangt zu seinem Ziel mit vollschwingenden Lungen, mit nackten Rhythmen. Um genau zu unterscheiden, muß man etwas Erfahrung haben in diesen Dingen, man muß wissen, wieviel Zukunftsmusik das fettigste Gehirn schon zu goutieren vermag! und daß Siegfrieds deutsches Horn in den Träumen jedes französischen Rentiers herumspukt! man muß gesehen haben, wie das treueste Publikum eines Bernstein die Logen bei »Götterdämmerung« oder »Salome« stürmt! Ein melancholisches Bild!

Nun, das gehört wenig dazu. Aber trotzdem ist der Gedanke erlaubt: Goethe hat bei diesen Leuten nie eine Rolle gespielt, auch wenn sie Deutsche sind. Und hier ist Goethe, — sehr viel Goethe! *Otto Kaus.*

F. M. Dostojewskis Briefe. R. Piper & Co. Verlag, München 1914. — Das erste Gefühl, das uns ergreift, wenn wir den Band ausgelesen haben und wieder auf die Straße blicken, ist Angst, Angst, daß die Dokumente dieses Heldenlebens irgend einem Kommis in die Hände fallen. Hier würden alle Schattierungen dieser Menschengattung eine gute Beute finden. Was sonst schon zum Gemeinplatz geworden ist, die Trennung des Geistes von den Schäbigkeiten des Tages, wird vor Dostojewskis Alltag wieder zum lebendigen Bedürfnis. Die Briefe haben drei Leitmotive: jeder — buchstäblich jeder einzelne, ohne Ausnahme, — beginnt mit der Erklärung, der Schreiber habe lange keine Zeit gehabt, dann behandelt er regelmäßig eine Geldfrage, möglichst ausführlich, präzis und temperamentvoll und schließt mit einem Bericht über die Frequenz der Anfälle. Diese drei Dinge fehlen nie, Zeit, Geld und Krankheit, und alle übrigen, selbst die heiligsten Interessen, finden eine unmittelbare Anknüpfung. Seht ihr nicht die kleinen Würmer herankriechen, die Verdächtigungen und Banalisierungen? Sie haben alle Platz, vom heroischen Cynismus des modernen Übermenschen »es kommt doch immer auf den Beutel an« bis zur Erkenntnis des Kulturkämpfers »Tolstoj ist gesünder«. Und wir kennen tausend andere glitschige Satzwürmer. — Es gibt vielleicht keinen anderen Künstler, der so unter dem Trivialsten des Daseins gelitten hat, in dieser Beziehung könnte man einen vagen Vergleich mit Van-Gogh versuchen, dessen Seele auch nur unter der Last irgendwelcher plumpen Dinge sich zu füllen schien, über dessen Horizonte ein vierbeiniger Sessel mit der monumentalen Gravität eines Fatums schritt und der

sein rechtes Ohr einer Bordelldame verehrte. Dostojewskis Bürden sind weniger phantastisch, entbehren jeder Dekoration. Die Gefahr des Mißverständnisses ist eine doppelte, da es jedem, der Biographien zu lesen versteht ‹es gehört ein besonderer historischer Sinn dazu, der jenseits von jeder Literaturgeschichte liegt›, klar wird, daß diese drei Blöcke, die Dostojewskis Nacken fortwährend beugten, tatsächlich und wirklich auch die drei Grundsteine eines Lebensbaus waren, die Unsicherheit seiner Tage wurde zur unerschütterlichen Sicherheit seiner Ewigkeiten. Wir glauben nicht, daß es diesem Menschen gelungen wäre, sein Chaos zu ordnen, wenn er die Geißel der Not weniger stark gespürt hätte. Für ihn gibt es keinen Ausweg, nur im Elend findet er die Herrlichkeit, der Preis bleibt ihm nie erspart. Ein einziges Mal scheint er der übermenschlichen Prüfung, die sich immer im richtigen Augenblick wie von selbst kombiniert, gleichsam als ob er sie systematisch, planmäßig sichte, nicht gewachsen zu sein, bei der Vollendung des »Idioten«. Er fühlt es sofort und gesteht es ein und es ist vollkommen richtig: einige Säulen schwanken an diesem Bau. ‹Trotzdem ist der »Idiot« seine durchsichtigste Schöpfung.› Es kamen damals eben noch einige andere Kleinigkeiten hinzu, um die Notlage besonders auszuschmücken: das verhaßte Ausland, d. h. die Flucht vor dem Schuldgefängnis, die schwangere Frau, später der Tod des Kindes. Wir können es überall verfolgen, wie Armut, Hunger und Sorge, die Steppeneinsamkeit Sibiriens und die Trostlosigkeiten Petersburgs zu einem Material verschmelzen, vor dem die Metalle und Edelsteine, die Cellini in der Schatzkammer der Päpste fand, verblassen. — Die Briefe werden durch Auszüge aus den Memoiren der Freunde ergänzt, die, chronologisch zusammengestellt, ein klares, objektiv historisches Bild entwerfen.

Und zwei Stimmungen bleiben in uns haften, als hätten sie uns die Seele aufgerissen, die Abreise von Petersburg, beim Transport nach Sibirien: Weihnachtsabend, grimmige Kälte, der Bauernschlitten mit dem Kosaken, an den erleuchteten Fenstern der Freunde vorbei, mit dem Gedanken an die Kinder des Bruders, die jetzt Christus erwarten. Und ein Sommer in Florenz: Gluthitze, großer Geldmangel, der die Abreise verhindert, beinahe täglich Anfälle, ein »winziges Loch, dessen Fenster auf einen Marktplatz mit Arkaden und herrlichen Granitsäulen hinausgehen und auf einen Brunnen, in Gestalt eines riesengroßen bronzenen Ebers, aus dessen Rachen das Wasser floß — ein klassisches Kunstwerk von ungewöhnlicher Schönheit«. Ist es nicht Raskolnikow, der von Napoleon träumt? die Farben sind jedoch viel, viel reicher geworden. Zwei Dinge erfüllen die Seele des Dichters in diesem Augenblick: die Frage, warum die Luft und das Grün trotz der ungewöhnlichen Hitze so wunderbar leicht und frisch bleiben und die Sorge um den russischen Atheismus.

Es hat eben einmal so zwischen 1821 und 1881, ein Mensch existiert, der von der Katorga ‹in welche ihn übrigens der jetzt so verhaßte Atheismus gebracht hatte› bis nach Florenz eine gerade, eherne, ungebrochene Linie zu ziehen verstand und darüber nicht den Kopf verlor. Nur hie und da schmetterte ihn der Rausch zu Boden. Sollte die Strecke aber auch wirklich nicht länger sein als von Nazareth auf den Golgatha? *Otto Kaus.*

Gegen schlechtes Deutsch wendet sich P. D. im »Türmer« mit beachtenswerten Vorschlägen:

Im Hinblick auf das schlechte Deutsch an den Aufschrifttafeln der Geschäftsläden hat der Bürgermeister von Wien die Genossenschaft der Schilder- und Schriftenmaler ersucht, fortan bei allen Bestellungen von Schildern und Firmentafeln auf einen einwandfreien, allen Grundsätzen der deutschen Sprache entsprechenden Wortlaut zu sehen und sich zu bemühen, auch zur Ehre ihres Gewerbes einer um sich greifenden Sprachverwahrlosung in der alten deutschen Stadt entgegenzutreten. Die Direktion der städtischen Sammlungen ist bereit, mit ihrem Rate zur Seite zu stehen.

Man fahre fort:

Im Hinblick auf das schlechte Deutsch im Artikel des Herrn P. D. hat der Herausgeber den Schutzverband der Artikel- und Schriftenmaler ersucht, fortan bei allen Bestellungen von Artikeln und Waschzetteln auf einen einwandfreien . . . . usw. Jeannot Emil Frh. v. Grotthuß ist bereit, mit seinem Rate zur Seite zu stehen.

Sigma.

Der Werkbund in Köln 1914. — Die Werkbundausstellung ist kein Erfolg, obgleich dieser Bund bisher Erfolg gehabt hat. Wenn er diese Ausstellung als gelungene Probe auf sein Exempel ansieht, so ist er wert, daß er untergehe. Wir hoffen, er betrachtet sie als die Kinderei, die sie ist. Der Werkbund ist noch sehr jung.

Immerhin ist einiges zu überlegen. Von einem der führenden Geister, von Muthesius, ist ein Zimmer oder ein Raum ausgestellt, dessen Errichtung er geleitet hat, aber ich glaube, mit sechs namentlich aufgeführten Unterinstanzen, davon eine mindestens, deren Beruf es lediglich zu sein scheint, »künstlerische« Direktiven zu geben. Daß auch in diesen Gebieten ein Spezialistentum aufwächst, eine Teilung der Kompetenzen, ist ein trauriger Wink. Aus deutschen Künstlern werden zu leicht Pedanten nach vierzig, also auch beim Kunstgewerbe?

Da sieht man schon, wie wir immer noch es verstehen, Abstraktionen zuzumuten, sich selbst genügende Realitäten zu sein. Die Werkbundausstellung versucht ein ästhetisches Prinzip für sich selbst darzustellen. Das hat sich bestraft. Die theoretische Beruhigung der Gemüter, welche diese Ausstellung einem bedürftigen Publikum vorsetzten, wird ihnen durch die reelle Langeweile vergolten, die diese Ausstellung herbeiführt.

Aber, erstens: die Ausstellung ist ja noch nicht fertig. Aber eine Werkbundausstellung darf nicht unfertig auftreten. Es gehört zur Moral des Werkes, fertig zu sein, wenn es dem Käufer übergeben wird. Aber, zweitens: geringe Mittel. Ja, mein Gott, wogegen streitet denn der Werkbund, als gegen jeden Zwiespalt zwischen Auftreten und Haben? Aber, drittens: »es muß erst werden«.

Aber gerade, was werden soll, kann der Werkbund so schwer entscheiden. Daß der Gegenstand, welcher seinen praktischen Sinn in seinen Formen aufweist, »schön« ist, das kann nur als negatives Prinzip gelten. Niemals wird aus ihm jener beglückende Überschuß des rein Ästhetischen entstehen, den ein Bild geben kann. Folgte man

den Prinzipien des Werkbundes, so wäre das beste Olivenöl schon das schönste Bild und seine Dosierung mit Farben ebenso niederträchtig, als seine Verstreichung auf die Leinewand. Aber der Werkbund versteht keinen Scherz. Also erwidern wir ihm, daß wir seine Panzerplattenpresse nicht verstehen. Es ist ein kolossales und ernsthaftes Ding, aber es bedarf einer durchaus romantischen, ja schwärmerischen Einstellung, um es schön zu finden. Das Sonderbarste und Ergreifendste an ihm ist, daß es existiert, die Zusammenrottung von Energie in ihm ist ein Grund reiner Beschaulichkeit, der ästhetisch vergleichbar, die Bändigung dieser Energie findet einen gewissen formalen Ausdruck, aber gerade nicht, wie ihn auch das Kapitäl einer Säule gibt, denn die tiefsinnige Erfindung und Eindeutung ihrer Funktion in ihre Form, fehlt ja bei der Maschine ganz und gar. Es bleibt das Kolossale, für dieses Wort sind wir Deutschen ja berühmt. Es tritt ungeheuer nackt auf, und diese Nudität ist gerade das Gegenteil vom Schönen der Säule, ihre Funktion wird mit der Erkenntnis ihres Sinnes nicht abgetan, sondern gerade bekleidet. Das Nichtnotwendige macht schon die früheste dorische Säule schön, damit ist nicht gesagt, das Überflüssige . . .

Das Pathos der Monstrosität, das uns hier nahegelegt wird, in der Abschwächung einer vernünftelnden Ästhetik, ist rein literarisch und ebenso, wenn die Fabrik, daneben, schön sein soll, so nur durch vermittelnde Vorstellungen, welche etwa bei der Schönheit durchsichtiger Organisation halt machen. Vorbedingung ist natürlich, daß das betroffene Objekt in seiner reinsten Eigentümlichkeit auftritt, und auf diese gedrungen zu haben, ist ein Verdienst des Werkbundes, das mit Nachahmung belohnt werden möge. Aber das Wahre genügt, das Schöne braucht keine Entschuldigung für das Wahre zu sein, im Gegenteil, es verfälscht die Wahrheit, und macht sie in diesem Zusammenhang entweder zu einer Sentimentalität oder zu einer Feigheit. Denn warum gibt man nicht bei dem gegenwärtigen Einfachheitsenthusiasmus vor, der gegenwärtige Mensch wünsche eben nicht durch ästhetische Ablenkungen darüber verwirrt zu werden, zwischen welche Gegenstände und Dinge er eingeklemmt sei? Also Gründe der Ernüchterung. Ja, man könnte es als eine sittliche Angelegenheit des industrialisierten Menschen auffassen, daß er seine Umgebung kennen lernen will, seine oft recht verdammte Umgebung von Fabriken und Panzerplattenpressen, ohne die kleinen Schlafmittel ästhetischer Bequemlichkeit. Dies zum Beispiel. Es ist ebenso billig, wie die ästhetische Wichtignehmerei, ich führe es nur auf, um zu zeigen, wie billig diese ist.

Daß die ästhetische Ausdeutung für das Programm des Werkbundes wirklich recht unwesentlich ist, dafür ist der Rahmen charakteristisch, den er seinen braven Kindern für ihre Werke gegeben hat. Der monumentale Eingang ist schlechterdings schauderhaft. So wie das Spiel des Schmuckes beginnt, hier wie überall, eine Öde! Eine Gedankenlosigkeit! Eine Absichtlichkeit! Eine Hoffnungslosigkeit! Eine Vorzeigerei! Weil der Zweck vieles tun kann, soll er alles tun. Diese Ladenstraße! Es gibt doch viele »Lauben« auf der Welt, warum sind gerade auf der Werkbundausstellung die Bogen wie die Nadelöhre gebaut, durch die das testamentliche Kamel eher als der reiche Mann gehen soll? Warum sind einige Läden im schlimm-

sten Durcheinander aufgebaut? Auch dermaßen »schön«, daß man nicht mehr sieht, was da verkauft werden soll. Das niederrheinische Dorf ist ja sehr gut. Im Oldenburg-Bremerhaus finde ich Herrn Stoffregen ausgezeichnet. Schroeder, Troost sind allzu interurban geworden, sie sind nicht mehr so prägnant in ihrem Geschmack.

Bremen wird sich seiner guten Seiten allmählich zu bewußt. Der wirklich verdienstvolle Initiator des Bremer Hauses führt sich als »Künstler und Kunstfreund« auf. Aber Mäzenas war nie in der Lage, von sich als Mäzen zu reden. Oder zu drucken. Solche kleine Extravaganzen — und der goldene Schnitt, ach, gehen in dieser Ausstellung um, und wenn der nicht ansteckt, so doch leicht seine Langeweile. Das Thema der Leere überwiegt fast überall, die Sahara in die Vertikale erhoben, mit spärlichen Ornamenten, als Oasen voll Trockenheit, darin. Eigentlich gar nichts neues mehr, dies Programm kriecht schon hinter sich her. Deutschland uniformiert sich auch da, alle Architekten, die auf sich halten, führen den Kampf gegen den Geist mit der Vernunft. Diese Nation leidet immer noch an nachgiebigen Nerven und hypertrophem Gehirn, sie ziehen ihre Person aus dem Kampf, um die Sache sprechen zu lassen. Daß Einfache eignet sich zum Requisit so gut wie das Vielfache! Es ist kein Fortschritt, den historischen Stil der Renaissance etwa zu verlassen, um jetzt alle Fassaden mit Streußelkuchenstücken herzustellen.

Es ist nicht übel, wie Wien für seinen Hof die Alhambra benutzt. Die ganze Österreicher Ausstellung mit ihren Wagnissen und Vollendungen ist besser als die Blutleere, Repititionswut und Besinnlichkeit des deutschen Kunstgewerbes. Die Lobmeyerschen Glassachen mit ihrer unendlichen Erfindung erlösen den vom Lineal und inhaltlosen Quadratkilometern gehetzten Geist.

Ich finde, daß Meyer-Gräfe all diese Unerquicklichkeit schon längst prophezeit hat und möchte nicht zu denen gehören, welche ihn vergessen, um sich seiner Gedanken zu erinnern. Wenn die Gegenwart ein künstlerisches Ideal hat, so steht jedenfalls fest, es hat nichts mit dem Kunstgewerbe und allen seinen Materialismen zu tun. *R. G.*

Kunst-Ausstellungen. — Diese Ausstellungen dünken mich öffentliche Unfälle, die dem Vermischten des Reporters zugehören. In jedem Fall: die Antithese von Kunst nennt sich heute Ausstellung. Fast ein jedes Bild bezeugt ein unerzogenes Sehen, das den Maler nicht vor optischen Kreuzungen, formalem Vermischen bewahren kann. Ich erhoffte uns ein organisiertes Auge, noch mehr: ich erwartete, einem durch Gesetzmäßigkeit befestigten Schauen entspräche allmählich eine gänzlich bestimmte Menschlichkeit. Ich beklage die Schwäche der Jungen, die hilflos von einem Rezept fremder Ärzte ins andere krank liegen: kurzatmig bleiben sie auf einem kaum begonnenen Marsch und es mißrät ihnen, anderes zu ermalen als geringe Vorurteile des Sehens, ein ungefähres Pathos, das weder gefährdende Erschütterung noch eine nur entworfene Ordnung aufzeigt. — Fertig wurden die Modelle unsern Malern vorgewiesen, vorbestimmte Arten der Darstellung waren ihnen zubereitet, vorsichtig übernahmen sie billige und unbedeutendere Teile der ihnen gebotenen Weisungen und verstanden es nicht, Lehren aus zweiter Hand eine eigene Idensität zu geben, sie teilten und verminderten diese. Man redete von Synthesis, und verrohte schon

geformte Elemente, man drohte mit Revolten, und wirre Akademiker verschütteten eine nicht unwichtige Erwartung. Wir kennen die Vorbilder, die man gefällig mechanisierte, ewige Schüler schablonierten die fertig vorgefundene Kunst der Franzosen und vorschnelle Ideologen täuschten fragmentarische Versuche — wobei kaum ein Teil des Formens zur Durchbildung drang — zu methodischen Gewinnsten. Man möge die traurige Verbilligung des Sehens eingestehen, welche die feige Verlegenheit dieser Augen verschuldete. Nichts anderes tat man: traf man auf ein Ganzes einer Lehre, entnahm man die bequemen, reizenden Teile und vermischte sie oft vielfältig widersprechenden Stücken eines billig konventionellen Sehens, was einmal als Wille zur Ordnung überzeugte, schwächte man zur haltlosen Laune des Eklektikers. Wenn das Malen gänzlich pausiert, treibt man auf dem Leinen leere Gymnasiastenliteratur.

Nicht anders als bei den Malern verhält es sich mit den Bildhauern, wiewohl der Kubismus ihnen Entscheidendes erregen mußte.

Zweifellos, dieses Erneuern des Malens war nicht ausreichend expansiv, man betrieb ein belangloseres Verändern von Teilen, kaum einer zerriß die Grenzen des Bildnerischen, was jede Erneuerung bedingt, wenn in ihr verpflichtende Gesetze gefunden werden sollen. Typ dieses vorsichtigen Revolutionärs ist der Liberale, wo es des Unbedingten bedurfte, dem das Ziel nicht Vertrag und nächste Ausstellung sondern ferner und gefährlicher Versuch bedeutet. Im ganzen: man wende sich anderem zu. Adieu Malerei!

Das Denken über, das ist Weiberart, sich von bereits Gedankengeformten beschlafen zu lassen, ist dermaßen erfolgreich eingedrungen, daß man vieles heutige, Gemälde und Dichtungen, als Vorschlag oder Anleitung zum Gemälde oder Gedicht bezeichnen muß. Der Feuilletonismus bemächtigte sich in diesen Fällen vor allem, des Monumentalen, die Beispielsbilder absoluter Kunst gelten mir eher als plakatierte Traktate, denn als Kunst.

Der Teufel wohl erfand die Simplizität, um ihm peinliche Sünder zu verkleiden und dem betrogenen Gott einzuschmuggeln. Simplizität ist ein Zeichen, daß vieles mechanisiert wurde und nicht mehr dargestellt werden braucht. Sie ist keine Form da sie den Trük des Andeutens, der Interpretation besagt. Simplizität besagt nichts von Anfang. Beginn ist immer das Zusammengesetzte, wo man im einzelnen alles zu sagen gezwungen ist. Simplizität umgeht die Form, die Unterordnen, Wertbetonen enthält. Simplizität, das ist das Sehen des Bürgers, sein Sprechen, wo alles im Hauptsatz auf einer egal grünen Wiese guten Tag sagt.

Man möge doch die Metaphysik so selten anrufen wie einen Gläubiger, den man nicht auszahlen kann. Heute aber, da jeder ein unbestimmtes Gesicht aufsetzt, steckt sie in jedem üblen Wind, aber nicht wie eine Ausrede, daß der Verstand nicht reichte, sondern als Positives, als Programm und einziger Gegenstand der Darstellung. Da man sie gänzlich verlor, materialisiert man sie dinglich. Selbstverständlich eine gänzlich erdachte, die von einer anderen erdachten umgeworfen wird, die Metaphysik wurde zur einzigen Sensation. Sie steht und fällt mit der guten und schlechten Malerei des Herrn X und wird als Marktwert hochgetrieben

und gelöscht. Infolgedessen ein besonderes Kunsturteil: entweder du malst und glaubst diese Metaphysik oder du bist unmoralisch und ein schlechter Kerl.

Etwas gemein erscheint es mir, in einer Zeit der Versuche Kritiker zu sein, im Sinn des Zensurengebens. Damit schafft man nur Verwirrung. Der Kritiker solcher Zeiten sei miterschüttert, auch auf der Suche und leidenschaftlich bemüht, das gedachte Analogon zur Kunst zu geben. Die Unfähigkeit der Kritiker, die völlig formlose Kunstgewerblichkeit der Literaten bürdete den jungen Malern das verwirrende Geschäft des bewußten Theorems auf, das zum Schreiben verpflichtet. Da hierzu die meisten unvermögend sind, müssen sie die nirgendwo verdeutlichte und gesonderte Ideologie in die Bilder hineinstellen und die Augen zur Einseitigkeit einer hemmungslosen idee fixe verstarren. Wer hätte nicht sein Absolutum, sein Unbedingtes an der Hand, das über die fruchtbare Relativität der Dinge hinwegtäuscht, indem man dem Bild ein Urteil, ein Dogma einmalt, während ein dogmatisches Verhalten eher die Wirkung der Bilder sein müßte. Die der Anschauung fremde Ideologie löst jede Form und macht das einzelne Bild zur Metafer eines darüber hinausgehenden Theorems: die Bilder verrinnen zu Kommentaren einer Kunstphilosophie. Da diese anscheinend akademischen Bilder eine sie überdringende Reflexion enthalten, die das einzelne Bild ironisiert und für nichtig hinstellt, muten mich romantisch an. Das Bild verschrumpft zur Illustration der Ideologie und diese gerät zum episodenhaften Genrestück. Etwas von zwiefältiger Allkunst steckt in diesen Bildern, die gesonderte Arten des Darstellens fast verkuppeln. *Carl Einstein.*

Alphons Paquet, Erzählungen an Bord. Rütten & Loening, Frankfurt a. M. — Es kommt vor, daß man des Abends auf dem Lande, nach einer Jagd etwa, am Kamin, das Plaudern vergißt darüber, daß einer der Gäste ein Erlebnis erzählt, dessen Anekdote weniger interessiert als der Erzähler selbst, sein Weltbild, seine geistige Form. So Paquet in diesem Buche Erinnerungen von Reisen und dabei gesehenen Menschen, Dingen, die einem geschahen — das wird hier mit einer intensiven Anschaulichkeit erzählt. Erzählt und nichts weiter. Die Steigerung zur Novelle unterblieb, aber auch diese im heutigen Skizzenwesen grassierende unangenehme Pointierung. Hier ist eher das Gegenteil getan, insofern diese erzählten Geschehnisse zum Schlusse hin nicht nur nicht sich zuspitzen, sondern sich weit in das magische Leben öffnen, wie in einen breiten Strom des Lebens münden. Die Persönlichkeit des Erzählenden wird dadurch deutlich und äußerst sympathisch vorgestellt. Immerhin ein Buch nur leichten Gewichtes, gemessen an Paquets Mysteriumspiel, nicht am heutigen Durchschnitt, den es wie ein Turm überragt, auch dort, wo es Plaudern ist.

E. E. S.

Victoria zu Berlin

*Lebens-Versicherungsbestand: Über 2 Milliarden und 293 Millionen Mark * Gesamt-Vermögen über 948 Millionen Mark * Prämien- und Zinsen-Einnahme in 1912: 194 Millionen Mark * Für 1912 erhalten die Versicherten 36,064,060 Mark Überschuss als Dividende.*

Die Victoria betreibt:

1. Die Lebens-Versicherung

Die Versicherungs-Bedingungen sind bei keiner Gesellschaft günstiger. Die Versicherungen sind nach einem Jahre unanfechtbar und nach 3 Jahren unverfallbar. Sie gelten für die ganze Erde und auch ohne Sonderprämie für den Kriegsfall. Die Versicherten werden in der allerumfassendsten Weise am Geschäftsgewinn beteiligt.

2. Die Unfall-Versicherung

Mit und ohne Gewinnbeteiligung, mit und ohne Prämienrückgewähr. Bei den Versicherungen mit Prämienrückgewähr wird die gezahlte Prämie nach Ablauf einer bestimmten Reihe von Jahren oder bei früherem Tode voll zurückgezahlt, wenn auch vorher Unfall-Entschädigungen gezahlt wurden. Für Erwachsene und Kinder.

3. Die Lebenslängliche Eisenbahn- und Dampfschiff-Unglück-Versicherung

Die Versicherung gilt für alle Eisenbahnen und Straßenbahnen der Erde und für alle Personendampfer der europäischen Meere, Seen und Flüsse und zwar für die ganze Lebenszeit des Versicherten. Es ist nur eine Jahresprämie zu zahlen, die in Wochenbeiträgen entrichtet werden kann.

4. Die Volks-Versicherung

Sie ist Lebensversicherung gegen Wochenbeiträge. Die Aufnahme erfolgt ohne ärztliche Untersuchung. Die Victoria hat hierin das größte Geschäft. Sie versichert Erwachsene und Kinder.

5. Die Haftpflicht-Versicherung

für Automobile, Private und sämtliche Berufe

Die Tochtergesellschaft
„Victoria, Feuerversicherungs-Aktien-Gesellschaft" betreibt:

1. Die Feuer-Versicherung / 2. Die Versicherung gegen Mietverluste infolge von Brand, Blitzschlag oder Explosion.

3. Die Einbruchdiebstahl-Versicherung

Anfragen sind unter Bezugnahme auf dieses Blatt zu richten an das

Zweigbureau der Victoria, Berlin, Friedrichstrasse 200

Victoria zu Berlin